

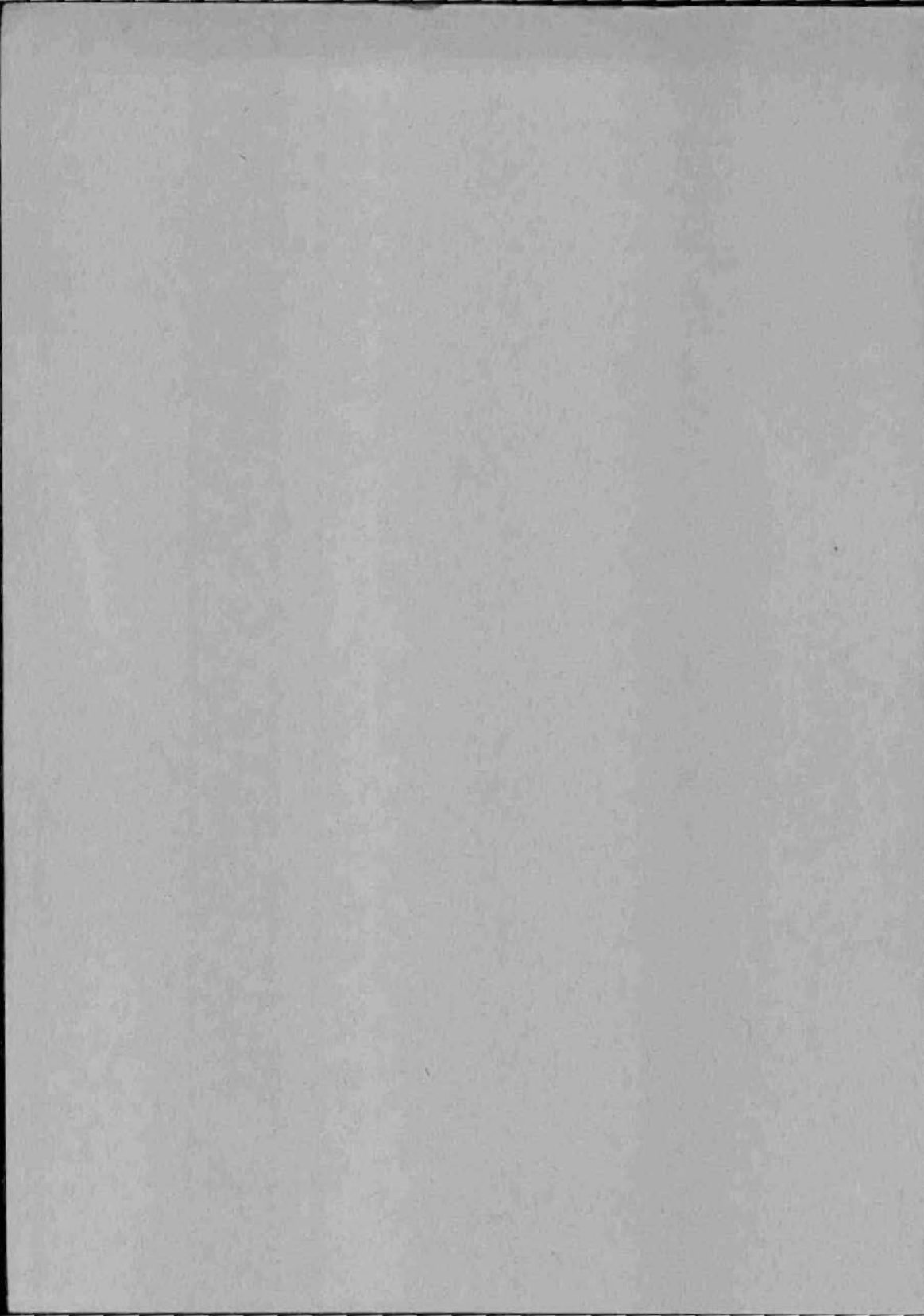
**Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar und der angrenzenden Landesteile  
in Donaueschingen**

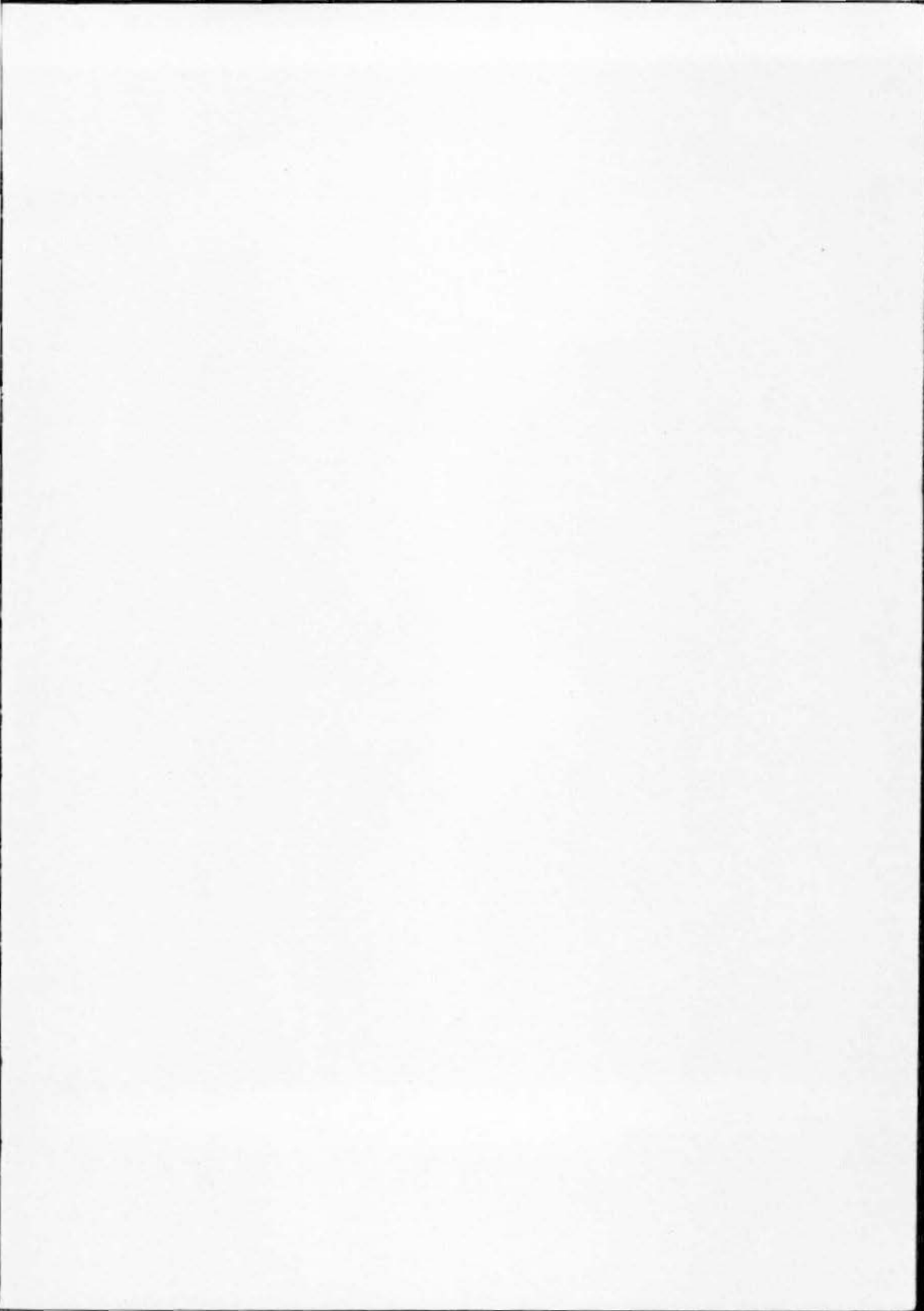
---

**Festschrift**  
**zum 60. Geburtstag**  
**Seiner Durchlaucht des Prinzen**  
**Max Egon zu Fürstenberg**

**XXIV. Heft - 1956**

---









*MAX EGON PRINZ ZU FÜRSTENBERG*



**Festschrift**  
zum **60. Geburtstag**  
**Seiner Durchlaucht des Prinzen**  
**Max Egon zu Fürstenberg**

Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar  
und der angrenzenden Landesteile in Donaueschingen.  
XXIV. Heft · 1956

---

Druckerei Anton Meder Donaueschingen · 1956



DURCHLAUCHTIGSTER PRINZ!

HOHER PROTEKTOR!

*Wenn wir das vorliegende Heft unserer Vereinsschriften als Festschrift zum 60. Wiegenfeste auf den Geburtstagstisch Euerer Durchlaucht legen, so erfüllen wir damit eine freudige Pflicht der Dankbarkeit.*

*Vor rund 150 Jahren ist unser Verein in der heutigen Form unter der tätigen Mithilfe des Fürstenhauses gegründet worden. Seitdem ist das Interesse des Fürstlichen Hauses an unserer Arbeit nie erlahmt, einer Arbeit, die sich die geschichtliche und naturgeschichtliche Erforschung der Baar und der ehemals Fürstenbergischen Lande, also unserer engeren Heimat, zum Ziel gesetzt hat.*

*Wie die Vorfahren so sind auch Euere Durchlaucht von wärmster und treuester Heimatliebe erfüllt. Wir wissen um das hohe geistige Streben und die innere Anteilnahme Euerer Durchlaucht an allen wissenschaftlichen, kulturellen und künstlerischen Bestrebungen und haben der Beweise genug, wie sehr Euere Durchlaucht als Begeisterung ausstrahlende Persönlichkeit ganz besonders auch unserem Vereine in seiner Tätigkeit ratend, fördernd und helfend zur Seite stehen. Euere Durchlaucht sind unser Protektor in des Wortes wahrster und schönster Bedeutung.*

*Unsere herzlichen Geburtstagswünsche schließen den Wunsch für uns in sich, Euere Durchlaucht mögen noch recht viele Jahre unserer verehrter Protektor sein.*

Donaueschingen, 31. März 1956

*Der Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar  
und der angrenzenden Landesteile in Donaueschingen*

*Dr. Eduard Johne*

*1. Vorsitzender*



# Von der Größe des Waldes

Essay

von

Josef Nikolaus Köstler

## 1.

In Donaueschingen über die Größe des Waldes zu sprechen, könnte eine pikante Note haben. Der Journalist möchte eine Reportage wittern, der Statistiker den Stift zücken, der Verbandssekretär Mitgliedsbeiträge berechnen und der Steuereinnahmer vergnügt schmunzeln. Diese zeitgenössischen Notgemeinschaftstypen sollen enttäuscht werden. Von der Größe des Waldes schlechthin soll die Rede sein im substantiellen, kulturellen und anthropologischen Bereich. Für manche Frage bietet sich der Fürstenberger Wald geradezu als Paradigma an, auch manches „Außer-Waldliches“ der Fürstlichen Sammlungen mag herangezogen werden.

Vom Fürstenberg'schen Wald zu sprechen, wird dem Tatsächlichen nicht ganz gerecht; denn der Fürstliche Besitz liegt in Reviere und Distrikte verteilt in einem weiten Gebiet, dessen Umgrenzung beiläufig mit dem Flecken Markdorf, der Stadt Stühlingen, dem Feldberg, der bekannten Waldbauerngemeinde Schapbach, Gutenstein a. d. Donau und Königseggwald anzugeben ist. Die Waldbesitzungen liegen also nicht nur um die Baar, sondern reichen weit hinauf in den Schwarzwald, decken Albhöhen und ziehen sich hinunter bis an den Rhein und den Bodensee. Vielfältige Landschaften mit Höhenlagen zwischen 300 und 1500 m, mit verschiedenen klimatischen Bedingungen, mit unterschiedlichen Standorten und Waldgesellschaften! Nach Ausdehnung und Zusammensetzung in Westeuropa ein einzigartiger Waldbesitz, der vom Besonderen ins Allgemeine und Grundsätzliche weist.

## 2.

Zur Vorstellung des Waldes gehört die Größe. Niemanden wird es einfallen, nachbarlich verbundene Bäume auf einigen Morgen einen

Wald zu nennen, vielleicht ein Wäldchen. Der Unterschied zwischen Wald und Wäldchen zeigt das Verhältnis. Wo heute noch der Wald die Landschaften beherrscht: für die Karpathen, Finnland oder gar für die Zonen des nördlichen Nadelwaldes (Sibirien und Kanada) und des tropischen Regenwaldes (Amazonas und Kongo) sind riesige Flächenzusammenhänge charakteristisch. In den mitteleuropäischen Kulturlandschaften hat der Wald diese unermeßlich scheinenden Dimensionen längst verloren. Aber immer noch gehört zum Schwarzwald und anderen Waldgebirgen, daß der Wanderer während stundenweiter Wege im Waldesdunkel untertauchen kann.

Eine größere Waldfläche wird auch für die geordnete Behandlung des Waldes als notwendig unterstellt. Gewiß können verhältnismäßig kleine Waldteile im Plenterbetrieb nachhaltig bewirtschaftet werden; diese Möglichkeiten sind aber heute auf recht beschränkte Gebiete begrenzt. Der in kleine Parzellen zerstückelte Wald ist häufig verwüstet; er ist schwer wieder in Ordnung zu bringen und zu halten.

Zum forsttechnisch geordneten Wald gehört also meist eine angemessene Flächenausdehnung; sie gehört dazu, damit die Vielseitigkeit eines richtigen Waldes sich entfalten kann. Gemeint ist dabei nicht in erster Linie die Vielseitigkeit der Standorte und ihrer Waldgesellschaften, wiewohl einem rechten Waldbau auch die Abwechslung der Baumarten zukommt, wie sie gerade in unserem Gebiet gegeben ist: die Eiche als edelste Nachbarin der Rebe, die Fichte als Beherrscherin der Gebirgshöhen, die Tanne als echter Urwaldzeuge, die Buche als Schmuck der Kalkberge, die Föhre als Edelrasse der Schwarzwaldosthänge. Diese befruchtende Wirkung der Baumarten und der ihr Auftreten bedingenden Standorte ist nicht zuerst gemeint, sondern gemeint sind die Wirkungen großer Waldbestockungen im Wirtschaftlichen durch die Holzerträge, im Landschaftlichen durch den günstigen Ausgleich des Wasserhaushaltes und durch den Bodenschutz und in der Vielzahl sonstiger freundschaftlicher Beziehungen des Waldes zu Land und Stadt.

Alle guten Funktionen des Waldes werden in größeren Besitzzusammenhängen am günstigsten gewahrt. Gerade unter den privaten Waldbesitzern hat es seit Jahrhunderten solche gegeben, die aus der Sorge für ihren Wald die angedeuteten Allgemeinbelange bestens gesichert haben.

Die Sorge um das anvertraute Gut hat ja schließlich zum Ausbau einer Ordnung der Forstbetriebe geführt. In der Heiligenberger Landordnung von 1324 wird bereits ein Forstmeister genannt, dem



Fürstlich Fürstenbergisches Revier Unterhölzer  
Alte Huteichen im Naturschutzgebiet

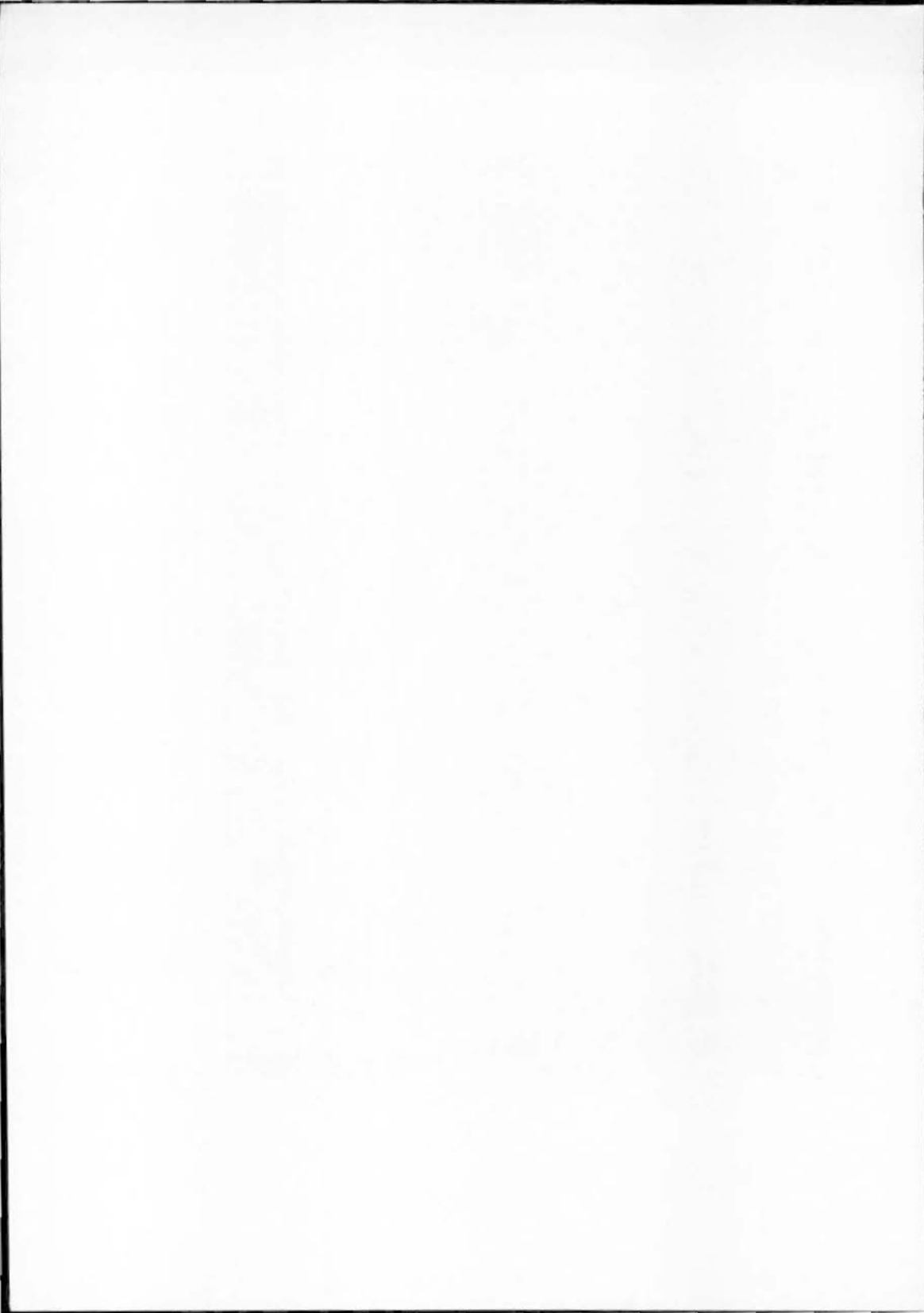
Foto: Köstler





Fürstlich Fürstenbergisches Forstamt Lenzkirch, Abt. Wanne am Feldberg  
Fichtenelitebestand

Foto: Köstler







Fürstlich Fürstenbergisches Forstamt Heiligenberg, Achegg, Abt. Brüten  
Hervorragender Buchenaltbestand

Foto: Köstler





Fürstlich Fürstenbergischer Park zu Donaueschingen  
Winterstimmungsbild von Wasser und Baum

Foto: Grill



allein das „Bannrecht“ zuzustand, also die ausschließliche Befugnis Holz zum Einschlag freizugeben. Als in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, unter der Einwirkung des Rationalismus „die Forste eingerichtet“ wurden, fand die alte Tradition nun ihren Niederschlag in wohl überlegten technischen Planungen, für die ein bekannter Name wie der des Fürstlichen Landesoberforstmeisters Freiherr von Lassberg zeugt. Sorge und Pflege kennzeichnen eine durch Jahrhunderte reichende Entwicklung. Heute fortgesetzt und verdichtet in einer vorbildlichen Betriebsintensivierung, wie sie beispielsweise in der Anweisung der Forstdirektion über die Pflege der Jungbestände oder in der für die fürstlichen Waldungen seit langem musterhaften Sortierung und Lagerung des Holzes zu sehen ist.

Die Wirkungen des aufklärerischen Rationalismus auf die Entwicklung des Forstwesens waren zweiseitige: auf der einen Seite kam Ordnung in die schwer überschaubaren Wälder, wurden die Voraussetzungen für hohe Holzertragsleistungen geschaffen und wurde das tragende Fundament der Nachhaltigkeit (Dauer, Stetigkeit und Gleichmaß der Holzerträge) gegründet, auf der anderen Seite verführte die Anwendung rationeller Prinzipien zur Verkennung der Naturgebundenheit des Waldes; Mechanisierungsversuche scheiterten, und anfällige Wälder auf erkrankten Böden blieben als Erbe.

So hat das Forstwesen eine ihm ganz eigentümliche Struktur bewahrt. Vieles blieb urwaldnahe, behielt die Bindung an die natürlichen Abläufe; es könnte gesagt werden: Auch das Forstwesen hat den Wald nicht überwunden. Nach allen Erfahrungen der letzten zweihundert Jahre mißtrauen wir im Walde den hurtigen Rationalen und fixen Tagesjongleuren. Pressler's „Rationeller Forstwirt“, 1865 ungemein fortschrittlich anmutend, ist für die Gegenwart eine ernste Warnung.

Was unter „Waldpflege“ und unter „freiem Stil des Waldbaus“ verstanden werden will, fußt sehr stark auf den Leistungen privater Waldbesitzer, die selbst oder deren beauftragte Waldbetreuer die Bindung an die Waldnatur für wichtiger erkannten als von anderen Wirtschaftsgebieten übernommene meist trügerische Lehren. So bleibt der Waldbau traditionsgebunden auch darin, daß Vorratsreichtum und Holzerträge mehr noch der Beurteilung nach Reservehaltung und Sparsamkeit, den alten hausväterlichen Grundsätzen, unterliegen als angespannten Kalkulationen, die von vornherein mit viel Skepsis zu betrachten sind, da sie sich auf eine ferne Zukunft richten, über deren Verhältnisse wir nur unzuverlässig spekulieren können.

Das Bekenntnis zur Tradition ist leicht dem Vorwurf der Rück-

ständigkeit ausgesetzt, der umso weniger stichhaltig sein wird, je mehr die Gegenwartslage geklärt und durchleuchtet wird. Abgesehen von unzulänglichen Lösungen lassen sich im Waldbau deutlich drei Entwicklungsrichtungen unterscheiden: die von Karl Gayer begründeten und von seinen Schülern ausgebauten Lehren der Bindung an die Naturgegebenheiten, wie sie vor allem in der Schweiz und in namhaften Teilen Süddeutschlands befolgt werden. Eine zweite Richtung sucht neue technische Verfahren der Bodenbearbeitung und Düngung mit Raschwuchsbetrieb marktgefragter Nadelholzsorten zu vereinigen; ein zweifellos für mißbrauchte, aber verbesserungsfähige Böden diskussionsfähiges Problem. Ein dritter Typ schließlich findet sich in Aufforstungen warmer Gebiete, wie in den Pappelplantagen der Poebene, wo schon äußerlich der Waldcharakter aufgegeben ist und ein durch Bodenbearbeitung, Düngung, Weitständigkeit und Astung vollrationalisierter Holzzuchtbetrieb genormten Pflanzgutes erscheint mit kurzer „Herstellerfrist“ von 12 bis 15 Jahren.

Diese Ausholung ins Forsttechnische ist geboten, um zu klären, daß das folgende Bekenntnis zu einem Optimum der Waldbehandlung nicht in Unkenntnis der Gegenwartslage abgegeben wird. Wo die dem Wald zukommende Größe wirksam wird, ist ein Optimum der Waldbehandlung erstrebenswert, das den Wald Wald bleiben läßt. Zu diesem Optimum gehört die natürliche Waldgesundheit mit der Zusammensetzung der Bestockung aus den standortsheimischen Baumarten und erträglichen Gastbaumarten, mit allen Lebewesen der natürlichen Biozöosen; solcher Wald ist wenig anfällig gegen die in unseren Gebieten geläufig gewordenen Schäden, es ist nicht so schwer ihm die notwendige Sicherung für einen geordneten Betrieb zu geben; zum Optimum gehören weiter reichere Holzvorräte als sie die ausgeplünderten Forste meist enthalten; aus guten und gepflegten Holzvorräten lassen sich auch der Bodenkraft angemessene hohe Erträge nutzen. Schließlich aber wissen wir, daß solche gesunden, gesicherten, vorrätigen und ertragsreichen Wälder auch schön sind.

### 3.

Schöne Wälder! Auch darauf kommt es an. Die Größe des Waldes erscheint in einem anderen Licht, wenn vom Landschaftlichen und Wirtschaftlichen der Blick auf den ganzen Menschen gerichtet wird. Die menschliche Kultur baut auf Sachlichem auf, was für den Wald und das aus ihm genutzte Holz oft in der Formel ausgesprochen ist,

er begleite den Menschen von der Wiege bis zum Sarge. Aber auch die höhere Kultur des Abendlandes ist waldbegleitet, in allen Zweigen der Kunst läßt sich die Einwirkung der Waldlandschaften und die Verwendung des Holzes verfolgen.

Unter den Schätzen der Donaueschinger Sammlungen befindet sich eine der drei bedeutendsten Handschriften des Nibelungenliedes. Die sechzehnte Aventure meldet nicht nur Sifrits Tod, sondern nennt auch den „grünen Walt“, einen „grimmen schelch“ und „ein linden blat vil breit“. Diese und andere Bilder verraten die Hinneigung des Dichters zum „tiefen dan“. Von dort bis zur Gegenwart ließe sich eine oberdeutsche Literatur- und Musikgeschichte schreiben unter dem Aspekt des Naturerlebens und der Erfassung von Baum und Wald in der künstlerischen Gestaltung.

Die kostbaren Handschriften zeigen auch erste Beispiele für den Einbezug der Baumdarstellung und der Walderlebnisse in die bildende Kunst. Freilich haben die Bäume oft etwas Formelhaftes und mehr den Charakter des stereotypen Dekorativen, aber gelegentlich schlägt ein starkes künstlerisches Element durch. In einem sächsisch-thüringischen Psalterium bot um 1240 die Initiale „S“ dem Künstler Anlaß, den Drachen, das Symbol des wilden Waldes phantasievoll zu zeigen. Die Brücke zum Siegfried des Nibelungenliedes wäre leicht zu schlagen, auch die zu den großen Rodungsheiligen Michael und Georg, den uralten Drachentöttern. Die Initiale aus Donaueschingen ist indessen auch aufschlußreich, indem sie uns Erinnerungen an germanische Formelemente im Ornament verrät, aus denen deutlich eine innere Verbindung zur Unübersichtlichkeit des Waldes und zur Verschlungenheit des Astwerkes spricht.

Am Ende des Mittelalters beginnt in der Malerei eine Zeit, die ein helles Entzücken an der Umwelt, an den Landschaften und an den Bäumen verrät. Die Großen — Grünewald und Dürer — gehen voran. Auf den Donaueschinger Tafeln des Helleraltars sind wundervoll zarte Abbildungen von Labkraut, Erdbeere und anderen Bodenpflanzen eingefügt, die beweisen, mit welcher gespannter Beobachtung Meister Neidhart den Wald studiert hat, wofür der Isenheimer Altar ja in dem ziehenden Hirsch und in den hochgebirglichen Baumsilhouetten treffende Belege bietet. Die Leistungen der Donauschule im Landschaftlichen sind bekannt. In der Donaueschinger Galerie schmücken Landschaften mit Wald und Bäumen Tafeln des Meisters von Meßkirch und anderer; besonders glücklich und heimatlich traut ist die Berg- und Waldlandschaft des Meisters mit dem Veilchen auf dem Mittelstück des Antoniusaltars. Eine so treffende Erfassung landschaftlicher Wesenheiten setzt nicht nur individuelle Begabung

des Künstlers voraus, sondern auch eine in langer Tradition herangebildete volkstümliche Auffassung und Einstellung. Jedermann weiß, wohin das gehört; und ein Stück Heimat wird lebendig im Innern.

Im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert bringt eine reiche Landschaftsmalerei, besonders in den Niederlanden, unzählige Baumbilder oder Bilder mit Bäumen, bis schließlich der Baumschlag als künstlerisches Metier und sozusagen als Pertinenzformel der Landschaftsmalerei allgemein gültig wird. Goethe hat sich nicht gescheut, einem Meister dieses Faches, Philipp Hackert, eine biographische Studie zu widmen und dessen malerische Lehren dadurch vor der Vergessenheit zu bewahren. In der Donaueschinger Kupferstichsammlung sind reizende Federzeichnungen von Goll vorhanden, von denen die Abbildung einer Parklandschaft von 1763 hier nicht fehlen soll.

Daß in Malerei und Zeichnung der Baum durch Jahrhunderte immer wieder auftaucht, ist für eine ans Landschaftliche und Heimatliche so stark gebundene Kunst wie die deutsche nicht überraschend. Aber der Weg kann weiter verfolgt werden. Die mittelalterliche Plastik war größtenteils Holzschnitzerei. Wechselbeziehungen zwischen Werkstoff und Gestaltung! Wer darauf achtet, wird leicht bemerken, wie das Holz des Stammes mitwirkt am fertigen Werk. In den Zeitgenossen Michelangelo und Riemenschneider offenbaren sich nicht nur der Florentiner und der Nordländer; Marmor und Holz zwingen zu verschiedenen Wegen. Das Donaueschinger Museum birgt das Schnitzwerk eines Ecce homo aus der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, gefertigt aus dem unausgehöhlten Stamm einer Eiche; für den unbekanntenen Meister vom Hochrhein war das ein so edler Werkstoff, daß dessen Festigkeit und Kraft lebendig blieben. Dieses Bildwerk steht nicht fern vom „Stamm des Kreuzes“.

Ist das Holz nur mittelbarer Werkstoff für den Schnitzer, so wird der Baum selbst Teil eines Kunstwerkes in der Parkgestaltung. Im Landschaftsgarten eröffnet sich die Möglichkeit, die waldentronnenen Bäume selbst in eine kunstwerkliche Position zu bringen. Die Größe der seelischen Wirkungen ist unbestreitbar.

Neudingen bietet ein ungewöhnliches Beispiel. Einen kleinen Tempelbezirk umzieht eine feste Mauer, Stille und Sammlung anzudeuten. An einem sonne- und schneelosen Frühwintertag ragen Fichten und ihnen verwandte Gäste aus fernen Ländern voll Ernst mahnend zum Himmel. Eine Stunde der Versenkung in den schicksalhaften Ablauf des menschlichen Lebens kann keinen würdigeren Rahmen finden. Wuchskräfte großer und bescheiden kleiner Bäume sind gebündelt zum Dienst an einer durch das Bauwerk der Kirche versinnlichten Idee. Empfänglichen Seelen bleibt nicht verborgen, wie die



Baumdiener ein Stück der örtlichen Vergangenheit hüten, wie sie einen Hauch der Geschichte atmen.

Vom Wartenberg gesehen, liegt Neudingen wie ein starker Kern in der Baar. Es ist naheliegend, gleich über die lange Allee von der Bergeshöhe zum Jagdschloß Unterhölzer zu sprechen. Die Weite der ganzen Landschaft gebietet aber, vordem auf die Landschaftsgestaltung durch den Menschen zu achten. Vor Jahrtausenden war alles vom Wald überzogen; der Wald wurde vernichtet, zurückgedrängt, umgeformt. Für das, was heute vor den Augen liegt, gilt mit veränderten Zeichen das: *Deus mare, Frisius litora fecit*. Aus dem wilden Wald sind Ackerland, Siedlungen, Gärten, Straßen entstanden durch harte Arbeit und nach vielen Rückschlägen. Die Verwandlung der Oberfläche entbehrt wohl der künstlerischen Note; aber das bewußte und planende Hereinholen der Waldeskinder zum Landschaftskunstwerk ist umso auffallender. Neudingen, Unterhölzer, Donaveschingen und der Wartenberg selbst sind großartige Beispiele für den Wandel der Zeiten von der ersten Rodung bis in die Gegenwart, Zeugen einer wahren Kulturgeschichte.

Der Initialenmaler des fünfzehnten Jahrhunderts sah noch den Drachen im Wald. Als 1770 der große Umbau des Parks von Donaveschingen begann, waren aufgeklärte Schloßherren und Gartenarchitekten nur darauf bedacht, mit Bäumen und Wasser etwas Schönes zu gestalten. Die in den Einzelheiten von O. Berndt vor 50 Jahren liebevoll bearbeitete Geschichte der Gartenarbeiten belegt, wieviel getan werden mußte bis zu den heutigen „Bildern“, die nur scheinbar Natürliches den Sinnen und der Seele bieten; in Wirklichkeit haben sich Wasser und Baum brauchen lassen zur Verwirklichung künstlerisch-schöpferischer Ideen.

Um den Wartenberg liegt ein Stück verwilderter englischer Gärten, noch aus der Zeit, in der man das Glück, der Natur nahe zu sein, in solche künstlich geordneten Landschaftsgärten einzufangen bemüht war. Bedingt gilt das auch für den Unterhölzerwald, der bis ins achtzehnte Jahrhundert in einer ziemlich natürlichen Verfassung sich befunden haben mag. Um die Mitte des Jahrhunderts wurden die langen Gestelle, von „Sternen“ ausgehend, angelegt, das Jagdschloßchen gebaut, der Wildpark eingerichtet. Im ganz großen Stil war eine Art Landschaftsgarten mit Lustschloß und Jagdzurüstungen gedacht. Wiederum eine besondere Art der künstlerischen Naturgestaltung!

Als kürzlich eine Studienfahrt der Münchner Universität der Einladung des Prinzen Max nach Donaveschingen zur Besichtigung der Sammlungen und zum Besuch der Wälder folgen durfte, konnte ge-

rade im Unterhölzerwald der bekannte Münchner Kunsthistoriker Professor Sedlmayr die Problematik des Landschaftsgartens erörtern. Mit unerhörter Leidenschaft sei damals versucht worden, im englischen Garten die Natur nach dem ästhetischen Empfinden der Zeit zu idealisieren. Es entstand ein neues Verhältnis Mensch — Natur, stark sentimental gestimmt, nicht zuletzt aus der Einsicht, daß der nun einsetzende totale Machtanspruch gegenüber den natürlichen Kräften eines Ausgleiches bedürfe. Man wird hinzufügen dürfen, daß an der Gestaltung des Unterhölzerwaldes das jagdliche Element einen entscheidenden Einfluß hatte; die Jagd, so wie sie dem Menschen des achtzehnten Jahrhunderts als festliches Vergnügen erschien.

Die Gestaltungsabsicht, in den Landschaftsgärten verschiedenartige Bäume und Waldkulissen als künstlerisches Ausdrucksmittel zu verwenden — die Bäume wurden nun in die „Anlage“ so eingesetzt, wie sie schon Altdorfer gesehen und geformt hatte, als Wesen, die an Freude, Erregung, Trauer der Menschen unmittelbar Anteil nehmen — führt zu der allgemeinen Frage, ob die Möglichkeit gegeben ist, mit lebenden Baumwesen unmittelbar künstlerisch zu arbeiten. Die Frage ist im Park und im Landschaftsgarten bejahend beantwortet und damit bedingt auch für den Waldbau. Nicht grundlos wird allgemein von „Waldbildern“ gesprochen. In manchen Beständen, wie in der Abteilung „Wanne“ am Feldberg, in der Abt. „Brüten“ bei Heiligenberg, offenbart sich das Zusammenspiel von Natur, menschlicher Einwirkung und Schönheit. So kehren auf einem Umweg die Gedanken zurück zu der eingangs aufgestellten These, daß jene gesunden und vorratsreichen Wälder auch schön seien und damit einem Wunsch und Traum der Menschen entsprechen. Daß dem so ist, haben Künstler vieler Jahrhunderte erwiesen.

#### 4.

Waldpflege und Kunstpflege als Lebensrichtungen eines Fürstenhauses möchten leicht in den Verdacht geraten, eine nun eben seit langem festgefahrene Tradition fortzusetzen; retrospektive Elemente bestimmten Nachwirkungen einst gewaltiger Kräfte in der Sorge um den Wald und in den Schöpfungen der Künste. Nun seien die Wälder zu Holzproduktionsstätten geworden und das Ingenium der Meister von Lied und Bild und Schnitzkunst sei dahin. Eine triviale Dekoration könnte die auf dem Pegasus entwindende letzte Dryade als Allegorie einer vergangenen Epoche benutzen.

Auch das gehört zur Größe des Waldes, daß er in die Zukunft

wächst, nicht nur im Holz, sondern in einer gehobenen menschlichen Bedeutung. Es gibt keine Feststellung des Historismus etwa in der Art, daß die waldgeborenen Ströme in eine grundlose Schlucht gestürzt und verschwunden sind.

Nur wenige sitzen an den Quellen der Waldströme oder kennen den Weg zu ihnen. Das besagt nicht viel: auch im sechzehnten Jahrhundert war Deutschland nicht von Altdorfer'n und Riemenschneider'n bevölkert, und auch im siebzehnten Jahrhundert war es nur wenigen beschieden, die Geister des Waldes: die Feen, Elfen und Kobolde zu erleben, wie sie von Shakespeare in dem Sommernachtstraum sich einfangen ließen.

Die Probleme haben sich jedoch verlagert. Menschenmassen, Technik, Erdumspannung lassen den Anfang einer neuen Epoche der Menschheitsgeschichte in der Gegenwart erkennen; der Beginn wird auf die Jahre 1914 bis 1945 zu setzen sein. Den sozialen, politischen und technischen Umwälzungen ein „Zurück zur Natur“ entgegenzusetzen, wäre kindlich. Für empfängliche Naturen mögen Jean Jaques Rousseau's sentimentale Ergüsse ihre Wirkung noch nicht verloren haben: „Sobald ich mich unter Bäumen und im Grünen befinde, glaube ich im irdischen Paradies zu sein; ich empfinde eine Lust in mir, als wäre ich der glücklichste unter den Menschen.“ Nicht im Walde sondern im Landschaftsgarten scheinen die Worte gesprochen. Man fühlt sich an die Schäferspiele erinnert und weiß, daß diese Art des Bukolischen nie wahrhaft naiv und natürlich gewesen ist. Jene salonhafte Note wird dem historischen Umbruch unserer Zeit nicht gerecht.

Größe des Waldes und Weg in die Zukunft? Da steht voraus das Problem der Vermassung, sichtbar von zwei Seiten. Zahlenmäßig zunehmend zeigt die Erdbevölkerung eine Entwicklung, die nicht nur die Statistiker beunruhigt: 1920 lebten 1813 Millionen Menschen, 1953 aber schon 2607; innerhalb einer Generation von 33 Jahren, trotz des zweiten Weltkrieges und seiner Folgen, eine Zunahme von fast 800 Millionen oder 44 Prozent! Jährlich beträgt die Mehrung jetzt etwa 25 Millionen. Ein zweites ist, daß diese steigenden Massen in sich immer mehr die individuellen Unterschiede verlieren und durch bewußte staatliche Machtkräfte oder bestimmte technische Einrichtungen wie Funk, Film und Fernsehen genormt werden. Die Tendenzen zur Nivellierung, Bürokratisierung und Mechanisierung des ganzen Menschen sind unverkennbar und besonders erschreckend in den Ländern der beiden vorherrschenden politischen Antipoden. Die ungeheuren Erkenntnisse der modernen Naturwissenschaften können die Menschen nicht mehr in einem sie erhebenden Sinne bewegen,

weil es nur ganz wenigen beschieden ist, das Vorsichgehende auch nur intellektuell zu verstehen. So wirken an Stelle von befreienden Erkenntnissen die dumpfe Angst vor dem Einsatz satanischer Vernichtungsmittel und die Betäubung dieser Angst durch die gierige Ausnutzung aller technischen Reizungen und Zerstreuungen. Man rast von Ort zu Ort, um sich selbst zu entfliehen. „Die Technik“ zu verurteilen ist abwegig; der Vorwurf ihres Mißbrauches kann nur den Menschen treffen.

Die Möglichkeiten der modernen Technik verführen viele zu einer Überschätzung der materiellen Dinge bei einer gleichzeitigen Verkümmern der Seelenkräfte und einer Geringschätzung der geistigen Welt. Jener geistigen Welt, aus der heraus allein der Mensch Mensch ist; die durch so viele Schöpfungen der abendländischen Kultur sich manifestiert hat. Wandel und Wendung kann nur im religiösen Bereich liegen!

Die Mittel der modernen Technik sind die Maschinen zum Sehen, zum Reden, zum Hören, zum Fliegen, zum Fahren, zum Kochen usw. Diese sogenannte Herrschaft über die Natur geht nur über Totes. Das Leben der Erde aber wird vom Blut getragen: die Organismen wachsen, blühen, fruchten, pflanzen sich fort zur Erhaltung der Art; die Individuen, die ihre Aufgaben erfüllt haben, werden von anderen abgelöst. So herrschen jetzt auf der Erde zwei Reiche, die als organische und mechanische verstanden werden können. Eine Harmonisierung der beiden ist nur im Menschen, in seinen Erkenntnissen und seiner geistigen Haltung möglich.

Hier kann die Größe des Waldes erneut wirksam werden. Die Wälder vermögen uns auch dort, wo sie in Kulturlandschaften eingefügt und vom Menschen umgeformt sind, äußere und innere Verbindung zu den natürlichen Kräften zu schenken. Den Wald deshalb als Wald zu erhalten, ist eine Forderung, die nicht vom technischen Standpunkt aus, also etwa des Anbaus genormter Pflanzbestände oder des Einsatzes von Motorpflügen beurteilt werden darf. Die aufgezeigten Richtungen im Waldbau können nicht nur unter dem Aspekt des vielleicht wahrscheinlichen Nutzens vertreten werden, sondern die Größe des Waldes verlangt weiteres und tieferes Sinnen.

In der künftigen Entwicklung der Menschheit wird die Ehrfurcht vor den Lebenskräften der Natur eine entscheidende Rolle spielen. Wald und Baum können der „unfranziskanischen Verachtung der natürlichen Wesen“ (Benedetto Groce) am besten entzogen werden. Wir werden uns ganz bewußt aufmachen müssen zu den Quellen der Waldströme, um der Erdnatur nahe zu kommen. Nicht in allen



Fürstlich Fürstenbergische Sammlungen, Donaueschingen  
Ecce homo; Eichenholz; Hochrhein, um 1320

Foto: F. F. Sammlungen





Fürstlich Fürstenbergische Hofbibliothek, Donaueschingen  
Initiale S aus dem Psalterium; Sächsisch-thüringisch, um 1240; Kat. Nr. 309

Foto: F. F. Sammlungen







Fürstlich Fürstenbergische Sammlungen, Donaueschingen  
Meister mit dem Veilchen. Ausschnitt a. d. Mittelstück des Antonius-Altars. Kat. Nr. 64

Foto: F. F. Sammlungen





Fürstlich Fürstenbergisches Kupferstich-Kabinett  
J. Goll, Aquarellierte Federzeichnung 1763

Foto: F. F. Sammlungen



Zonen sind die Wälder als Stätten der Meditation und der Besinnung zugänglich. Aber es kommt nicht auf das „überall“ an, sondern auf die Möglichkeit als solche. Und die ist in unserem Gebiet aufs glücklichste gegeben. Auch in der Form ungestörter Lebensentwicklung in sogenannten Naturschutzgebieten, wie am Feldsee, am Hohenhöwen oder im Moor der „Großen Traube“. Kaum werden Massenwanderungen ein empfehlenswertes Mittel sein, die guten Wirkungen solcher Zellen natürlichen Lebens zu erschließen, aber irgendwie wird das von einzelnen gefundene Gute sich fortsetzen und weiterwirken. Nicht in Massen können wir Pan begegnen. „der immer noch der lebendigste unter den griechischen Göttern ist“ (Huizinga).

Die Waldternen brauchen aber auf die Begegnung mit den Kindern des Waldes zum mindesten nicht zu verzichten. Allenthalben finden sich Bäume, die eine verständliche Sprache ihres Lebens und ihres Schicksals sprechen. Sie können sprechen, weil sie tatsächlich ein Schicksal durchleben; in diesem Durchleben mit der Abhängigkeit von Licht und Wasser, von Wind und Boden unterscheiden sie sich von allen technischen Konstruktionen. Es bleibt ein Wunder im Baum, das ihm kein Elektronengehirn und keine Wasserstoffbombe streitig machen kann, es sei denn durch Vernichtung. „Ein Hauch uralter Waldeseinsamkeit“ läßt sich erahnen auch in seinen oft waldfernen Kindern.

Wo immer ethische Forderungen aufgestellt werden, so werden sie sich mit der Ehrfurcht vor dem Leben zu befassen haben. Die Tatsache, daß im Walde das Arbeiten mit der Natur zu den schönsten Erfolgen in allen Richtungen geführt hat, das Arbeiten dagegen aber zu vielen Schädigungen und Zerstörungen, vermag vieles zur Klärung des Grundsätzlichen beizutragen. Es erwächst die Einsicht, daß der Mensch dem lebenden Tier und der wachsenden Pflanze verwandt bleibt, während die Maschine nur sein totes Werkzeug ist.

## 5.

Die Größe des Waldes im übertragenen und erhabenen Sinn führt zur Ehrfurcht vor den Schöpfungen der Natur, die Größe der Technik führt zu Zerstörungen dieser Natur und heute, am Anfang einer neuen Epoche der menschlichen Geschichte sogar zur Auflösung des gemeinsamen Substrats aller Schöpfung, der Materie. Die von den physikalischen Wissenschaften entwickelten Möglichkeiten zeigen ihre Reflexe im kulturellen Bereich, in den Künsten, schließlich

in der Betrachtung des Menschen selbst durch die Psychoanalyse der letzten Jahrzehnte.

Der Baum gehört zu den alten unentbehrlichen Urbildern des Lebens. Des Bildes Sinn liegt im Gleichnis: die Wurzeln tief der Erde verhaftet, die Krone hoch zum Himmel erhoben, der Schaft gebaut als Säule der Kraft und Sicherheit der Mitte. Aus solcher Schau blüht Trost und Hoffnung, wie sie auf einem kleinen Zettel notiert sich findet:

Altväter sind's. Die Eiche starret mächtig  
und eigensinnig packt sich Ast an Ast.  
Der Ahorn mild von süßem Safte trüchtig  
steigt rein empor und spielt mit seinem Laub.

## Der Hochaltar der Klosterkirche Amtenhausen

Ein Beitrag zur Geschichte der süddeutschen Barockplastik  
von Christian Altgraf zu Salm

### Einleitung

Im Vergleiche zu anderen Landschaften Süddeutschlands ist die Baar arm an Denkmälern der Barockzeit. Die Ursachen dafür sind im wesentlichen regional-politischer Natur. Nach dem dreißigjährigen Kriege benötigte die Baar zur Wiederbelebung eine längere Zeitspanne, als dies anderswo der Fall war; denn es fehlte an einem politisch und wirtschaftlich starken Zentrum. Donaueschingen war schon damals der eigentliche Mittelpunkt der sogenannten Wartenberger Baar, wo im zweiten Drittel des XVII. Jahrhunderts ein wenig vermögender Zweig des Hauses Fürstenberg saß. Erst nachdem 1676 der Besitz der Wartenberger Baar an den Heiligenberger Hauptzweig der Fürstenberger überging, erhielt die Donaueschinger Herrschaft im Fürsten Anton Egon (1656—1716) einen Besitzer von überragender Bedeutung. Doch blieb sein Wirken fast nur auf Gebiete beschränkt, die außerhalb der Baar lagen. Ebenso abseits des eigentlichen Interessenzentrums stand damals die sog. Fürstenberger Baar, die mit der Stadt Hüfingen der Meßkircher Linie des Hauses Fürstenberg gehörte, aber gegenüber dem Meßkircher Herrschaftsgebiet stiefmütterlich behandelt wurde.

Als jedoch Fürst Josef Wilhelm Ernst von der Stühlinger Linie 1716, bzw. 1744 durch Erbschaft die beiden, lange Zeit getrennten Teile der Baar in seiner Hand vereinigt hatte, (1), wären die notwendigen Voraussetzungen für einen kulturellen Aufschwung gegeben gewesen, umsomehr als er schon 1723 seinen Wohnsitz, sowie Regierung und Gesamtverwaltung nach Donaueschingen verlegt hatte. Seine Interessen und Leistungen lagen jedoch vor allem auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet. Er scheint den barocken Lebensäußerungen abhold gewesen zu sein. Die Bauwerke des Hofarchitekten Franz Joseph Salzmann (1724—1786) geben uns heute noch durch ihre Nüchternheit ein beredtes Zeugnis von dieser Einstellung (2). Auch die Geschichte der Donaueschinger Pfarrkirche (3) und die verschiedenen Planungen für das dortige Schloß (4) zeigen uns deutlich die Gesinnung des Fürsten, der keinen Wert darauf legte, sich

durch glanzvolle Bauwerke ein dauerndes Denkmal zu setzen wie die meisten zeitgenössischen Großen.

Da dies die Lage beim Haus Fürstenberg war, andere nennenswerte Auftraggeber jedoch nicht in Frage kamen, gelangte in der Baar die Barockkunst zu keiner bodenständigen Blüte. Die wenigen künstlerischen Leistungen dieser Epoche, die die Baar aufzuweisen hat, erscheinen mehr oder weniger zufällige Aufträge an auswärtige Meister. Dazu gehört auch der Hochaltar der ehemaligen Klosterkirche der Benediktinerinnen von Amtenhausen. (Abb. 1).

### Entstehung des Altars

In einem abgelegenen Tal der westlichen Alb, das von Norden her beim Dorfe Zimmern ins oberste Donautal mündet, lag das Frauenkloster Amtenhausen (5). Es war zu Beginn des XII. Jahrhunderts vom Benediktinerkloster St. Georgen gegründet worden und unterstand in allen geistlichen Fragen dem St. Georgener Männerkloster, auch nach dessen Verlegung nach Villingen, bis zur Säkularisierung beider Klöster 1803. Die Kastvogtei (weltliche Schirmherrschaft) hatten zuerst die Herren von Wartenberg inne, seit 1318 jedoch die Grafen, späteren Fürsten zu Fürstenberg. Bis zum Aussterben der Heiligenberger Linie dieses Hauses 1716 gehörte Amtenhausen, wie die gesamte Wartenberger Baar, zu deren Territorium. Von da an unterstand Amtenhausen dem Fürstentum Fürstenberg, bis schließlich das Kloster nach 1803 ganz in Fürstenbergischen Besitz überging. Der Konvent der Schwestern von Amtenhausen unterstand einer Meisterin, die seit dem Amtsantritt von M. Gertrud Weißmann (regiert 1682 bis 1727) Titel und Rang einer Äbtissin hatte. Dies muß als ein Zeichen für die gesteigerte Bedeutung des Klosters im letzten Viertel des XVII. Jahrhunderts angesehen werden (6).

Wir besitzen in den Archivbeständen der Köster Amtenhausen und St. Georgen, die im Fürstlich Fürstenbergischen Archiv in Donau-eschingen, bzw. im Generallandesarchiv in Karlsruhe verwahrt werden, gerade für diese Zeit reiches Quellenmaterial, dessen Bedeutung für die Bau- und Künstlergeschichte der Baar erst vor kurzem für St. Georgen in Villingen von P. Revellio ausgewertet worden ist (7). Diese Quellen fließen auch für den Hochaltar der ehemaligen Klosterkirche in Amtenhausen, der sich heute in Emmingen ab Egg befindet, ziemlich ergiebig. Dieser Altar ist aber ein Werk von überregionaler Bedeutung und es lohnt daher, sich einmal eingehend mit ihm zu beschäftigen, umso mehr als er der bisherigen Forschung fast völlig entgangen ist. Durch Zusammenstellen vieler, verschiedener



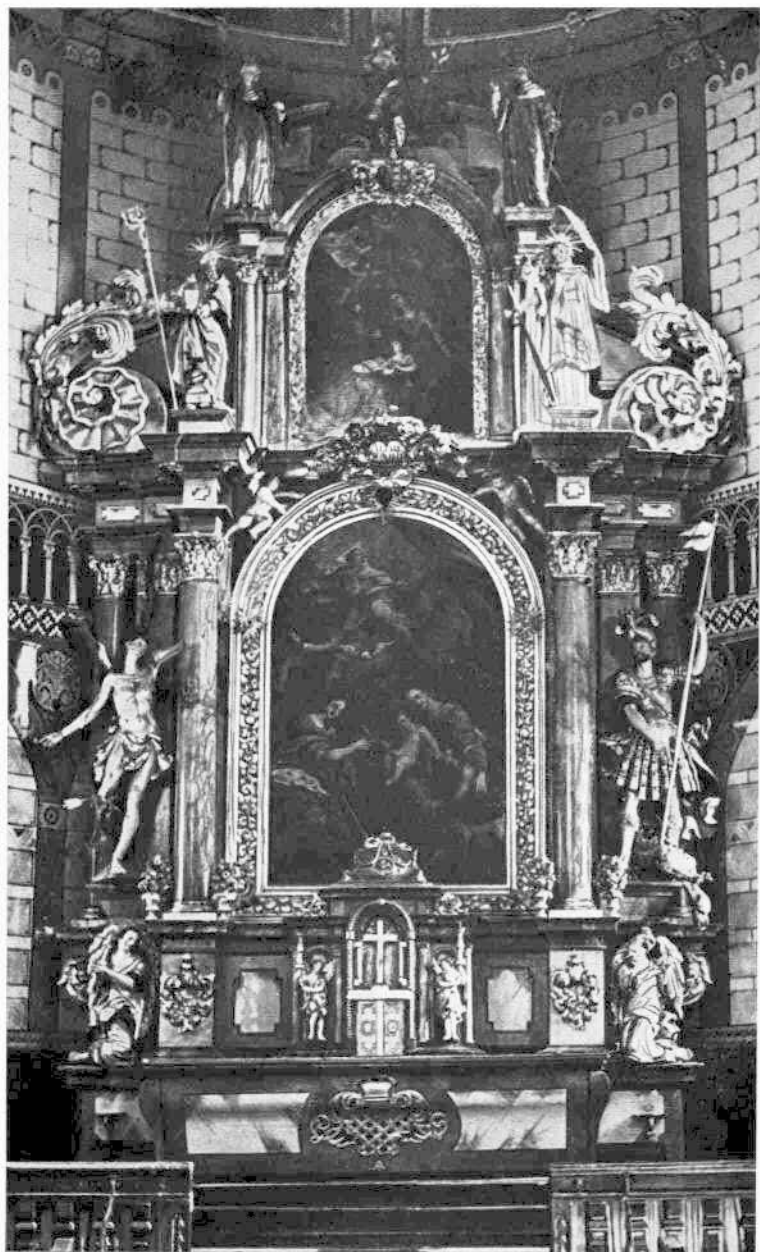


Abb. 1; Emmingen ab Egg, Pfarrkirche,  
Hochaltar der ehemaligen Klosterkirche Amtenhausen (1688)

Foto: F. F. Archiv Donaueschingen



Nachrichten, die direkt oder indirekt mit dem Altar zusammenhängen, ergibt sich, wie aus einzelnen Steinchen eines Mosaiks, ein anschauliches Bild seiner Entstehung. Ohne auf endgültige Vollständigkeit Anspruch erheben zu wollen, fassen wir die Entstehungsgeschichte in den nachfolgenden Ausführungen zusammen. Soweit nicht andere Quellen angegeben sind, finden sich diese Nachrichten im Tagebuch des Abtes von St. Georgen, Georg III. Geißler, der von 1685 bis 1690 regiert (8).

Am 31. Juli 1686 stellt im Kloster Amtenhausen Michael Gerni, ein Rottweiler Handelsherr, dessen Tochter drei Tage zuvor dort die ewigen Gelübde abgelegt hatte, die damals 17jährige Prisca Pölandt (9) dem Abt Georg von St. Georgen vor; er bittet diesen, dem Mädchen den Eintritt ins Kloster zu gestatten. Am nächsten Tag wird Jungfer Prisca vom Abt einer genauen Prüfung unterzogen und anschließend im Kloster aufgenommen.

Am 10. Juni 1687 trifft Michael Thumb, der berühmte Vorarlberger Architekt, der damals die Klosterkirche in Obermarchtal (10) baut, bei Abt Georg in Villingen zu Besuch ein, um mit ihm den Neubau seiner Klosterkirche zu planen. Während dieses Besuches reist der Abt am 21. Juni mit Michael Thumb nach Amtenhausen und bespricht mit ihm an Ort und Stelle die Instandsetzung der dortigen Klosterkirche, sowie den Neubau eines Gästehauses. Die Besprechungen dauern zwei Tage.

Ende September desselben Jahres hält sich Abt Georg wieder einige Tage in Amtenhausen auf und kehrt am 2. Oktober nach Villingen zurück, begleitet von Johann Pölandt, dem Vater der Jungfer Prisca. Der Abt bezeichnet ihn als „Architekt aus Bayern und berühmten Bildhauer.“ Pölandt bleibt einen Tag in Villingen, um zusammen mit einem Architekten aus St. Gallen, namens Peter Heim, Ratschläge bezüglich des Kirchenneubaus von St. Georgen zu erteilen (11).

Es scheint, daß die Pläne zur Instandsetzung der Amtenhäuser Klosterkirche, die Abt Georg mit Michael Thumb im Sommer besprach, schnell in die Tat umgesetzt worden sind; denn um die Jahreswende ist man schon an der Arbeit. Dies geht aus einem Brief der Äbtissin M. Gertrud vom 6. Januar 1688 hervor, der uns im Konzept erhalten ist (12). Darin bittet die Äbtissin den Fürstbischof von Konstanz, Johann Franz I. von Prassberg, ihr für die „Künstler, Maler und Bildhauer“ einen „wein-trunkh“ zu spenden. Dieser „wein-trunkh“ sei für deren tägliche Ration bestimmt. Sie seien damit beschäftigt, laut Absprache mit Abt Georg, die durch den Schweden-

krieg beschädigte Klosterkirche instand zu setzen und „neue Altäre“ zu errichten.

Diese Arbeiten besichtigt Abt Georg am 23. Februar und spricht in seinem Tagebuch von „den Werken der Bildhauer und Schreiner, die den neuen Altar herstellen“. Am nächsten Tag erfolgte die feierliche Einkleidung der Jungfer Prisca Pölandt. Dabei sind „der Vater und die Brüder“ der nunmehrigen Novizin anwesend. Der Abt erwähnt noch in seinem Tagebuch, daß Vater und Brüder mit allem sehr zufrieden gewesen seien. Nach dem Mittagssmahl zeigt er Johann Pölandt, den er diesmal als „Bildhauer und berühmten Architekten“ bezeichnet die Entwürfe und Pläne seines Kirchenneubaus und erhält von ihm verschiedene Anregungen. Abt Georg bleibt noch zwei Tage in Amtenhausen und nutzt die Zeit zur Erladigung von Briefen. So schreibt er auch an Michael Thumb der „die ersten Entwürfe zu seinem Kirchenneubau“ gemacht habe. Offenbar gibt er die Anregungen Pölandt's umgehend weiter.

Das Frühjahr dieses Jahres (1688) verstreicht mit schwierigen Verhandlungen und Vorbereitungen wegen der Überführung des „hl. Leibes“ des „Katakombenheiligen“ Vincentius aus Rom über Luzern nach Amtenhausen. Diese Verhandlungen werden für das Frauenkloster vom Abte selbst geführt und er empfängt auch persönlich die kostbare Reliquie, als diese am 19. Juni in Amtenhausen eintrifft. Die feierliche Einholung des „heiligen Leibes“ erfolgt jedoch erst am 4. Juli. Von da an ist der hl. Vincentius der neue Klosterpatron, neben dem sich freilich der hl. Sebastian, der bisherige Patron, immer noch behauptet. Dieser „heilige Leib“, worunter man sich ein puppenartig in kostbare Gewänder gehülltes Skelett vorzustellen hat, das in einem Glasschrein lag, war nicht auf dem Hochaltar untergebracht, sondern auf einem eigens dafür bestimmten kleinen Altar, der nicht im eigentlichen Kirchenraum stand (13) und gewiß auch damals von den erwähnten Künstlern gefertigt wurde, was den Sinn der Mehrzahl „neue Altäre“ im Brief der Abtissin erklärt. Merkwürdigerweise berichtet uns der Abt in seinem Tagebuch nichts von der Aufstellung des von ihm erwähnten neuen Altars. Dagegen finden wir im Protokollbuch des Klosters Amtenhausen zum Jahre 1688 folgende Stelle: „Der hohe und neue Altar. In dem Monath Junio ist der ober altar mit sambt den beeden blaeteren pr. 600 fl Reichswehrgung ohne das Essen und wein trunkh von dem Mahler, Bildhauern und Schreiner ganz gefertigt, und aufgericht worden zur Ehren den Lieben Heiligen Gottes Amen. Under Regierung der hochwürdig in Got gaistlichen Frauen Frauen Maria Gertraud Weismännin dieses Gotteshaus Amtenhausen Erste Erwählte Äbtissin.“ (14). Da dieser

Vermerk nur von dem „Ober-Altar“ d. h. dem Altar-Aufsatz spricht, wurde wahrscheinlich gar keine Altarweihe vorgenommen, weil die vorhandene Mensa wiederbenützt wurde und daher keine Weihe erforderlich war.

Erst ein Jahr später, nämlich am 5. Juli 1689, erwähnt Abt Georg wieder Johann Pölandt in seinem Tagebuch. Er bezeichnet ihn diesmal als kunstreichen Stuckator aus Schongau und Architekten, der innerhalb kurzer Zeit Berühmtheit und Ruhm erlangt habe. An diesem Tage bespricht sich Abt Georg vor- und nachmittags mit ihm in Villingen wegen des dortigen Kirchenneubaus. Nachdem der Abt am 1. Oktober bei einem kurzen Aufenthalt in Amtenhausen den Profess der Novizin Prisca vorbereitet hat, legt diese am 11. Oktober in seiner Anwesenheit die ewigen Gelübde ab. Sie erhält zu Ehren des neuen Kirchenpatrons den Namen M. Vincentia. Am darauffolgenden Tage wird der Abt durch „geschäftliche Verhandlungen“ mit der Äbtissin und dem Vater der jungen Nonne aufgehalten. Im gleichen Jahre, in dem Jungfer Prisca ihren Profess ablegt, also 1689, tritt auch ihre um drei Jahre jüngere Schwester Maria Regina im Kloster Amtenhausen ein. Ob die „geschäftlichen Verhandlungen“ nach Priscas Profess der Mitgift ihrer Schwester oder etwa dem Bau des Gästehauses galten, wissen wir nicht. Es wäre naheliegend anzunehmen, daß Pölandt nach den Vorschlägen Thumbs dieses Gästehaus gebaut hat, dessen Errichtung als eine der wichtigen Leistungen der Äbtissin Maria Gertrud stets hervorgehoben wird. (15). Jungfer Maria Regina legt am 11. Mai 1692 die ewigen Gelübde ab und erhält den Namen M. Josepha. Später ist sie jahrelang Priorin und Novizenmeisterin und wird schließlich am 14. 1. 1727 zur Äbtissin gewählt. Nachdem ihr ihre Schwester Maria Vincentia fast 40 Jahre im Tode vorangegangen war, stirbt sie am 28. 5. 1738. (16). Ihren Personalakten verdanken wir es vor allem, daß wir neue Zusammenhänge zwischen den Künstlerfamilien Pölandt, Schmutzer und Feuchtmayer aufdecken können.

Aus den oben zusammengestellten Nachrichten ergibt sich mit Gewißheit, daß Johann Pölandt, der Schongauer Bildhauer-Architekt das Haupt der Werkstatt war, die 1688 in Amtenhausen selbst den Hochaltar der Klosterkirche verfertigte. Es ist naheliegend zu vermuten, daß die „Mitgift“ seiner Tochter Prisca, die in bar vermutlich zwischen fl. 200 und 300 betrug (17), auf den Preis des Hochaltars in der Höhe von fl. 600 angerechnet wurde. Da ein Jahr später auch Pölandt's zweite Tochter Maria Regina ins Kloster eintritt, würde die bare „Mitgift“ beider Töchter ungefähr dem Preis des Altars gleichkommen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß Johann Michael Gerni, der eine Art von

Finanzberater des Klosters Amtenhausen war (18), diesen Handel eingeleitet hat. Aber auch Michael Thumb, den Pölandt vielleicht von Diessen her kannte (19), könnte seine Finger im Spiel gehabt und den Abt Georg für diesen Plan gewonnen haben.

Wir dürfen uns an finanziellen Machenschaften im Zusammenhang mit dem Eintritt in ein Kloster nicht stoßen, indem wir unsere heutigen Begriffe auf vergangene Zeiten anwenden; denn damals hatte ein Kloster wie Amtenhausen eine völlig andere Stellung im sozialen Gefüge einer Landschaft. Wir haben gehört, daß Amtenhausen noch an den Folgen des dreißigjährigen Krieges zu leiden hatte. Der weltliche Besitz (5), der ziemlich bedeutend war (15), war verschuldet und warf noch nicht die erforderlichen Erträge ab. Der Convent mußte zusehen, seine Einkünfte auf andere Weise zu vergrößern. Dies konnte am besten durch Aufnahme von Mädchen aus reichen Familien geschehen. Die Äbtissin M. Gertrud und ihre Vorgängerin scheinen in dieser Hinsicht viel Geschick an den Tag gelegt zu haben, wie wir aus den vorhandenen Akten ersehen. Besonders günstig lag die Situation dort, wo in einer Familie von einfacher Herkunft sich ein neuerworbenes Vermögen angesammelt hatte und die Familie sich damit den sozialen Aufstieg erkaufen wollte. Es bedeutete nämlich für eine solche eine wesentliche Steigerung des sozialen Prestige, wenn eine oder gar zwei Töchter in einem angesehenen Kloster vom Range Amtenhausens aufgenommen wurden. Wir dürfen nicht übersehen, daß die Äbtissin oder die Priorin dieses Klosters ohne Rücksicht auf ihre Herkunft mit Damen der höchsten sozialen Schicht, wie z. B. mit den Mitgliedern der damals noch gräflichen Familie Fürstenberg — Meßkirch (18) fast wie mit Gleichgestellten verkehrte. Solche Motive lagen gewiß teilweise dem Tun eines Neureichen, wie Gerni, aber vielleicht auch demjenigen eines Johann Pölandt zugrunde. Es mag sein, daß Abt Georg in seinem Tagebuch die besonders strenge Prüfung der Jungfer Prisca vor ihrem Eintritt deshalb hervorhebt, weil er solche Machenschaften durchschaute und verhindern wollte, daß durch sie fürs Klosterleben ungeeignete Mädchen den Schleier nehmen könnten.

Abt Georg erwähnte im Zusammenhang mit der Herstellung des Hochaltars Schreiner, über die wir nichts näheres vermuten können, weiters Bildhauer, von denen einer natürlich Johann Pölandt ist und schließlich einen Maler. Wir wissen, daß Prisca drei Brüder hatte, einen vollbürtigen, Johann Ignaz Pölandt, der damals 11jährig gewesen wäre, und zwei Stiefbrüder Feuchtmayer, den 28jährigen Bildhauer Franz Joseph und den 22jährigen Maler Johann Michael (20). Es wäre naheliegend anzunehmen, daß es die beiden Stiefbrüder sind,

die bei Priscas Einkleidung am 24. 2. 1688 genannt werden umsomehr, als uns von Johann Ignaz außer seinem Taufdatum keine Nachricht erhalten, und er vielleicht schon als Kind gestorben ist.

Johann Michael hat gewiß die beiden „Blaetter“ des Hochaltars, die leider nicht mehr vorhanden sind, gemalt. Ob freilich Franz Joseph, der 1687 für das Kloster Einsiedeln tätig war (21), an dem Amtenhausener Hochaltar in größerem Umfange mitgearbeitet hat, scheint fraglich. Wir werden sehen, daß seine Hand an keinem der Bildwerke des Hochaltars zu erkennen ist. Es besteht aber auch die Möglichkeit, daß noch ein fremder Bildhauer in der Werkstattgemeinschaft gearbeitet hat.

Über die weiteren Schicksale des Hochaltars wissen wir noch, daß sein Altarbild, sowie das Gemälde des Auszugs um 1745 unter der Regierung der Äbtissin M. Anna Muggensturm (1738 bis 1747) durch Werke des Augsburger Malers J. G. Lederer ersetzt wurden (22), der Signatur und Datum darauf anbrachte. Damals hat wohl diese Äbtissin im Rahmen weiterer Veränderungen, auch ihr Wappen in die Kartusche des Auszugs malen lassen.

Bis zum Jahre 1851 blieb der Hochaltar an Ort und Stelle. Als damals jedoch die endgültige Entscheidung fiel, Kirche und Kloster Amtenhausen abzubauen, fügte es sich gut, daß die neuerbaute Pfarrkirche in Emmingen ab Egg, die ungefähr 25 Kilometer entfernt lag, dringend eine Kirchengestaltung benötigte (23). So wurden nicht nur der Hochaltar samt seiner gemauerten Mensa, sondern auch die beiden Seitenaltäre, das Chorgestühl und das Kommuniongitter von der Fürstlich Fürstenbergischen Verwaltung aus Amtenhausen dorthin verschenkt, und dort aufgestellt, wo sie heute noch stehen (24).

Im Jahre 1902 wurde schließlich der ganze Altar durch die Restaurierungswerkstatt V. Mezgers in Überlingen neu gefaßt. (25).

### **Johann Pölandt's Leben und Werk.**

Wer war nun dieser Johann Pölandt, der ein so hervorragendes Werk wie den Amtenhausener Hochaltar geschaffen hat? Die einschlägige Literatur erwähnt ihn entweder gar nicht, wie z. B. Thieme-Beckers Künstlerlexikon oder streift ihn und sein Werk nur ganz oberflächlich wie die Festschrift zum 700jährigen Stadtjubiläum Schongaus 1952 (26).

Es lohnt daher hier seinen Lebenslauf kurz zu verfolgen. Auf Vollständigkeit erhebt jedoch unsere Schilderung keineswegs Anspruch; denn es war uns nicht möglich, erschöpfend das reichhaltige

Quellenmaterial in Schongau und Umgebung auszuwerten (27). Doch erhalten wir auch aus den uns bekannt gewordenen Unterlagen ein ziemlich abgerundetes Bild von seinem Leben. Schlechter steht es um unser Wissen über seine Werke, von denen viele in der Hochblüte bayrischer Kirchenkunst um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts ganz oder teilweise zerstört worden sind.

Johann Pölandt stammt aus Rottenbuch, einem kleinen Ort südlich von Schongau, der durch sein Augustiner-Chorherrnstift große Bedeutung besaß (28). Sein Geburtsjahr liegt wohl vor 1632; denn von da an besitzen wir die vollständigen Taufregister der Pfarrei, in denen er jedoch nicht vermerkt ist. Das Geschlecht der Pölandt scheint in Rottenbuch und Umgebung weit verzweigt gewesen zu sein, wie uns die Pfarr-Register lehren Pölandt heiratet 1667 in Wessobrunn Maria Schmutzer, verwitwete Feuchtmayer, die 1631 im dortigen Vorort „Gaispoint“ geboren ist, wo ihr Vater Mathias Schmutzer, das Haupt der bekannten Stuckatoren-Familie, ansässig war. Sie ist die ältere Schwester der berühmten „Gipsermeister“ Mathias II. (1634—1686) und Johann (1642—1701). Letzterer war nicht nur als Stuckator einer der führenden Künstler seiner Zeit, sondern auch ein sehr angesehener Architekt (29). Maria war in erster Ehe mit Johann Michael Feuchtmayer verheiratet, der in Wessobrunn das Amt eines Klosterschreibers bekleidete und im Schulhaus wohnte (30), was uns vermuten läßt, daß er auch Schulmeister war. Jedenfalls scheint er sehr angesehen gewesen zu sein, weil ihm in den Pfarr-Registern der Titel „Dominus“ gegeben wird, eine Ehre, der z. B. die Meister der Familie Schmutzer nicht teilhaftig wurden, die aber auch Pölandt erst erlangt, als er später im Magistrat Schongaus eine große Rolle spielt. Feuchtmayer starb 1666. Seiner Ehe entsprossen, so viel wir wissen, die beiden vorerwähnten Söhne und eine Tochter.

Nach ihrer Wiederverheiratung scheint Maria mit Johann Pölandt bis ungefähr 1674 in Wessobrunn „auf der Gaispoint“ gewohnt zu haben, also vermutlich in Anlehnung an ihr Vaterhaus (31). Dort schenkt sie ihm drei Töchter. Die beiden jüngeren sind es, die später, wie berichtet, ins Kloster Amtenhausen eintraten.

1675 erwirbt Pölandt das Bürgerrecht in der Stadt Schongau, wo er von da an mit seiner ganzen Familie, also auch den Stiefkindern, wohnt. Sie alle werden in Zukunft stets Schongau als ihren Heimatort angeben (32). Dort bringt die nunmehr 46jährige 1677 noch ihr wohl jüngstes Kind, Johann Ignaz, zur Welt. Pölandt, der wahrscheinlich durch seine Herkunft aus dem nahen Rottenbuch in Schongau über gute Beziehungen verfügt, bringt es dort sehr bald zu



einer bedeutenden Stellung in der Öffentlichkeit; denn wir erfahren, daß er schon 1680 „Stadtverordneter“ war. Von da an ist er bis in sein hohes Alter fast alljährlich „Stadtkämmerer“ oder einer der vier „Bürgermeister“. Auch seine Frau wird in einem Amt erwähnt, nämlich als „Kastnerin“, d. h. Verwalterin eines Getreidespeichers, vermutlich desjenigen des Stiftes Rottenbuch (33). Sie stirbt hochbetagt in Schongau (1717). Pölandt lebt noch weitere vier Jahre in seinem Haus „negst dem Pflughof“, treu umsorgt von seiner Magd Maria (34). Sein Stiefsohn, Franz Joseph Feuchtmayer, folgt dem Beruf des Stiefvaters und wird Bildhauer und Stuckator, während der jüngere, Johann Michael, Maler wird. Franz Joseph dürfte die Lehrjahre bei Pölandt verbracht haben. Doch finden wir ihn schon ab 1682 nur mit wenigen Unterbrechungen für große Klöster Österreichs tätig, vor allem für Kremsmünster und Seitenstetten (35). Er scheint auch zeitweise ganz in Linz gewohnt zu haben, wo ihm seine Frau Maria Salome, die vielleicht einheimisch war, zwei Söhne gebar (1696 und 1697) (36). Der ältere von ihnen ist Joseph Anton Feuchtmayer, der später als Bildhauer und Stuckator einer der großen Meister des schwäbischen Rokokos wurde. Auch der Maler Johann Michael Feuchtmayer hat eine Zeit lang in Österreich gearbeitet (37). 1687 ist er ebenfalls für das Chorgestühl der Klosterkirche Einsiedeln tätig (21).

1707/8 übersiedelte Franz Joseph mit seiner Familie nach Mimenhausen, das in nächster Nähe des reichsunmittelbaren Zisterzienser-Klosters Salem liegt, wo es damals an dem Konvent-Neubau Franz Beers, sowie bei der Umgestaltung der Klosterkirche für einen Bildhauer und Stuckator reichlich Aufträge gab. Auch Johann Michael wandert nach dem Bodensee ab und zwar nach Konstanz und ist bis zu seinem Tode (1713) als fürstbischöflicher Hofmaler dort beschäftigt (37). Es wäre jedoch ein Irrtum zu glauben, daß die Verbindung zwischen Pölandt und seinen Stieföhnen durch deren Übersiedlung unterbrochen worden sei. Im Gegenteil, — wir erkennen durch die bessere Quellenlage erst jetzt deutlich, daß die Verbindung zwischen ihnen eine tiefgreifende Gemeinschaft finanzieller Interessen und werkstattgebundener Beziehungen besteht. Auf erstere hier einzugehen, würde zu weit führen (38). Die letzteren treten jedoch schon bald zutage, da Pölandt um 1708 an den Stuckaturen des Salemer Kaisersaals mitarbeitet (39). Er verfertigt aber auch um diese Zeit in Schongau die Figuren und anderes Schnitzwerk für den Hochaltar der Salemer Patronats-Kirche in Mainwangen bei Stockach und schickt sie über Lindau an ihren Bestimmungsort (40). Pölandt hat, als er 1721 stirbt, Franz Joseph um drei Jahre überlebt. Erben des

reichen Nachlasses sind seine beiden Stiefenkel Joseph Anton und der Salemer Klosterbruder Gervasius, sowie sein einzig überlebendes eigenes Kind, die Nonne Maria Josepha in Amtenhausen (34).

Dies ist in großen Umrissen der Lebensweg von Johann Pölandt. Es wäre eine interessante Aufgabe, sein künstlerisches Werk einmal zusammenzustellen und zu werten. Dies kann hier nur in großen Umrissen geschehen, weil es uns nicht möglich war, die zahlreichen und weit verstreuten Quellen und Denkmäler lückenlos und eingehend zu erforschen.

Als Baumeister können wir ihm kein gesichert selbständiges Werk nachweisen; denn die Heiligkreuz-Kapelle in Schongau hat er offenbar unter der Oberleitung seines Schwagers Johann Schmutzer erbaut (41). Auch das erhaltene, sehr einfache Gästehaus in Amtenhausen dürfte er, wenn wir es ihm überhaupt zuweisen können, nicht ohne Beteiligung Michaels Thumbs errichtet haben. Für das Pfarrhaus in Peiting macht Pölandt einen Entwurf (34). Ob aber das im 19. Jahrhundert niedergerissene Pfarrhaus von ihm erbaut war, konnten wir nicht feststellen. Nicht viel besser ist es um unsere Kenntnisse bezüglich seiner Stuckaturen bestellt. Sein Anteil am Kaisersaal in Salem läßt sich aus dem vollständig erhaltenen Bestand nicht herauschälen. Vielleicht besaß die Schongauer Heiligkreuz-Kapelle Stuckaturen von seiner Hand. Doch hat die Neustuckierung aus der Mitte des 18. Jahrhunderts davon keine Spuren zurückgelassen. Daß er an Stuckaturen seines Schwagers Johann Schmutzer mitgearbeitet hat, können wir zwar mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, jedoch nicht beweisen. Ebenso spärlich ist sein erhaltenes Werk als Steinbildhauer. Zwar ist uns seine 1675 in Gegenrechnung für die Aufnahme in die Schongauer Bürgerschaft für einen Brunnen geschaffene Marienstatue erhalten, jedoch soll das Original, das nicht mehr am ursprünglichen Ort steht und behelfsmäßig verwahrt wird, in so schlechtem Erhaltungszustand sein, daß sich nicht viel darüber aussagen lasse (42).

So sind wir für die Beurteilung von Pölandt's Leistungen als Künstler eigentlich nur auf seine Holzbildwerke angewiesen. Neben dem Amtenhausener Hochaltar und dem oben erwähnten, noch erhaltenen Hochaltar in Mainwangen (Abb. 2), kennen wir weiters von seiner Hand den Hochaltar in der alten Kirche in Gräfelfing bei München (Abb. 3). Daß dieser von Pölandt stammt, wissen wir deshalb, weil ein Attest über dessen Verfertigung im Nachlaßinventar genannt wird (34). Maria und Johannes von der Kreuzigungsgruppe der Schongauer Heiligkreuz-Kapelle und vor allem die 11 Apostel, sowie Christus und Maria in der dortigen Pfarrkirche sind mit Mainwangen und



Abb. 2; Mainwangen bei Stockach, Pfarrkirche, Hochaltar

Foto: F. F. Archiv Donaueschingen





Abb. 3; Gräffeling bei München, Alte Pfarrkirche, Hochaltar

Foto: Bayerisches Amt für Denkmalspflege München





Abb. 4; Hl. Sebastian vom Amtenhauser Hochaltar  
Foto: F. F. Archiv Donaueschingen



Abb. 5; Hl. Georg vom Amtenhauser Hochaltar  
Foto: F. F. Archiv Donaueschingen





Gräfelting so eng verwandt, daß wir diese Figuren mit großer Wahrscheinlichkeit ihm zuschreiben können. Die Komposition einer Figur, nämlich eines bärtigen Heiligen, kehrt mit geringen Veränderungen immer wieder: als hl. Benedikt in Amtenhausen, als hl. Paulus in Mainwangen, als hl. Judas Thaddäus in Schongau (Stadtkirche). Und noch einmal haben wir diese Figur gefunden und zwar als hl. Paulus in der Stiftskirche in Rottenbuch, dort im zweiten, rechten Seitenaltar. Dieser stammt zwar aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, verwendet jedoch im Mittelteil drei Heiligenfiguren, die stilistisch einwandfrei aus dem letzten Drittel des 17. Jahrhunderts stammen und von guter Qualität sind.

Wenn wir nun von den qualitätsvollen Figuren des Amtenhausener Hochaltars absehen, zeigen die anderen Holzbildwerke sehr deutlich eine starke Abhängigkeit von der Stuckbildnerei. Sie sind fast durchwegs aus der Fläche gearbeitet, was bei den auf Konsolen stehenden Plastiken der Schongauer Stadtkirche, aber auch in Mainwangen und Gräfelting sehr auffällt. Bei all diesen Werken müssen wir uns offen eingestehen daß ihre Qualität mittelmäßig, ja bei manchen Figuren sogar schlecht ist; sie zeigen eine trockene Routine, die peinlich wirkt. Ebenso trocken und schematisch sind Aufbau und Ornamentik der Altäre in Mainwangen und Gräfelting. Keines dieser Werke würde es lohnen, sich mit Pölandt zu beschäftigen; sie sind nur durchschnittliche Leistungen hochbarocker Kirchenausstattung. Nirgends erkennen wir die hohe Qualität der vollplastischen Bildwerke, nirgends die Saftigkeit des „welschen Laubwerks“ (Akanthus) oder den meisterhaften Aufbau, wie wir ihn am Amtenhausener Hochaltar finden. Und doch läßt sich, wie bei dem oben besprochenen bärtigen Heiligentyp oder auch beim hl. Stephanus in Gräfelting eine Verwandtschaft nicht ableugnen. Um uns aber mit dieser heiklen Fragestellung auseinandersetzen zu können, müssen wir vorerst näher auf das Amtenhausener Werk selbst eingehen.

#### **Bestand und Rekonstruktion des Amtenhausener Hochaltars.**

Wir erkennen leicht, daß uns der Amtenhausener Hochaltar nur unvollständig und in einigen Teilen verändert erhalten ist (43). Die beiden Hauptfiguren, die hln. Sebastian und Georg (Abb. 4. u. 5), stehen in den Säulenaufbau eingezwängt auf roh eingepaßten und umgekehrten Sockeln. Die darunter knieenden Engel gehören offensichtlich auch nicht auf das schmale Gesimse hinter dem Säulensockel, wo sie die reiche Ornamentik der seitlichen Konsolen verdecken. Ebenso deutlich ersieht man aus den Proportionen des Gesamtauf-

baus, daß im Zwischenraum des gesprengten Giebels am Auszug eine höhere Bekrönung vorhanden gewesen sein muß. Die Josephsfigur, die heute dort steht, gehört so nicht dorthin.

Indem wir diese Unstimmigkeiten zu den archivalischen Nachrichten in Beziehung bringen, gelangen wir zu folgenden Ergebnissen: Pfarrer Martin beschreibt 1851 in seiner Pfarrchronik ausführlich die Überführung des Hochaltars von Amtenhausen nach Emmingen ab Egg und anschließend die Neuaufstellung desselben an seinem heutigen Standort (23). Er erwähnt ausdrücklich, daß man versäumt hätte, in Amtenhausen eine Zeichnung der Mensa anzufertigen und diese daher in Emmingen zu klein aufgebaut worden sei. Dies habe Schwierigkeiten für die Errichtung der oberen Teile des Altars bereitet. Er spricht aber nirgends von Veränderungen innerhalb des Altaraufbaus, so daß wir annehmen müssen, daß dieser, auch schon vor seiner Zerlegung, so wie er heute in Emmingen steht in Amtenhausen zusammengesetzt war. Wir müssen weiters daraus schließen, daß zwischen 1688 und 1851 der Altaraufbau dort verändert worden ist. Daß eine solche Veränderung unter der Äbtissin M. Anna Mugensturm um 1745 erfolgte, haben wir schon festgestellt. Der gleichen Zeit können wir aus stilistischen Gründen die vier kleinen Blumenvasen am Fuß des inneren Säulenpaares und die Holzverschalung der Mensa zuschreiben. Vielleicht haben auch die beiden Hauptfiguren ihren heutigen Standort bei dieser Instandsetzung erhalten Ursprünglich standen sie wahrscheinlich auf hölzernen Türwänden (Abb. 6), die vermutlich rechts und links den Altar mit den Chormauern verbanden (44). Wir erkennen noch an der Rückseite des hölzernen Altarunterbaus, dort wo der Ansatz der Türwände anzunehmen wäre, eine Abschrägung der Balken und Dübellocher. Dieser hölzerne Teil des Unterbaus war an die Steinstufen angesetzt, welche die Mensa in Amtenhausen umgaben, aber 1851 mit ihr nicht versetzt werden konnten (23). Die heutigen Holzstufen stammen von einem anderen Altar (45) und lassen, weil sie zu nieder sind, den Ansatz der ursprünglichen Stufen frei. Für die Rekonstruktion des Altars mit figurenbekrönten Türwänden bietet einen Anhaltspunkt Pölandt's Altar in Mainwangen, der diese im Barock weitverbreitete Gestaltung des seitlichen Abschlusses besitzt. Die Standfläche der beiden Hauptfiguren ist auffallend schmal, was auch für ihre Anbringung auf einer materialgemäß wenig tiefen Holzwand spricht. Der hl. Sebastian muß in einer solchen Aufstellung sehr eindrucksvoll gewesen sein; denn seine Bewegung gibt ein fast schwebendes Laufen treffend wieder, umsomehr als er vielleicht ursprünglich überhaupt an keinen Baum gefesselt war, sondern nur leicht mit dem

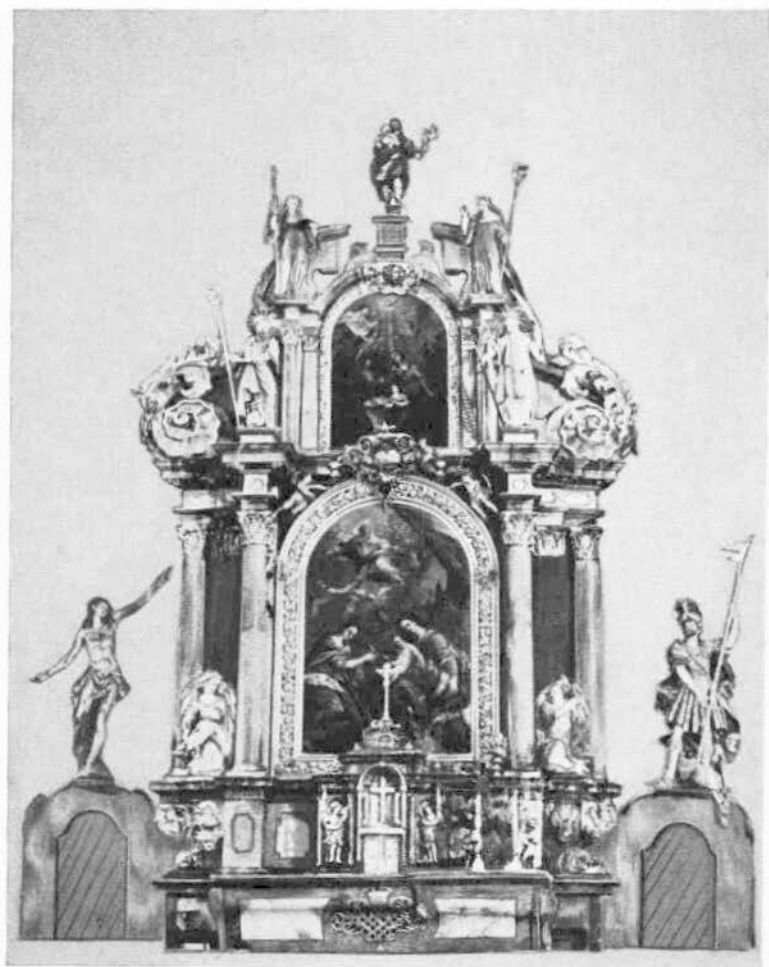


Abb. 6; Versuch einer Rekonstruktion des Amtenhausener Hochaltars

Fotomontage: F. F. Archiv Donaueschingen



rechten, im Laufen erhobenen Bein zu einem niederen Baumstrunk in Verbindung stand. Der heute vorhandene verzweigte Baum ist bloß hinter die Figur gestellt und hängt mit ihr nicht zusammen. Er dürfte eine spätere Zutat sein, umsomehr, als die Arme Sebastians nur mit Hanfseilen angebunden sind. Dort wo jetzt die Sockel der Hauptfiguren stehen, könnten die beiden Engel gekniet haben, wenn sie nicht auf der Mensa das Tabernakel flankierten. Die jetzt unverzierten, hängenden Konsolen neben den seitlichen Engelsköpfen schmückten wohl ursprünglich die Akanthuskartuschen, die jetzt, verkehrt angebracht, das Rechteckfeld am Säulensockel sinnlos verdecken.

Die Bekrönung des Auszugs wurde vermutlich vor 1745 entfernt, nämlich als 1727 die Amtenhausener Klosterkirche eine neue Decke erhielt (13). Die Josephsfigur dürfte in dieser Bekrönung als Abschluß so hoch gestanden haben, daß ihre Größenabnahme gegenüber den Abtissinnenfiguren derjenigen der Figuren der hln. Benedikt und Laurentius entsprach. Der ganze Altaraufbau ist um 18 cm zu weit nach vorne gerückt, offenbar weil die Mensa 1851 zu schmal wieder aufgemauert wurde.

Leider wurde im Tabernakel, vermutlich bei der Restaurierung im Jahre 1902, eine häßliche Rundbogennische eingebaut. Doch ist es wohl schon vorher verschiedentlich in seinem Zusammenhang mit dem Altaraufbau verändert worden. Sonst scheint sich jedoch die Instandsetzung von 1902 auf die Neufassung beschränkt zu haben, die jedoch den farbigen Gesamteindruck fast vollständig verändert hat; denn sie hält sich mit ihren fahlen Tönen nicht an den ursprünglichen Bestand, dessen kräftige Farbgebung dem Geschmack der Jahrhundertwende nicht entsprach. Die Säulen prangten nämlich in lapislazuliblauer Marmorierung, die mit der einheitlich hellroten des übrigen Altaraufbaus einen festlichen Akkord bildete. Dazu kam die leuchtend polierte Blattvergoldung an allem Schnitzwerk. Die Figuren scheinen neben Vergoldungen eine reiche Lüsterfassung (farbige Lasuren über Blattsilber) getragen zu haben. Die Polychromie der Fleishteile war sehr fein, aber doch kräftig abgestimmt, was besonders bei der Sebastiansfigur von größter Wichtigkeit für den Allgemeineindruck war. Diese Feststellungen bezüglich der alten Fassung haben wir durch Sonden machen können, weil die Mezger'sche Restaurierung vielfach durch bloßes Übermalen vor sich ging. Stellenweise wurde aber leider auch ein starker Ölkreidegrund aufgetragen, der die Schärfe der plastischen Formen beeinträchtigt.

Zu dieser reichen Farbenpracht kam noch das bewegte Spiel von

Licht und Schatten das sich bei dem ursprünglich frei im Raume stehenden Altar ganz anders auswirkte, als beim heutigen Standort an der Wand. Auch haben gewiß die Gemälde der ersten Ausführung alle diese Akzente aufgenommen und wohl auch gesteigert, während Lederers Bilder durch ihre bräunliche Farbgebung, ganz abgesehen von ihrer minderwertigen Qualität, den Gesamteindruck nur stören.

Wir sind auf diese Einzelheiten des Bestandes und der Rekonstruktion auch deshalb so ausführlich eingegangen, um dadurch eine Grundlage für die Wiederherstellung des Altars zu schaffen, die in den nächsten Jahren bevorsteht. Bei dieser Instandsetzung sollten die beiden Hauptfiguren von ihrem jetzigen Standort entfernt werden. Ob man dort die knieenden Engel anbringen oder nur die abgeschlagenen Pilasterbasen ergänzen soll, möge erst nach probeweiser Gruppierung entschieden werden. Da ein Vorrücken des ganzen Altars im Emminger Kirchenraum der Fenster wegen nicht möglich ist, könnten die beiden Hauptfiguren in einer Notlösung auf Konsolen zwischen diese Fenster und den Altar angebracht werden, wozu die Wandfläche gerade ausreicht. Dadurch würden sie wieder ein wenig freier stehen und bekämen zum Altaraufbau ein ähnliches Verhältnis im Raum, wie dies wohl ursprünglich auf den Türwänden der Fall war. Sie müssen ungefähr 0,50 m tiefer stehen, d. h. in gleicher Höhe mit den Säulenbasen. Eine zu starke Untersicht wie bei der jetzigen Aufstellungshöhe läßt die emporgehobenen Gesichter verschwinden. Andere größere Veränderungen an dem Bestande vorzunehmen, erscheint uns nicht ratsam. Das vordringliche Problem der Instandsetzung wird jedoch die Frage der farbigen Behandlung sein. Um hier zu einer befriedigenden Lösung zu gelangen, muß die mit der Arbeit betraute Werkstatt in ausdauernder und gewissenhafter Kleinarbeit und im Benehmen mit fachkundigen Kunsthistorikern feststellen, welche Teile der originalen Fassung unter der neuen vollständig erhalten sind, bzw. welche aufgrund der vorhandenen Reste nachgewiesen werden können. Anhand dieser Feststellungen muß die Freilegung und Instandsetzung, bzw. Ergänzung der Fassung vorgenommen werden. Eine interessante, aber sehr schwierige und kostspielige Aufgabe wird hier der Pfarrei, dem Restaurator und dem Denkmalpfleger gestellt werden.

#### **Ikongraphie des Altars.**

Wir haben festgestellt, daß der Hauptaltar der Amtenhausener Klosterkirche „zu Ehren den Lieben Heiligen“ errichtet wurde, d. h.

daß er ein Allerheiligenaltar war. Dies geht nicht nur aus diesem Wortlaut im Protokollbuch hervor, sondern auch aus der besonderen Bedeutung, die im Kloster der 1. November, das Allerheiligenfest, besaß, wie wir aus verschiedenen Jahrzeitvermerken ersehen (46). Einen deutlich erkennbaren Hinweis auf dieses Patrozinium vermischen wir heute bei unserem Altar. Die Inschrift über dem Altarbild in der großen Kartusche lautet: *Altare Privilegia singulis dieb.* Sie besagt, also nur etwas über die Vorrechte, nichts aber zur Klärung der Ikonographie des Altars aus.

Die beiden Hauptfiguren stellen wie gesagt die hln. Sebastian und Georg dar; jener ist der altangestammte Patron und Wappenheilige des Klosters, dieser der Patron und Namensheilige des ihm übergeordneten Männerklosters St. Georgen. Sebastian ist nackt in einer seltenen Stellung, nämlich laufend, wiedergegeben, als ob er, von Pfeilen schon durchbohrt, seinen Häschern noch entfliehen wollte. Georg steht in prunkvoller Rüstung feierlich über dem toten Drachen, aus dem er die Lanze zu ziehen scheint.

Über dem inneren Säulenpaar befinden sich am Gesims vor dem Auszug die hln. Benedikt und Laurentius. Ersterer trägt als Gründer des Benediktinerordens das Buch der Ordensregel in der Linken und den Abtstab in der Rechten. Auf dem Buch steht der zerbrochene Kelch, aus dem sich wohl ursprünglich die jetzt fehlende Schlange ringelte. Laurentius trägt das Gewand eines Diakons und hält den Rost in der Rechten und in der erhobenen Linken die Märtyrerpalme. Vor dem gesprengten Giebel des Auszugs stehen die Figuren der hln. Scholastica und Lioba, erstere mit dem Äbtissinnenstab in der Rechten und dem Buch der Frauenordensregel, auf dem eine Taube sitzt (47), in der Linken. Sie ist die Gründerin des Benediktiner-Nonnenordens. Lioba, als Gründerin der deutschen Ordensprovinz, ist dargestellt mit dem Äbtissinnenstab in der Linken, die Rechte segnend erhoben. Zwischen beiden sehen wir den hl. Joseph mit dem Christkind am rechten Arm, links eine Lilie haltend. Als Träger des göttlichen Kindes schließt er, wenn auch ursprünglich an einem etwas höheren Standort in der Bekrönung, ikonographisch das Altarprogramm sehr sinnvoll ab.

Ob die zuerst vorhandenen Gemälde denselben Inhalt hatten, wie diejenigen Lederers, nämlich das Verlöbniß der hl. Katharina im Hauptgschoß und die Erziehung der Jungfrau durch Mutter Anna im Auszug, wissen wir nicht. Der Rahmen im Hauptgeschoß ist mit einer etwas derben, flachen Rosenranke (Marien-Symbol) geziert und trägt im Scheitel das Herz Jesu und seitlich seine Hände und Füße mit den Wundmalen vollplastisch vor einem Strahlenkranz. Die Sym-

bolik dieses Rahmens würde gut zu einer Darstellung der Krönung Marias passen, die sich dem ikonographischen Programm des Altars vortrefflich einfügen würde. Lederers Gemälde im Auszug könnte ebenfalls das Thema gewechselt haben und sich nur deshalb auf die hl. Anna beziehen, weil diese die Namenspatronin der Äbtissin M. Anna Muggensturm war. Auf der großen Kartusche ist heute ein kleines flammendes Herz angebracht, an dem ein Christkind liegt. Es ist offenbar eine spätere Zutat an einer Stelle, an der Ornamente der Kartusche ausgebrochen sind. Die feine und vollplastische Eichenblattranke des Rahmens bietet keinen mir bekannten ikonographischen Anhaltspunkt. Die schon erwähnte Inschrift in der großen Akanthuskartusche besagt, daß an diesem Altar das tägliche Meßopfer mit einem vollkommenen Ablaß „für eine arme Seele im Reinigungsort“ verbunden war (48).

#### Wertung und Eingliederung des Altars.

Wenn wir die Kirche in Emmingen ab Egg betreten, ist der Eindruck des mächtigen Altars auch heute noch, trotz aller späterer Veränderungen, sehr stark und die außerordentliche Qualität der Gesamtkomposition, wie auch der plastischen Einzelheiten kommt noch deutlicher zu Bewußtsein, wenn wir uns den ursprünglichen Zustand vorzustellen versuchen. Das Grundschema des Aufbaus ist ungewöhnlich klar für ein Werk des deutschen Hochbarocks: das Hauptgeschoß, das über einer Sockelzone mit Tabernakel ein Altarbild umschließt, besteht aus zwei Säulenpaaren und einem Pilasterpaar. Das lebhaft verkröpfte Abschlußgesimse darüber trägt einen gesprengten Giebel, in dessen Mitte sich als Auszug die Komposition des Hauptgeschoßes annähernd wiederholt, jedoch mit einem Säulen- und zwei Pilasterpaaren. Die unteren Giebelhälften sind von einer eigentümlich gefalteten Volute verkleidet, aus der einerseits eine saftige Arkanthusranke emporwächst, andererseits aber schilffartige Blätter herabfallen. Über dem inneren Säulenpaar des Hauptgeschoßes stehen die schon besprochenen männlichen Heiligen und darüber vor dem gesprengten Giebel des Auszugs die beiden heiligen Äbtissinnen. Zu der ursprünglichen Unterbringung der Hauptfiguren und Engel haben wir schon oben Stellung genommen. Es ist wichtig, hier nochmals darauf aufmerksam zu machen, daß die Figuren der vier Höhenstufen proportional zu ihrer Entfernung voneinander an Größe abnehmen und dadurch etwas wie eine optische Täuschung hervorgerufen wird, mit dem Zweck, den Altar noch größer erscheinen zu lassen, als er tatsächlich ist. Nur die Leuchter-



engel im Tabernakel unterliegen nicht dieser Größenordnung, sondern fügen sich in Muschelnischen dem selbständigen Säulenaufbau desselben ein.

Die Bildwerke am Altar sind keineswegs gleichartig in Qualität und Charakter. Die beiden Hauptfiguren übertreffen die anderen bei weitem an Einfallsreichtum der plastischen Komposition und an bildhauerischem Können. Dies gilt vor allem für den hl. Sebastian, der durch die Kühnheit seiner Gesamtkomposition, aber auch durch die Ausdruckskraft der Einzelheiten, besonders des Kopfes und des Bewegungsmotivs, zum Besten gehört, was das letzte Viertel des XVII. Jahrhunderts in Süddeutschland hervorgebracht hat. Der hl. Georg zeigt trotz allem repräsentativen Prunks seiner Gestalt eine merkwürdige Kraftlosigkeit, besonders in der Bewegung der Arme und es fällt auf, daß die Lanze von den langgestreckten Fingern kaum festgehalten wird. Dieses eigentümliche Nicht-Zugreifen der Hände finden wir auch bei den anderen Figuren des Altars, von denen der hl. Laurentius mit seinem schiefen Kopf und kindlichen Puppengesicht ziemlich schwach ist und weitgehend an die Figuren in Mainwangen erinnert. Von dem knieenden Engelpaar ist der rechte schwächer als der linke, was sich besonders in der Durchbildung der Gliedmaßen äußert. Hingegen sind die beiden kleinen Leuchterengel sehr reizvoll.

Eine endgültige Beurteilung der Figuren wird erst möglich sein, bis sie ihr ursprüngliches Aussehen durch Entfernung des neuen Kreidegrundes und der Übermalung wiedererlangt haben. Auch ist es heute schwierig, die oberen Figuren wegen der großen Entfernung vom Beschauer richtig einzuschätzen. Es scheint, daß der hl. Joseph die anderen Figuren am Auszug an Qualität wesentlich übertrifft.

Der Aufbau des Altars, aber auch die Einzelheiten von Säulen und Gebälk sind natürlich südlich der Alpen beheimatet. Doch ist das Schema damals so weit verbreitet, daß sich daraus keine Rückschlüsse auf einen direkten Einfluß ziehen lassen. Italiener arbeiteten nördlich der Alpen, deutsche Gesellen verbrachten Lehr- und Wanderjahre in Italien und dazu kommt noch die allgemeine Verbreitung von gedruckten Lehr- und Musterbüchern wie z. B. die wenig spätere „Prospettiva“ Pozzos. Wir müssen aber hervorheben, daß der Aufbau des Amtenhausener Hochaltars die bemerkenswert klare Disposition besitzt, die an Altären im sog. Pfaffenwinkel z. B. in der Wallfahrtskirche von Ilgen auffällt (49). Es fehlt die wuchernde Üppigkeit und der Reichtum an dekorativen Einzelheiten, die z. B. in Oberösterreich den Altaraufbau der Meisterwerke Th. Schwan-

thalers (1634—1705) oder M. Guggenbichlers (1649—1723) auszeichnen (50). Der Aufbau unseres Altars betont stark die strukturellen Werte.

Dagegen zeigt schon die saftige Fülle des Akanthusblattwerks eine naturnahe Uppigkeit, wie wir sie an Werken der Schule von Wessobrunn, das auch im Pfaffenwinkel liegt, kaum finden. Umsonst suchen wir dort, aber auch anderswo um diese Zeit in Süddeutschland, nach Bildwerken, die mit den Hauptfiguren unseres Altars verglichen werden können. Dagegen scheint uns ein Einfluß der oberösterreichischen Plastik unverkennbar. Dabei lassen sich vielleicht beim hl. Sebastian stärker Elemente aus der Zürn'schen Nachfolge, beim hl. Georg solche von Guggenbichler erkennen, während die hl. Äbtissinnen an Werke S. Gründlers (um 1660 in Kremsmünster tätig) erinnern. Doch möchte ich immer wieder betonen, wie schwierig es ist, ohne die notwendigen Studien am Vergleichsmaterial gesicherte Schlüsse zu ziehen. Wir dürfen auch nicht übersehen, wie stark der Einfluß des großen Stuckators G. B. Carlone auf die Gestaltung der plastischen Details oder der Engel und Putten unseres Altares ist. Einzelne Motive gehen sogar bis auf Bernini zurück, ohne dessen Longinus die Geste der Sebastiansfigur wohl nicht denkbar ist. Schließlich muß noch gesagt werden, daß der Amtenhausener Hochaltar vor allem in den Stuckaturen Johann Schmutzers die nächste Parallele besitzt. Dies erklärt sich natürlich zwanglos aus dem jahrelangen Zusammenleben und wohl auch Zusammenarbeiten der Schwäger.

Was ist nun aber die Ursache der großen Qualitätsunterschiede zwischen dem Amtenhausener Hochaltar einerseits und den anderen Werken Pölandt's andererseits? Es wäre naheliegend, dafür Franz Joseph Feuchtmayer verantwortlich zu machen, wenn wir nicht, vor allem durch Boeck's Vorarbeiten, über sein Werk gut unterrichtet wären. So steht aber fest, daß seine Bildwerke ganz anders aussehen (51). Ein Blick auf die fast sicher von ihm stammenden Plastiken an den Seitenaltären in Emmingen genügt um einen ausschlaggebenden Anteil Franz Josephs am Hochaltar auszuschließen (24). Verlockend wäre auch die Annahme, daß Marian Rittinger (52) der Vermittler des vermuteten österreichischen Einflusses sei; denn wir wissen, daß er in Seitenstetten mit Franz Joseph zusammen gearbeitet hat. Um aber dieser Hypothese einige Wahrscheinlichkeit verleihen zu können, müßten die Figuren unseres Hochaltars seinen beglaubigten Werken viel verwandter sein, als dies tatsächlich der Fall ist.

Oder können wir annehmen, daß eben doch Pölandt selbst ge-

gebenenfalls im Stande war, das Qualitätsniveau seiner Werke ganz wesentlich zu steigern? Wenn die Justitia im Schongauer Rathausaal, eine kleine Figur von feinsten Qualität, tatsächlich von ihm stammt (53), wäre dies ein Beweis für sein Können. Dann müßten wir wohl annehmen, daß Pölandt auch selbst in Österreich gewesen war und so mit der dortigen Plastik in Berührung kam (54). Es ist natürlich anzunehmen, daß die Qualität der Leistungen Pölandts, bzw. seiner Werkstatt schwer unter seiner Inanspruchnahme durch die Tätigkeit im Magistrat usw. gelitten hat. So dürfte an dem Gräfelfinger Altar nur der hl. Stephanus eigenhändig sein und vielleicht auch dieser nur teilweise. Alles andere ist mäßige Gehilfenarbeit.

Ich hoffe, daß diese Ausführungen, deren letzte Schlußfolgerungen ich nicht ziehen kann, manche Kollegen in Bayern und Österreich anregen werden, den Zusammenhängen weiter nachzugehen.

Eine Frage muß hier noch kurz berührt werden, weil sie für die Gesamtentwicklung der süddeutschen Barockplastik wichtig ist: Besteht ein Einfluß Pölandts auf Joseph Anton Feuchtmayer? Bis zu seinem 11. Lebensjahr, d. h. bis zur Übersiedlung nach Mimmenhausen, war gewiß der Stiefgroßvater die große Autorität in der Familie, wohl nicht nur im häuslichen Leben, sondern auch in künstlerischer Beziehung. Doch scheint im zweiten Jahrzehnt des Jahrhunderts diese Autorität nicht mehr ausgereicht zu haben, um Joseph Anton zu ihm in die Lehre zu schicken.

Immerhin sind gewisse Beziehungen zwischen den Werken Pölandts und seines großen Stiefenkels nicht von der Hand zu weisen z. B. zwischen den Josephs — oder den Äbtissinnen-Figuren beider Künstler. Doch kann darüber erst ein schlüssiges Urteil gefällt werden, sobald das „Oeuvre“ Pölandts besser bekannt ist. Aber auch dann wird es immer schwierig sein, mit Bestimmtheit von einem Einfluß Pölandts zu sprechen; denn was für diesen Giovanni Battista Carlone bedeutet, ist für Joseph Anton dessen Sohn Diego Carlone.

## Anmerkungen

- (1) Tumbült, G.: Das Fürstentum Fürstenberg, Freiburg/Br. 1908, S. 139 ff.  
Johné, E.: Fürst Josef Wilhelm Ernst zu Fürstenberg; „Die Baar“.  
Bad. Heimat, Freiburg/Br. 1938, S. 291 ff.
- (2) Wohleb, J. L.: Die Kinzigtäler Kirchenbauten; „Die Ortenau“ 1950/51,  
S. 96, bzw. 51 ff.
- (3) Feurstein, H.: Die katholische Stadtpfarrkirche zum hl. Johannes  
d. T. in Donaueschingen; Donaueschingen 1925.
- (4) Schnetzer, G.: Geschichte des Donaueschinger Schlosses, Veröf-  
fentlichung in Vorbereitung.
- (5) Bader, K. S.: Kloster Amtenhausen in der Baar; Veröff. a. d. F. F.  
Archiv; Heft 7, 1940.
- (6) Donaueschingen, F. F. Archiv; Eccl. Amtenhausen, Vol. XXIV.;  
Necrologium Particulare u. a. a. O.
- (7) Revellio, P.: Baugeschichte des Benediktinerstiftes St. Georgen in  
Villingen. Zeitschrift f. d. Gesch. u. Naturgeschichte der Baar, Heft XXIII.,  
1954, S. 69 ff.
- (8) Karlsruhe, GLA: Neue Hss Nr. 516; Tagebücher des Abtes Georg III.  
Geisser, 1686—1690.
- (9) Zur Vereinfachung wählen wir stets die Schreibweise „Pölandt“;  
doch finden wir den Namen verschieden geschrieben: Bolland, Belland,  
Böland, Bölandt, Pollandt, Pellandt usw. Desgleichen verwenden wir die  
Schreibweise „Feuchtmayer“; denn diese ist durch Boecks Monographie  
(Anm. 21) festgelegt.
- (10) Schnell, H.: Obermarchtal, München, 1950, S. 3 und 4.
- (11) Revellio a. a. O.: S. 74
- (12) Donaueschingen, F. F. Archiv; Eccl. Amtenhausen, Protokollbuch  
1688—1709.
- (13) ebendort, Protokollbuch 1710—1756, zum 3. VII. 1712 u. a. a. O.
- (14) ebendort, Protokollbuch 1688—1709
- (15) ebendort, Zusammenstellung der Grabstein-Inschriften; diejenige  
der Äbtissin M. Gertrud Weissmann.  
ebendort, F. F. Gemäldegalerie, Inschrift auf dem Bildnis dieser  
Äbtissin.
- (16) Diese Angaben entstammen den Personalakten der Äbtissin M.  
Josepha, dem Äbtissinnen-Verzeichnis usw. in den Amtenhausener Akten  
im F. F. Archiv, Donaueschingen.
- (17) Man vergleiche die Angaben über die Mitgift von Nonnen, Personal-  
akten, Vol. XXII a, fasc. 2, ebendort.
- (18) ebendort, Akt „Freile Therese Gräfin Fürstenberg“ in Vol. XXII a  
fasc. 4.
- (19) Lieb, N.: Diessen am Ammersee, Schnell/München 1954, S. 1 und 2,  
Pölandt arbeitete für Diessen, siehe Nachlaßinventar Anm. 34.
- (20) Vgl. Stammtafel im Anhang
- (21) Boeck W.: Joseph Anton Feuchtmayer, Tübingen 1948, S. 64.
- (22) Die Signatur des Altarbildes lautet: Joann Georgius Lederer  
pinxit Aug. Vind. 1745.
- (23) Emmingen ab Egg, Pfarrarchiv; Pfarrchronik des Pfarrers J. Martin.
- (24) Die beiden Seitenaltäre sind Gegenstücke und mittelmäßige Ar-  
beiten, deren Herkunft aus derselben Werkstatt nicht bezweifelt werden  
kann. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Franz Joseph Feuchtmayer an die-  
sen Altären mitgearbeitet hat, weil ihm im August 1700 das Kloster Amten-  
hausen fl. 200.— nach Linz auszahlt. (Anm. 18). Die Altarform würde mit  
einer Datierung um 1700 gut übereinstimmen, da sie im Vergleich zum  
Hochaltar eine etwas fortgeschrittenere Entwicklungsstufe vertritt. Der  
Geldebetrag entspräche dem damals üblichen Preis für die Figuren der  
beiden Altäre. Ein Vergleich der hl. Barbara des rechten Seitenaltars mit  
der gleichen Heiligen an Feuchtmayers Benedicta-Altar der Klosterkirche  
in Seitenstetten (Böck a. a. O., Abb. 50) macht unsere Zuschreibung der

Altarfiguren an F. J. Feuchtmayer fast zur Gewißheit. Freilich hat weder der flache Altaraufbau, noch die trockene Akanthus-Ornamentik etwas mit den gleichzeitigen Werken dieses Bildhauers zu tun (vgl. Boeck a. a. O., S. 53 ff.). Wir können sie wohl einer lokalen, vielleicht der Schupp-Werkstatt in Villingen zuschreiben, mit deren Seitenaltären in der Triberger Wallfahrtskirche (1705) sie eng verwandt sind. Mit unserem Hauptaltar besteht, weder was den Altaraufbau, noch was den Figuren- und Ornamentschmuck betrifft, eine Ähnlichkeit, die über die zeitgebundenen Stilformen hinausgeht. Der linke Seitenaltar trägt das Wappen des uns schon bekannten Michael Gerni, der rechte das Sebastians-Wappen des Klosters Amtenhausen. Beide Altäre wurden gemäß Gernis Testament 1727 „mit planier Goldt“ gefaßt (Protokoll-Buch 1710—1756). Es würde zu weit führen, auf andere Fragen in diesem Zusammenhang hier einzugehen.

Das Chorgestühl wurde 1727 für den Nonnenchor der Klosterkirche vom Geisinger Schreiner Peter Ripple verfertigt (Protokollbuch 1710—1756).

Das Kommuniongitter aus Eichenholz dürfte zur gleichen Zeit entstanden sein, wie man aus Gestalt und Ornamentierung schließen kann. Es ist für uns wichtig, weil seine Länge der Chorbreite in Amtenhausen wohl ungefähr gleichkommt (Anm. 23)

(25) Emmingen ab Egg, Pfarrarchiv, Rechnungsbelege 1902 und Signaturen der ausführenden Handwerker an der Rückseite des Altars.

(26) „700 Jahre Stadt Schongau“, herausgegeben von „Bayerland e. V.“ Sonderheft 1952; S. 60, vgl. auch: Hofmann, S.: Der Schongauer Bildhauer Pölland in Kinsau. „Schongauer Nachrichten“ Dezember 1955.

(27) Herrn Dr. S. Hofmann, Schongau, dem Denkmalpfleger von Oberbayern, möchte ich an dieser Stelle für seine Hilfe bei Auffindung und Erforschung wichtiger Quellen herzlich danken, ebenso Frl. Zeller, Schongau.

(28) Wessobrunn, Pfarregister: Bd. A., Pag. 87.

(29) siehe Hager, O.: Die Bautätigkeit und Kunstpflege in Kl. Wessobrunn München 1894 S. 153 ff.

Thieme-Beckers Künstlerlexikon, Bd. XXX S. 181 ff.

Schalkhauser, E.: Die Münchner Schule in der Stuckdekoration des 17. Jahrhunderts. Dissertation München 1954.

(30) Wessobrunn, Pfarregister: Bd. A., Pag. 91 und 210.

(31) ebendort: Bd. A., Pag. 87, 256, 274 und Bd. B, Pag. 33.

(32) Diese Angaben sind hinsichtlich der Feuchtmayer zu ergänzen: durch:

Sauer, H.: a) Herkunft und Anfänge des Bildhauers Joseph Anton Faichtmayer, Dissertation Leipzig 1952. b) Archivalien zu Joseph Anton Faichtmayer; Ztschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins, Freiburg, 1942 S. 382 ff.

Zinsmaier, P.: Neue Beiträge aus Salemer Archivalien zu Josef Anton Feuchtmayer, Ztschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins, Freiburg 1950 S. 147 ff.

Boeck, a. a. O.

(33) Schongau, Rathaus; Stadtkammerrechnungen: Diese erwähnen Pöllandt jeweils mit seinen Ämtern. Ebendort, Pfarregister: Erwähnung Maria Pöllandts als Taufpatin 1677.

(34) Donaueschingen, F. F. Archiv: Eccl. Amtenhausen, Vol. XXII a fasc. 2; Testament und Nachlaßinventar Pöllandts.

(35) Boeck a. a. O., S. 53.

(36) Die Angaben über den jüngeren Sohn Gervasius verdanken wir Herrn Archivrat Dr. Zinsmaier, Karlsruhe. Sie entstammen dem Reliquienverzeichnis, bzw. dem Totenbuch der Klosterakten Salem im GLA.

(37) Sauer, Dissertation, S. 16 und Boeck a. a. O., S. 61. Die Vermutung Sauers und Boecks, der 1683 in Kremsmünster erwähnte Michael Feuchtmayer könnte Franz Josephs Vater sein, ist hinfällig. Es handelt sich gewiß um Johann Michael jr., der sich vor seinen eigentlichen Lehrjahren als Maler wohl auch bildhauerisch betätigte. Donaueschingen, F. F. Archiv, Eccl. Amtenhausen, Vol. XXII a fasc. 2, Verlassenschaftsakten Johann Michael Feuchtmayer.

(38) Karlsruhe GLA. Klosterakten Salem Abt. 38 Nr. 653 Nachlaß Franz Joseph Feuchtmayers. Zinsmaier a a O.: S. 157 vgl. Anm. 34 und 37.

(39) Zinsmaier a. a. O. S. 152.

- (40) Karlsruhe GLA Salem, Gen 1387. Zinsmaier a. a. O. Anm. 13.
- (41) Schongau, Stadtarchiv: Fach Nr. 7, Akt Nr. 22.
- (42) Ebendort, Stadtkammer-Rechnungen für 1675, und 1696, bzw. Auskunft von Dr. S. Hofmann/Schongau.
- (43) Die wichtigsten Größenangaben über den Hochaltar sind: Höhe circa 11 m, größte Breite 5,50 m, Höhe der Hauptfiguren 2,40 m. Breite einer mutmaßlichen Türwand 1,50 bis 2,00 m. Anhaltspunkte für dieses Maß gibt die Länge des Kommuniongitters, sowie ein Plan der Klostergebäude von Amtenhausen in Donaueschingen, F. F. Archiv (um 1780 von V. Lehmann).
- (44) Der Zweck dieser Türen war, die Umwanderung des Altars zu ermöglichen, aber auch diese Möglichkeit im Altaraufbau formal zu betonen. In früheren Zeiten war die Umwanderung von Altären viel stärker in der Liturgie vertreten und meist mit Reliquienverehrung und Abgabe von Opfergeld verbunden.
- (45) Salm, C. A. z.: Die Kreuzigungsgruppe Joseph Christians in Emmingen ab Egg, in „Schriften d. Ver. f. Gesch. u. Naturgesch. d. Baar“ 1954, S. 30.
- (46) Donaueschingen, F. F. Archiv: Tafel mit Jahreszeitvermerken u. a. a. O.
- (47) Die Taube ist jetzt sinnlos auf der großen Kartusche angebracht und müßte bei einer etwaigen Restaurierung wieder ihren richtigen Platz erhalten.
- (48) Wetzler und Welti, Kirchenlexikon, Freiburg/Br. 1882 Bd. I. S. 593.
- (49) Die Kunstdenkmale i. Kgr. Bayern, München 1895 Bd. I. S. 584. „Pfaffenwinkel“ ist eine volkstümliche Bezeichnung des Voralpenlandes zwischen Ammer und Lech.
- (50) Decker, H.: Meinrad Guggenbichler, Wien 1949.
- (51) Boeck, a. a. o., S. 53 ff.
- (52) ebendort S. 56.  
Decker, H.: Barock-Plastik i. d. Alpenländern, Wien 1943, S. VII.
- (53) Dr. S. Hofmann, Schongau teilt mir mündlich mit, daß ihm dafür ein Quellennachweis bekannt sei.
- (54) Leider ist es mir trotz weitgehenden Entgegenkommens der Österreicherischen Kollegen nicht gelungen, Pölandt's Namen dort irgendwo archivalisch nachzuweisen.  
Mein aus Deckers Barock-Plastik (S. IV Mattigkofener Meister) geschöpfter Verdacht der IP signierte und 1672 datierte Altar in St. Florian bei Helpfau (Ob.-Österreich) sei von Pölandt, hat sich wohl als irrig erwiesen; denn Dr. Woisetschläger, der Bearbeiter der Neuauflage des oberösterreichischen „Dehio“, hat die große Freundlichkeit mir mitzuteilen, daß es sich vermutlich um keine Signierung, sondern wahrscheinlich um ein Pilgermonogramm handelt, das außerdem IPM lautet. Das Aussehen der Figuren würde eine Beteiligung Pölandts an diesem Werk nicht vollständig ausschließen.
- (55) Die Angaben der Stammtafel entstammen fast ausschließlich den jeweiligen Pfarregistern. Einige jedoch sind ergänzt aus den Veröffentlichungen von Hager, Sauer, Zinsmaier, Boeck usw., die aber andererseits durch wesentliche Daten hier berichtigt werden, was besonders für die Feuchtmayer Stammtafel in Sauers Dissertation (S. 59) gilt.

# Stammtafel (55)

MARIA SCHMUTZER aus Gaispoint  
 get. Wessobrunn 2. XI. 1631  
 † Schongau 1. VII. 1717

verm. I.

JOHANN MICHAEL FEUCHTMAYER  
 Klosterschreiber und Schulmeister (?) in Wessobrunn  
 geb. (?)  
 † Wessobrunn 17. III. 1666

II.

JOHANN POLANDT aus Rottenbuch  
 Bildhauer, Stuckator und Architekt;  
 Stadtkämmerer und Bürgermeister von Schongau  
 geb. Rottenbuch vor 1632 (?)  
 verm. Wessobrunn 8 VIII. 1667  
 † Schongau 27. III. 1721

FRANZ JOSEPH F.  
 Bildhauer u. Stuckator  
 Pfründner d. Reichs-  
 abtei Salem  
 get. Wessobrunn  
 1. III. 1660  
 † Mimmenhausen  
 25. XII. 1718  
 verm. mit  
 MARIA SALOME . . . .

MARIA THERESIA F.  
 geb. 1661  
 † Schongau  
 13. IV. 1676

JOHANN MICHAEL F.  
 Fürstbischöfl. Konstanz.  
 Hofmaler  
 get. Wessobrunn  
 17. IV. 1666  
 † Konstanz  
 15. X. 1713  
 ohne Nachkommen

MARIA ELISABETH P.  
 get. Wessobrunn  
 6. XI. 1668  
 weitere Nachrichten  
 fehlen

PRISCA P.  
 (M. Vincentia)  
 Nonne in Kloster  
 Amtenhausen  
 get. Wessobrunn  
 6. XI. 1669  
 Aufnahme I. VIII. 1686  
 Profeß 2. X. 1689  
 † Amtenhausen 1699

MARIA REGINA P.  
 (M. Josepha)  
 Nonne im Kloster  
 Amtenhausen  
 get. Wessobrunn  
 23. IX. 1672  
 Aufnahme 1689  
 Profeß 11. V. 1692  
 Äbtissin 14. I. 1727  
 † Amtenhausen  
 28. V. 1738

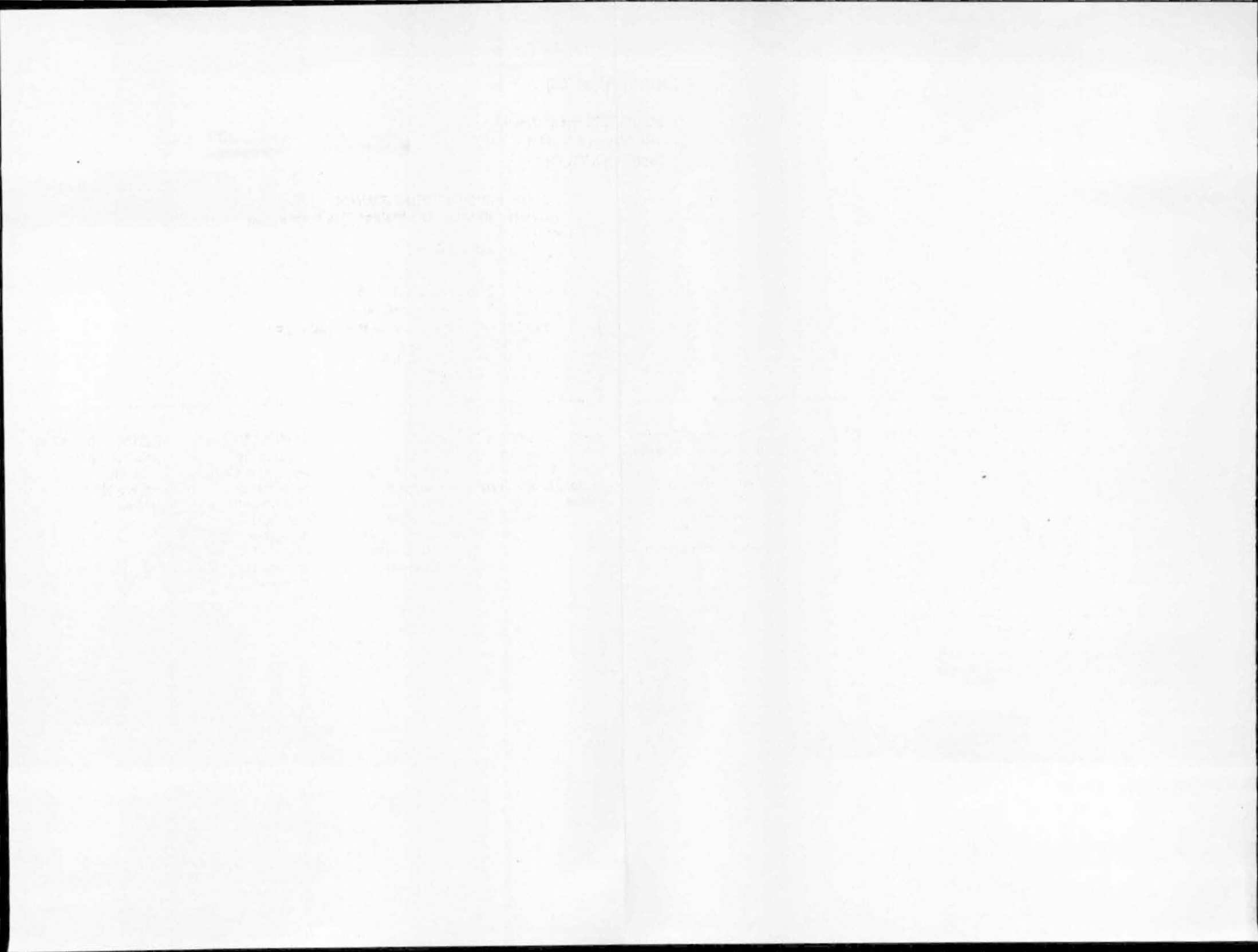
JOHANN IGNAZ P.  
 geb. Schongau  
 14. VII. 1677  
 weitere Nachrichten  
 fehlen

JOSEPH ANTON F.  
 Bildhauer u. Stuckator  
 geb. Linz / Donau 1696  
 † Mimmenhausen  
 2. I. 1770  
 verm. 17. IX. 1722 mit  
 MARIA THERESIA HOLLSTEIN

GERVASIUS F.  
 Küchenbruder in Salem  
 geb. Linz/Donau  
 1. IX. 1697  
 † Salem  
 4. IV. 1740

SALOME F.  
 geb. (?)  
 † Schongau  
 29. VIII. 1708

7 Kinder





## Greifvögel der Baar

Beobachtungen und Aufzeichnungen 1927—1953

Karl Wacker

Infolge der außerordentlich vielseitigen und günstigen ökologischen Verhältnisse der Landschaft, in der die verschiedenartigsten Bodenformen und Kulturarten vorkommen, besitzt die Baar eine hohe Zahl von Greifvögeln, Tag- und Nachtgreife. Die Baar weist die mannigfaltigsten Waldarten auf, Feldgehölze, Alleen, Baumgruppen, Hecken, Waldungen verschiedenster Größe bis zu weiten, zusammenhängenden Forsten, die abseits vom Verkehr liegen und völlig ungestört sind. Es treten Laub- und Nadelwälder, Mischwälder und reine Naturwälder auf wie der Unterhölzer Wald, das Wuhrholz, die Schluchtenwälder der Gauchach- und Wutach. Es sind allerlei landwirtschaftliche Kulturarten vorhanden, Acker- und Wiesenland; sie sind besonders wichtig als Lebensraum für bestimmte Beutetiere. Die Baar birgt auch große Moore und Riede. Zahlreich sind die Gewässer, auch diese der verschiedensten Art, darunter zwei größere Weiher, der Unterhölzer Weiher und der Klosterweiher bei Tannheim.

Der Beutetierbestand ist sehr günstig, wobei bei manchen Arten, vor allem bei den Mäusejägern das Pendel hin- und herschwingt zwischen Jäger und Beutetier. In ausgesprochenen Mäusejahren beobachtet man mehr Bussarde und Turmfalken als in gewöhnlichen Jahren, wie man auch ein vermehrtes Vorkommen der Eulen, Wiesel und Füchse in solchen Jahren feststellen kann.

Was den Nutzen oder Schaden der Greifvögel angeht, so ist dies noch umstritten. Immerhin sieht man nach den grundlegenden und aufschlußreichen Untersuchungen Uttendörfers über die Ernährung der Greifvögel klarer. Es ist hier nicht der Ort, sich über dieses Problem näher auszulassen. Das eine sei nur gesagt, auch diese Vögel gehören in das Bild der heimatlichen Natur, und auch sie dienen dem Gleichgewicht der Kräfte.

Im Gebiet kommen als Brutvögel 8 Taggreife und 4 Eulenarten vor.

**Taggreife****Wanderfalk** (*falco peregrinus peregrinus*)

Der Wanderfalk brütet z. Zt. nicht im Gebiet, im nahen Bregtal befindet sich ein besetzter Horst, der geschont wird. Bei uns tritt der Wanderfalk lediglich auf dem Zug auf, gelegentlich auch im Winter.

- 5. 1.1923 Wanderfalk streicht über die Felder auf dem Schneebühl.
- 16. 1.1927 Im Großen Donauried schlägt Wanderfalk eine Krähe.
- 11. 1.1931 In der Donauniederung südl. vom Wartenberg blockt auf einem Erdhaufen ein Wanderfalk kröpfend. Krähe haßt auf ihn. Man hört gellenden Schrei, Wanderfalk weicht.
- 5. 8.1931 Über den Wiesen südöstl. vom Wartenberg schlägt Wanderfalk eine Ringeltaube. Krähen und Bussarde machen ihm die Beute streitig, ich finde die Taube noch warm, die Brust aufgerissen und angekröpft.
- 25. 9.1935 Nordwestlich vom Ankenbuck Wanderfalk Beute kröpfend.
- 29.10.1942 Im Großen Donauried schlägt ein Wanderfalk einen Großen Würger.
- 15. 2.1945 Vom Ried nach dem Park streichend ein Wanderfalk.
- 12. 8.1945 Buchberg. Wanderfalk niedrig über die Äcker streichend.
- 29. 3.1947 Vom Weiherhag zieht ein Wanderfalk nach dem Aasener Kapfwald, Beute in den Fängen.

**Baumfalk** (*falco subbuteo subbuteo*)

Der Baumfalk brütet zerstreut im Gebiet. Er ist meist im Wald anzutreffen, wenigstens zur Brutzeit. Gerne jagt er aber im freien, baumlosen Gelände, und er ist ein sehr gewandter Flieger, der seine Beute im Fluge greift. Der Mauersegler, dem sein Flugbild ähnelt, ist häufig seine Beute. Man sieht ihn aber auch Maikäfer, Schmetterlinge und Libellen jagen. Vielfach jagt er zu zweien. Die Balz- und Flugspiele bieten ein herrliches Schauspiel.

- 19. 5.1927 Im Wald an der Gauchach bei Döggingen brütend.
- 1. 7.1927 Auf Kiefer am Hörnekopf bei Geisingen 3 halbflügge Junge.
- 24. 6.1928 Über dem Unterhölzer Weiher ein Pärchen Libellen jagend.
- 9. 8.1932 Über dem Unterhölzer Weiher ein Paar Libellen jagend.
- 7. 7.1933 Unterhölzer Weiher Baumfalk dicht übers Wasser strei-

chend, streckt die Fänge aus, um das Wasser zu berühren, ohne etwas zu greifen.

29. 9.1933 Über dem Unterhölzer Weiher kreisend und rufend.  
 29. 4.1934 Nahe dem Wuhrholz ein balzendes Baumfalkenpaar.  
 6. 6.1934 Überm Donauried oberhalb Gutmadingen jagend.  
 26. 9.1934 Am Aubächle bei Mundelfingen eine Familie, 3 Junge.  
 15. 8.1935 Südlich vom Weiherhölzle Altvögel mit 2 Jungen.  
 13. 5.1936 Überm Schwenninger Moor ein Baumfalkenpaar kreisend.  
 28. 6.1936 Überm nordw. Stadtviertel Mauersegler jagend.  
 14. 8.1936 Überm Unterhölzer Weiher Libellen jagend.  
 3. 7.1936 Hinterer Buchberg Horst mit Jungen.  
 9. 9.1936 Muselried ein Baumfalkenpärchen spielend, dauernd lockend.  
 26. 4.1937 Kampf eines Baumfalken mit einem Turmfalken, der in einer Pappel der Pföhrener Straße horstet. Der Baumfalk wird zu Boden gedrückt und muß flüchten.  
 13. 7.1938 Im Birkenried ein Horst besetzt.  
 14.10.1938 Zunächst hoch überm Donauried kreisend ein Baumfalk, läßt sich dann herunter und jagt Goldammern.  
 3. 6.1940 nördlich der Stadt in der Nähe des Lindenbaums jagt ein Baumfalkenpärchen, beim hellen Sonnenschein fliegend Maikäfer.  
 26. 8.1940 Überm Klosterweiher ein Baumfalkenpärchen.  
 8. 9.1940 Über der Königswiese im Unterhölzer Wald ein Pärchen.  
 18. 4.1941 Beim Ritterstieg Baumfalkenpärchen Balzflug.  
 22. 4.1941 Im Dürrheimer Wäldchen östl. der Straße ein Pärchen horstend.  
 14. 6.1941 In der Länge bei Geisingen besetzter Horst.  
 8. 5.1942 Bei Neudingen in der Donauniederung Mauersegler jagend.  
 16. 5.1942 Bruggener Halde, herrliche Flugspiele eines Baumfalkenpärchens, von Mauerseglern verfolgt.  
 3.10.1942 Überm Muselried nahe dem Wald ein Familie.  
 29.10.1942 Bei Aasen mit Kleinvogel in den Fängen, von Krähen verfolgt.  
 1.11.1942 Im Großen Donauried jagend.  
 22. 7.1946 Über die Donau nach dem Wuhrholz zieht ein Baumfalk; er brütet im Wuhrholz.  
 19. 3.1947 Im Muselried wird ein Baumfalk von einer Krähe angegriffen, ein zweiter Baumfalk, der auf einem Draht saß, kommt ihm zu Hilfe.  
 5. 6.1947 Im Rauschachen brütend.

14. 5.1950 Im Gebiet des Aasener Kapfwaldes, wo er brütet, jagend.  
 22. 6.1952 Im Wald an der Beckhofener Halde horstend.

#### Turmfalk (*Falco tinnunculus tinnunculus*)

Der Turmfalk ist im ganzen Gebiet sehr häufig, er ist neben dem Bussard der bei uns am häufigsten brütende Greif. Sein Nahrungsraum ist sehr ausgedehnt, und es gibt wohl kaum einen Teil unserer Landschaft, wo keine Turmfalken vorkämen. So trifft man auch an den verschiedensten Örtlichkeiten seine Horste. Er brütet im Wald, in Parks, auf einzelnen Bäumen im freien Gelände, aber auch auf hohen Straßenbäumen. Der Verkehr stört ihn nicht im geringsten.

Er bevorzugt auch die Hochspannungsmaste im Ried, vor allem im Muselried, da dort neben Wiesen Äcker günstigen Nahrungsraum bieten. Dort ist auch die Brutdichte erstaunlich groß. In günstigen Jahren befindet sich fast auf jedem Mast ein Turmfalkenhorst.

Gelegentlich kommen 2 Bruten vor.

Die Mehrzahl der Turmfalken zieht im späten Herbst weg, aber man kann den ganzen Winter über Turmfalken beobachten.

19. 3.1927 Auf den Fichten im Ritterstieg rufend.  
 18. 4.1929 In den Bäumen am Rande des Platzes des FC Donaueschingen an der Breg am Horsten.  
 3. 5.1929 Pärchen ebendort am Horst.  
 16. 7.1929 F. F. Gruftpark zu Neudingen. Starker Bussard wird von 2 Turmfalken, mit Krähen streitend.  
 Etwas später erscheint ein Roter Milan, vor dem die Kleinvögel sich unter eine Weide drücken. Er wird ebenfalls von den Turmfalken verjagt.  
 25.12.1929 Auf der Buchberghöhe 2 Turmfalken, ein Vogel auf einem Pfahl aufgeblockt, einer auf dem Schnee.  
 1. 1.1930 Über dem Exerzierplatz nördlich von Donaueschingen 2 Turmfalken mit Krähen streitend.  
 25. 1.1930 Im F. F. Park Pärchen sehr lebhaft.  
 17. 8.1930 Turmfalkenfamilie, 2 Altvögel und 3 Jungfalken, überm Roten Rain segelnd.  
 20.12.1930 Beim Wuhrholz 1 Turmfalk rüttelnd.  
 16. 1.1931 Überm südlichen Wartenberghang 2 Turmfalken rüttelnd.  
 23. 1.1931 F. F. Park Turmfalkenpärchen Balzflüge.  
 25. 1.1931 Ebendort wieder Balzflüge.  
 30. 9.1931 2 Turmfalken überm Großen Donauried jagend.  
 1.11.1931 Mehrere Turmfalken im Gebiet des Unterhölzer Weihers.  
 10. 1.1932 Turmfalken überm Donauvorland bei Neudingen.

17. 4.1932 Bei Neudingen über den Äckern und Wiesen mehrere Turmfalken.
26. 7.1932 Bei regnerischem und windigem Wetter stehen 8 Turmfalken über dem F. F. Gruftpark zu Neudingen gegen den Wind. Sie rütteln und locken dauernd. Offenbar erhalten die Jungvögel Flugunterricht durch die Altvögel.
- 10.10.1932 Über der Südseite des Schloßparkes auf dem Wartenberg segeln 8 Turmfalken.
12. 3.1933 Unterhalb Bad Dürrheim Turmfalk, heftig auf Bussard hassend. Er muß aus dem Brutrevier des Turmfalken weichen.
17. 4.1933 Östlich vom Süßhölzle, Gem. Klengen viele Turmfalken; es schließt sich an den Wald ein weites Ackergebiet an.
14. 5.1933 Überm F. F. Park auf einer Stelle gegen den Wind stehend. Wachholderdrosseln sausen an dem Falk vorbei, schreiend, aber keinen Angriff wagend.
30. 8.1933 Muselried mehrere Turmfalken.
- 23.10.1933 Ebendort mehrere Turmfalken.
- 28.10.1933 Überm F. F. Park bei erstem Schnee mehrere Turmfalken.
- 19.11.1933 Ebendort wieder mehrere Turmfalken.
27. 2.1934 Am Rande des F. F. Parks bei der Donau lebhaftes Balzflüge. Dauerndes Locken.
- Januar 1935 Den ganzen Monat sieht man die Turmfalken auf Mäusefang.
21. 1.1935 Ein Turmfalk auf Mäusefang im Muselried. Er kröpft die Maus im Fluge. Die Fellstücke und Eingeweide des Beutetieres fliegen auf den Schnee. Erst nach der Kröpfung baumt der Falke auf.
29. 1.1935 Die Turmfalken jagen heute vom Boden aus. Sie sind sehr vertraut. Die Schneefläche ist verharscht und verweht.
15. 9.1936 Großes Donauried Turmfalken lockend.
27. 7.1936 Über dem F. F. Gruftpark zu Neudingen lernen die Jungfalken fliegen.
17. 3.1942 Noch auffallend wenige Turmfalken im Gebiet.
21. 3.1942 Über dem Eichhölzle am Unterhölzer Weiher und überm Weihergraben je ein Pärchen im Balzflug.
28. 3.1942 Wuhrholz Balzflüge.
12. 7.1942 Junge flügge Turmfalken jagen mit den Altvögeln zusammen überm Großen Donauried.
26. 7.1942 Im Großen Donauried auf Roten Milan hassend 1 Turmfalk.

28. 7.1942 Muselried. Im Horst auf einem Hochspannungsmast 2 hellgraue Nestlinge im Flaum.
14. 8.1942 Muselried. Im Bereich der Hochspannungsmaste 10 junge Turmfalken, meist flügge, in einem Horst steht noch ein Junges im Daunenkleid. Die andern Jungfalken sind im Flug und Aufbaumen noch recht unbeholfen und zaghaft trotz lebhafter Aufmunterung vonseiten der Eltern. Sie sind noch nicht verfärbt.
8. 6.1943 Schellenberg. Ein Turmfalkenmännchen kommt lockend mit einer Maus in den Fängen an. Nahe dem hohen Horstbaum kommt das Weibchen an. Das Männchen streckt die Fänge aus und zeigt die Beute. Das Weibchen schwebt nahe an das Männchen heran und verhält eine Weile mit gefächertem Stoß. Es nimmt dem Männchen die Maus ab und streicht zum Horstbaum ab.
17. 5.1945 Bad Dürrhein über den Berkenwiesen Balzflüge.
18. 5.1945 Bad Dürrhein in den Fichten am Salinenweiher horstend.
3. 3.1946 Muselried jagend.
30. 4.1946 In einer Pappel an der Dürrheimer Straße nahe dem Pumphaus Turmfalkenhorst. Ein Falke sitzt aufrecht in der Nähe des Horstes. Plötzlich ruft er aufgereckt klü. klü. Ein Bussard streicht ohne Angriffsabsichten an dem Horstbaum vorbei. Der Turmfalke haßt dreimal wütend auf den Bussard.
18. 8.1946 Im Großen Donauried Turmfalkenfamilie, 8 Vögel.
- 2.10.1946 Über den Weiherwiesen westlich der Dürrheimer Straße Alte mit 4 Jungfalken Probeflüge ausführend. Offenbar zweite Brut.
- 2.10.1946 Großes Donauried sehr viele Turmfalken, junge und alte. Sie sitzen auf den Drähten.
1. 1.1947 An der Dürrheimer Straße 1 rüttelnder Turmfalk.
16. 3.1947 Großes Donauried. Turmfalk stößt aus dem Ansitz vom Draht aus auf eine Wiese und greift eine Maus.
12. 7.1947 Über den Fruchtläckern hinter dem westlichen Weiherhag 5 Turmfalken beisammen.
27. 8.1947 Großes Donauried. Ein Turmfalk streicht des Abends niedrig über einen Fuchs.
- 16.11.1947 Überm Muselried noch 1 Turmfalk.
17. 6.1949 Muselried in Hochspannungsmast Horst von Turmfalken mit Jungen.
19. 8.1950 Im Aasener Kapfwald 2 Ästlinge.
- 24.12.1950 Über den Riedwiesen östlich Geisingen rüttelnd.

21. 3.1951 Beim Pumphaus an der Dürrheimer Straße über einer Wiese rüttelnd, stößt wie ein Pfeil auf die Wiese, wo er eine Maus greift und sie sofort im Fluge kröpft.
23. 8.1952 Auf dem Hochspannungsmast an der Römerstraße nw. vom Weiherhaus Turmfalkenweibchen brütend, Männchen trägt eine Maus zu.
24. 8.6952 Viele Turmfalken und Bussarde mit Jungen in der Luft.
- 11.10.1952 Abends beim Ziegelhof junger Turmfalk.

### Habicht (*accipiter gentilis*)

Der Hühnerhabicht ist bei uns noch überall als Brutvogel anzutreffen, allerdings ist er ziemlich selten geworden. Sein Schaden in jagdlicher Hinsicht scheint nicht groß zu sein. Aus den Abschlußlisten des F. F. Jagdantes ist eine Relation von Abschluß von Greifen und Strecken von Niederwild nicht zu erkennen.

3. 1.1930 Über den F. F. Park ziehend. Mildes Wetter wie im Frühling.
- 9.10.1931 Über den Unterhölzer Weiher streicht ein Habicht nach dem Unterhölzer Wald.
2. 6.1933 Unterhölzer Wald am Westrand brütend.
- 14.10.1934 Morgens Pfaffental in östlicher Richtung ziehend, ein Habicht.
- 2.11.1934 Hinterer Buchberg 1 Habicht nach Südwesten ziehend.
16. 6.1936 Unterhölzer Weiher 1 Paar hoch kreisend.
27. 4.1940 An der Donau oberhalb Gutmadingen schlägt 1 Habicht einen Roten Milan und kröpft ihn.
20. 6.1942 Unterhölzer Wald Familie mit 3 Jungen.
20. 4.1945 Über den Berkenwiesen bei Bad Dürrheim ein Paar kreisend.
16. 7.1950 Aasener Kapt Familie.
20. 7.1950 Über dem F. F. Park längere Zeit kreisend 1 Habicht.
3. 8.1952 In dem Wäldchen zwischen Bad Dürrheim und Schweningen immer wieder zu beobachten.

### Sperber (*accipiter nisus nisus*)

Der Sperber kommt bei uns verhältnismäßig häufig als Brutvogel vor. Er ist auch in allen Jahreszeiten zu beobachten. Unter einem Horst auf dem Buchberg im Fichtenstangenholz fand ich Rupfungen vor allem von Kleinvögeln, auch von einer Taube und einem Großen

Buntspecht. Er jagt bei uns im Winter auch mitten in der Stadt und am Stadtrand.

9. 1.1927 Sperber schlägt einen Buchfinken in meinem Garten.  
 14. 12.1928 Pfohren. Mitten im Dorf stößt in eine Schar Goldammer und Buchfinken, schlägt einen Vogel und kröpft ihn nahe der Straße.  
 3. 1.1929 Im F. F. Park stößt ein Sperber mit eingelegten Schwingen in einem Flug Finken, greift einen und kröpft ihn in einer Fichte.  
 26. 12.1930 Im F. F. Park jagend.  
 5. 2.1931 Überm Krankenhausviertel jagend.  
 21. 5.1932 Aasener Kapf von Schwalben verfolgt.  
 7. 7.1932 Aasener Kapf besetzter Horst.  
 24. 12.1935 In einer Kiefer im Schloßpark.  
 12. 8.1937 Buchberg Familie mit 3 Jungen.  
 25. 8.1937 Überm Krankenhausviertel von Schwalben verfolgt.  
 2. 9.1937 Buchberg Eichelhäher jagend.  
 20. 4.1938 Klenkenreuthe 1 Sperberweibchen stößt erfolglos auf eine weiße Taube.  
 2. 4.1940 Buchberg Balzflug.  
 3. 4.1940 Buchberg 1 Sperber von einer Wachholderdrossel verfolgt.  
 25. 4.1940 Überm nordwestlichen Stadtrand 1 Sperber im Segelflug große Kreise ziehend.  
 2. 3.1941 Am Nordostrand des Buchbergs Sperruptung, offenbar von Habicht geschlagen.  
 18. 5.1941 Ritterstieg. Hoch kreisend. In einer Fichte verhältnismäßig niedrig der Horst.  
 28. 3.1942 Wuhrholz Balzflüge.  
 7. 5.1942 Überm Krankenhausviertel wird ein Sperber von einem Flug Mauersegler verfolgt.  
 14. 7.1942 Buchberg Drosseln jagend.  
 24. 7.1942 Großes Donauried 2 Sperber jagend.  
 14. 1.1945 Vom Großen Donauried mit Beute nach dem F. F. Park streichend  
 14. 7.1945 Buchberg im Altholz junger Sperber halbflügge.  
 16. 1.1946 Vom Ried zum F. F. Park streichend.  
 10. 6.1946 F. F. Park in einer Fichte ein besetzter Sperberhorst, darunter im gleichen Baum Nest einer Ringeltaube.  
 12. 8.1947 Abends überm Krankenhausviertel ein Sperber von Schwalben verfolgt, von denen immer wieder eine auf ihn haßt.



16. 8.1947 In Geisingen wird abends 8 Uhr ein Sperber von einem Flug Schwalben von 30—35 Vögeln verfolgt. Er streicht vom Friedhof zum Bahnhof. Er blockt in der Krone einer Kastanie nahe dem Gebäude auf und kröpft die Beute, es ist ein starkes Weibchen.
15. 4.1950 Überm F. F. Park 4 Sperber.
25. 4.1950 Über der Brigachmulde gegen den Buchberg hoch und schnell kreisend, dann zum Wald ziehend.
10. 1.1951 Streicht in eine Fichte in einem Garten des nw. Stadtteils ein, greift einen Vogel und streicht niedrig über die Dächer zum Park hin.
26. 1.1951 Im Kasernenviertel jagend.
- 12.11.1952 An der Donau Wachholderdrosseln jagend.
13. 8.1953 F. F. Park, junger noch nicht ausgefärbter Spertel von Wanderfalk geschlagen. Schädel zerbissen, Kropf und Bug leicht angekröpft.

#### Mäusebussard (*buteo buteo buteo*)

Der Mäusebussard gehört wie der Turmfalk zu den häufigsten der im Gebiet brütenden Greife. Er ist überall anzutreffen. Der Mäusebussard brütet im Gegensatz zum Turmfalk nicht im freien Gelände, sondern nur im Wald. Er kommt in allen Farbvarietäten vor bis fast ganz weiß. Der Mäusebussard betreibt alle Jagdarten, Pürsch- und Ansitzjagd, auch rüttelt er gelegentlich nach Turmfalkenart. Die Mäusebussarde ziehen im späten Herbst, Ende Oktober, anfangs November. Einzelne Stücke überwintern, wobei allerdings nicht feststeht, ob es sich bei ihnen um einheimische oder fremde Vögel handelt. Im März, April scheint die Hochzeit stattzufinden.

9. 2.1927 Bei Neudingen Balzspiel eines Bussardpaares.
30. 3.1927 Ritterstieg 2 Bussarde hassen auf einen Graureiher, mit dem sie das Brutrevier teilen.
4. 4.1927 Über dem Unterhölzer Wald Balzflüge von Bussarden.
5. 4.1927 Bussard auf einem Erdhaufen kröpfend, von Krähen belästigt, läßt sich nicht stören, stößt aber einen rauhen, häßlichen, sonst nicht hörbaren Schrei aus.
18. 4.1927 Über dem Buchberg Balzspiel eines Pärchens.
5. 4.1928 Über dem Donauvorland bei Neudingen Balzspiele mehrer Bussardpärchen.
19. 9.1929 Beim Wuhrholz 6 Bussarde kreisend und immer rufend.
1. 1.1930 Exerzierplatz 3 Bussarde. Mildes Wetter.
3. 1.1930 Am Unterhölzer Weiher mehrere Bussarde.

- Januar 1930 Man beobachtet überall Bussarde. Mildes Wetter.
18. 10. 1930 Beim Ankenbuck 4 Bussarde segelnd hoch.
20. 12. 1930 Wuhrholz 1 Bussard.
26. 12. 1930 Bei Neudingen auf einem Erdhaufen 2 Bussarde.
28. 12. 1930 Pfaffental bei Donaveschingen 2 Bussarde kreisend und schreiend.
11. 1. 1931 Überm Ritterstieg 2 Bussarde.
15. 1. 1931 Überm Exerzierplatz 3 Bussarde.
16. 1. 1931 Überm südlichen Wartenberghang mehrere Bussarde kreisend. Föhnig.
30. 3. 1931 Großes Donauried 5 Bussarde im Balzflug sehr hoch.
18. 4. 1931 Über den östlichen Weiherwiesen und dem Aasener Kapf 6 Bussarde Balzflug.
2. u. 3. 6. 1931 Über den östlichen Weiherwiesen 6 Bussarde, sehr hoch kreisend.
10. 9. 1931 Überm F. F. Park sehr viele Bussarde kreisend.
30. 9. 1931 Großes Donauried auf einer Wiese Insekten jagend.
9. 10. 1931 Überm Unterhölzer Weiher 6 Bussarde kreisend.
5. 2. 1932 Westlich vom Wartenberg gegen Neudingen 2 Bussarde.
21. 2. 1932 Am Wartenberg 1 Bussard.
24. 3. 1932 Aasener Kapf Balzspiel dreier Bussarde, einer wird vertrieben.
4. 8. 1932 Großes Donauried junge und alte Bussarde beim Flugunterricht.
25. 8. 1932 Überm Donauvorland zwischen Neudingen und Gutmadingen 8 Bussarde segelnd hoch.
23. 10. 1932 Überm Unterhölzer Weiher 5 Bussarde segelnd hoch.
5. 1. 1933 Überm Muselried 1 Bussard.
24. 3. 1933 Aasener Kapf Bussarde Balzspiel.
1. 4. 1933 Wartenberg Bussarde Balzflüge hoch.
15. 9. 1933 Über den Weiherwiesen viele Bussarde segelnd.
4. 10. 1933 Über den Weiherwiesen sehr viele Bussarde sehr hoch.
28. 10. 1933 Überm F. F. Park viele Bussarde kreisend und ziehend.
18. 4. 1934 Über den Weiherwiesen 6 Bussarde Balzflüge.
2. u 3. 6. 1934 Über den östlichen Weiherwiesen und dem Aasener Kapf 6 Bussarde sehr hoch kreisend.
11. 9. 1934 Überm Unterhölzer Wald 7 Bussarde kreisend.
12. 10. 1934 Allenthalben sehr viele Bussarde in großer Höhe kreisend und ziehend.
3. 11. 1934 Überm großen Donauried 10 Bussarde. Sie kreisen und schrauben sich hoch. Wenn sie eine bestimmte Höhe erreicht haben, ziehen sie nach Südwesten.

- Gleichzeitig segeln 6 Bussarde überm Aasener Kapf. Weit draußen im Ried auf Erdhaufen und Heuhaufen noch 9 Bussarde.
- 29.12.1934 18 Bussarde nachmittags 3 Uhr in großer Höhe, ziehen von Osten kommend nach Südwesten. Beobachtet im Pfaffental.
1. 1.1935 Über der Donau auf beiden Talseiten bei Hintschingen Bussarde.
21. 1.1935 Muselried viele Bussarde.
13. 4.1935 Über den Stockäckern am Fuße des Wartenbergs Balzflüge.
2. 9.1935 Über den Weiherwiesen 5 Bussarde hinter einander herziehend, dann kreisend und sich immer höher schraubend.
- 10.11.1935 Überall noch viele Bussarde, auf den Feldscheunen und Erdhaufen. Das Jahr ist besonders mild. Auf den Wiesen noch dichte Rasen von *bellis perennis*.
- 24.11.1935 Im Großen Donauried da und dort noch Bussarde.
- 25.11.1935 Geisingen Wildtal noch mehrere Bussarde.
24. 3.1936 Wartenberg und andern Orts Balzflüge.
1. 4.1936 Wartenberg und Unterhölzer Wald Balzflüge mehrerer Paare.
26. 4.1936 Walbachtal bei Rietheim und Paffenweiler Balzflüge.
29. 9.1936 Überm Großen Donauried viele segelnd und schreiend.
- 29.12.1936 Ritterstiege 3 Bussarde.
16. 3.1937 Wartenberg 2 Bussarde Balzspiel.
27. 3.1937 Wuhrholz 3 Bussarde Balzspiel.
- 5.11.1937 Großes Donauried viele Bussarde.
9. 9.1938 Buchberg 6 Bussarde segelnd.
- 12.10.1938 Unterhölzer Wald viele Bussarde.
- 15.10.1938 Donauried sehr viele Bussarde segelnd sehr hoch.
- 22.10.1938 Aasener Kapf viele Bussarde segelnd.
- 13.11.1938 Ritterstiege und Wartenberg einzelne Bussarde.
- 12.12.1938 Muselried 2 Bussarde.
14. 4.1939 Allenthalben im Gebiet Bussarde beim Liebesspiel!
21. 3.1940 Überm Unterhölzer Wald 3 Bussarde beim Balzspiel, Kämpfe.
3. 3.1941 Wuhrholz erste Bussarde.
20. 4.1941 Hoch überm Buchberg kreisend 3 Paare.
- 4.10.1941 Überm Großen Donauried mehrere kreisend hoch.
- 18.11.1941 Man sieht immer noch mehrere Bussarde. Das Wetter ist außerordentlich mild nach dem ersten Schneefall.

- Bellis perennis blüht noch stark. Weidenkätzchen treiben. Pulsatilla-Knospen.
17. 3.1942 Überall schreiend.
28. 3.1942 Überall Balzflüge.
16. 5.1942 Bruggener Halde 5 Bussarde, z. T. kämpfend.
14. 8.1942 Muselried 8 Bussarde hoch kreisend.
19. 9.1942 Überall Bussarde, immer mehrere beisammen. Im Großen Donauried Kampf zwischen 2 Turmfalken und 1 Bussard.
- 5.10.1942 Großes Donauried 2 Bussarde, sonst keine zu beobachten.
- 28.10.1942 Großes Donauried 6 Bussarde.
- 1.11.1942 Wartenberg 3 Bussarde.
- 6.11.1942 Überm Donauried einige kreisend hoch.
15. 2.1945 Großes Donauried 1 Bussard.
29. 9.1945 Am Roten Rain im Aufwind segelnd.
- 12.10.1945 Vom Hörnekapf bei Geisingen ziehen 5 Bussarde nach Westen.
- 23.12.1945 Bei Neudingen und bei Geisingen je 1 Bussard.
- 26.12.1945 Westlich und östlich der Dürrheimer Straße 3 Bussarde.
16. 1.1946 Überm F. F. Park 1 Bussard schreiend.
13. 3.1946 Aasener Kapf 2 Bussarde Balzflug.
19. 7.1946 Überm Roten Rain 6 Bussarde segelnd hoch.
22. 8.1946 Überm Großen Donauried 6 Bussarde segelnd.
22. 9.1946 Überall Bussarde.
- 17.10.1946 Muselried 15 Bussarde hoch kreisend.
1. 1.1947 Dürrheimer Straße 1 Bussard.
6. 1.1947 Aasener Kapf Bussardschrei. Sehr milde Januartage.
2. 3.1947 Süßhölzle 3 kreisende Bussarde. Winterwetter mit viel Schnee.
7. 5.1947 Am Aasener Kaptwald 3 kreisende Bussarde. Auf einmal stößt das Männchen auf das Weibchen herunter. Als einziger Klumpen kullern sie auf die Erde, dort am Waldrand vollzieht sich der Begattungsakt.
26. 8.1947 Überall Bussarde kreisend und schreiend.
20. 9.1947 In der Muselmulde nahe Bad Dürrhein sehr viele Bussarde versammelt.
22. 9.1947 Am Wartenberg massenhaft Bussarde.
27. u. 29. 9. 1947 Überall sehr viele Bussarde segelnd und ziehend.
- 8.10.1947 Überm Schwenninger Moos 6 Bussarde in der Dämmerung segelnd.

16. 11. 1947 Muselried 1 Bussard.  
 22. 11. 1947 An der Dürreheimer Straße einzelne Bussarde.  
 28. 1. 1948 Zwischen Bad Dürreheim und Donaueschingen zahlreiche Bussarde.  
 1. 9. 1948 Über der Hirschhalde östlich von Bad Dürreheim mehrere Bussarde kreisend.  
 13. 2. 1949 Über Aasen 3 Bussarde kreisend.  
 1. 11. 1949 In der Landschaft zahlreiche Bussarde einzeln und mehrere beisammen.  
 11. 3. 1950 Aasener Kapf Balzspiele.  
 7. 4. 1950 Aasener Kapfwald brütend.  
 16. 7. 1950 Unterhölzer Wald 12 Bussarde kreisen dort in verschiedenen Höhen.  
 5. 1. 1951 Geisingen an der Donau 1 Bussard.  
 6. 1. 1951 Buchberg 1 Bussard.  
 10. 1. 1951 Großes Donauried 1 Bussard.  
 25. 1. 1951 Überm nördlichen Stadtteil 1 Bussard kreisend.  
 28. 1. 1951 Da und dort einzelne Bussarde.  
 11. 2. 1951 Gemarkung Bad Dürreheim mehrere segelnd. Mildes Wetter.  
 27. 10. 1951 Im Gebiet des Unterhölzer Waldes viele Bussarde.  
 22. u. 23. 12. 1951 Allüberall kreisende und schreiende Bussarde. Es sind unglaublich milde Wintertage.  
 6. 1. 1952 Buchberg 1 Bussard.  
 22. 2. 1952 Im Großen Donauried auf Großen Würger stoßend.  
 22. 5. 1952 Am Ochsenberg von Wachholderdrosseln verfolgt, die wütend auf den Bussard hassen.  
 24. 8. 1952 Viele Bussarde in Gruppen in der Luft.  
 2. 9. 1952 Bad Dürreheim sehr viele Bussarde sehr hoch ziehend.  
 8. 2. 1953 Auf der Höhe über Klengen 1 Bussard. Winterwetter.  
 2. 4. 1953 Unterhölzer Wald Bussarde im Balzspiel.  
 4. 10. 1953 Buchberg auf einem Kleereiter 1 sehr starker Bussard mit weißem Halsring.

## Winterbeobachtungen von Mäusebussarden

1927	1930	1931	1932	1935
9. 2.	Januar ganz und 20.-28. 12.	11. 1.-16. 1.	5. 2.-21. 2.	1. 1. u. 21. 1.
1935	1936	1938	1945	1946
1. 1. u. 21. 1.	29. 12.	12. 12.	15. 2. u. 23.-26. 12.	16. 1.
1947	1948	1949	1951	
1. 1. u. 6. 1.	28. 1.	13. 12.	Januar, Februar und Ende Dezember	
1952	1953			
6. 1. u. 22. 2.	8. 2.			

**Roter Milan** (*milvus milvus milvus*)

Der Rote Milan ist im ganzen Gebiet häufig. Es gibt keinen Teil der Landschaft bis zum Schwarzwaldrand, wo der große Vogel nicht brütet. Er horstet im Wald sehr hoch. In größeren zusammenhängenden Wäldern können mehrere Milanhorste vorkommen, und zwar Horste des Roten und Schwarzen Milans, so am Eichberg und im Unterhölzer Wald.

Der Rote Milan erscheint bei uns gewöhnlich Mitte März, er kann aber gelegentlich auch früher eintreffen. Er nimmt sofort den Horst an. Der Herbstzug setzt Mitte September ein und setzt sich bis in den Oktober hinein fort. Einzelne Rote Milane kann man bisweilen noch im November beobachten, vielleicht handelt es sich um fremde Nachzügler.

- 11.10.1929 Exerzierplatz Roter Milan an Katzenkadaver.  
29. 7.1932 Im Kohlhof bei Eschach auf einer etwa 90jährigen Weißtanne Horst mit 3 Ästlingen. Der Horst besteht nach Angaben des Jagdaufsehers Weber seit 10 Jahren und ist immer besetzt.  
2.10.1932 Über dem Exerzierplatz mehrere Rote Milane sehr hoch.  
14. 3.1933 Überm Muselried 4 Rote Milane segelnd, später gegen die Länge ziehend.  
16. 5.1933 Unadingen Eichhölzle besetzter Horst.  
2. 7.1933 Über das Mittelmessmoor ziehen 5 Rote Milane zum Unterhölzer Wald.  
23. 9.1933 Überm Muselried segeln 13 Rote Milane, sie kamen von Osten offenbar vom Unterhölzer Wald. Schließlich lassen sie sich weit auseinander gezogen auf den Wiesen nieder.  
17. 3.1934 Überm Theilbuck erster Roter Milan.  
26. 7.1934 Im Unterhölzer Weiher fischt ein Roter Milan.  
21. 9.1934 Muselried 19 Rote Milane.  
29. 9.1934 Im Unterhölzer Wald waren 1934 vier Milanhorste, 3 vom Roten, 1 vom Schwarzen Milan.  
Überm Unterhölzer Wald viele Milane.  
17.10.1934 Im Gebiet des Unterhölzer Waldes 43 Rote und Schwarze Milane, überwiegend Rote. Verhältnis etwa 5:1.  
28. 3.1935 In der Donauniederung unterhalb Neudingen, wohin man schaut, kreisende Milane und Bussarde, meist Rote Milane.  
31. 3.1935 Unterhölzer Weiher ein Roter Milan geht auf das Wasser herunter.  
10. 3.1936 Bei Neudingen an der Donau 1 Roter Milan.  
18. 6.1936 Im Unterhölzer Wald Dunenjunge von 2 Familien für Rositten beringt. Im Horst Reste eines Kunstdüngerpapersacks.  
17. 7.1936 Überm Theilbuck 2 Altvögel mit 3 Jungen segelnd. Ein Roter Milan bei der Entenburg zu Pfohren an der Donau entlang streichend, niedrig überm Wasser.  
9. 8.1936 Überm Geißbuck zwischen Aselfingen und Achdorf eine Familie segelnd.  
11. 9.1936 Überm Großen Donauried und über dem Muselried nahe dem Kapf je 11 und 9 Rote Milane segelnd.  
13. 3.1937 Bei der Grundbrücke überm Großen Donauried 1 Roter Milan.  
16. 3.1937 Am Wartenberg ein Paar Roter Milane.

27. 3.1937 Um den alten Horstbaum im Ritterstieg balzend unter dauerndem Trillern.
6. 3.1938 Horstbäume im Unterhölzer Wald angenommen.
31. 3.1938 Großes Donauried Balzspiel.
16. 10./1938 Überm Muselried viele Rote Milane.
27. 2.1939 Großes Donauried 1 Roter Milan.
3. 3.1939 Über Biesingen und Heidenhofen je ein Roter Milan.
15. 4.1939 Balz und Hochzeit auf einer Eiche.
20. 4.1939 Ritterstieg balzend und horstend.
31. 3.1940 Schellenberg 1 Roter Milan.
16. 6.1940 Auf dem Müllablageplatz bei der Grundbrücke alltäg-  
lich 20 Rote und einige Schwarze Milane. Sie kommen  
offenbar vom Unterhölzer Wald, wohin sie immer wieder  
ziehen.
26. 8.1940 Der ganze Luttraum überm Unterhölzer Wald, dem Bir-  
kenried und dem Weiher ist erfüllt von Milanen, meist  
Roten, mindestens 30.
2. 3.1941 Gemarkung Pfohren 1 Roter Milan.
8. 3.1941 Ochsenberg 1 Roter Milan.
11. 3.1941 Bei Achdorf zieht ein Roter Milan mit Reisig in den  
Fängen übers Tal nach dem Großen Buchberg. Ein zwei-  
ter folgt, es handelt sich vermutlich um ein Paar. Her-  
nach hört man Trillern.
18. 4.1941 Ritterstieg viele Rote Milane, z. T. balzend.
27. 7.1941 Aasener Kapf, wo der Rote Milan brütet, 14 Rote Milane.
17. 9.1941 Überm Großen Donauried viele Rote Milane kreisend.
16. 3.1942 Überall kreisende Rote Milane, über Pfohren 1 Paar  
im Balzflug, trillernd.
14. 4.1942 Hirschhaldewald Bad Dürkheim Roter Milan horstend  
und balzend.
20. 6.1942 Unterhölzer Wald 4 besetzte Horste 3 vom Roten und  
einer vom Schwarzen Milan ferner 1 Horst besetzt im  
Eichhölzle am Unterhölzer Weiher und einer im Ritter-  
stieg. Im Ritterstieg schon Ästlinge.
18. 6.1942 Überm Roten Rain Gem. Pfohren mehrere Rote Milane.  
Einer kröpft seine Beute während des Fluges, indem er  
diese mit vorgestreckten Fängen dem Schnabel nähert.
24. 7.1942 Über die Geländewelle, offenbar vom Unterhölzer Wald  
kommend streichen 30 Rote Milane gegen das Musel-  
ried hin. Sie kreisen zunächst über der Mulde des Pfohr-  
bachgrabens. Sie segeln, plötzlich sausen sie mit ange-  
legten Schwingen zur Erde, um sich gleich darauf wieder



höher und höher zu schrauben. Immer hört man ihr Trillern. Diese Flugspiele, bei denen es sich offenbar um Übungsflüge handelt, dauern den ganzen Spätnachmittag. Abends jagen sie überm Muselried und ziehen dann nach dem Aasener Kapf, wo sie vermutlich ihre Schlafbäume haben.

25. 7. 1942 Über dem Unterhölzer Wald und der Donauniederung dauernd viele Rote und Schwarze Milane segelnd, immer auch wieder trillernd.
26. 7. 1942 Im Ried sieht man viele Rote Milane auf den abgemähten Wiesen. Sie picken Heuschrecken und andere Kerfe auf. Dabei werden sie von Krähen gestört. Eine geht mit offenem Schnabel auf den großen Vogel zu, der weichen muß.
25. 10. 1942 Überall noch Rote Milane.
7. 11. 1942 Großes Donauried 1 Roter Milan und 1 Schwarzer.
29. 8. 1943 Auf dem Müllabladepplatz täglich große Ansammlungen von Roten und einigen Schwarzen Milanen.
16. 3. 1945 Bei Biesingen 1 Roter Milan.  
auf einer Buche 1 Roter Milan brütend.
2. 3. 1946 Über den Weiherwiesen 1 Roter Milan.
19. 3. 1946 Schneebühl beim Weiherhaus 1 Roter Milan.
13. 4. 1946 Am Mühleköpfe zwischen Gutmadingen und Geisingen
20. 4. 1946 Hirschhaldewald bei Bad Dürrheim 1 Paar brütend.
11. 5. 1946 Bruggener Halde 1 besetzter Horst.
29. 7. 1946 Überm Roten Rain bei Aasen 12 segelnde Rote Milane.
28. 9. 1946 Überall Rote Milane wenige Schwarze Milane über den Feldern und Wäldern der Gemarkungen Biesingen, Heidenhofen, Aasen, z. T. rufend wie der Bussard nur höher.
27. 10. 1946 Da und dort noch einige Rote Milane.
26. 3. 1947 Roter Rain bei Pfohren 1 Roter Milan.
30. 3. 1947 Über dem Unterhölzer Weiher kreisen 3 Rote Milane.
21. 5. 1947 Lange niedrig überm Klosterweiher bei Tannheim kreisend, gelegentlich ins Wasser greifend, dann zum Ochsenberg abstreichend. Dort brütet er.
9. 3. 1948 Muselried ein ziehender Roter Milan.
27. 8. 1948 Über Bruggen abends eine Familie Rote Milane.
21. 9. 1948 Beim Einfluß der Stillen Musel auf der Wiese einige Rote Milane.
13. 3. 1949 In der Umgebung des Unterhölzer Weihers viele Rote Milane segelnd und trillernd.
20. 4. 1949 Am Nordrand des Kapfwaldes Gemeinde Aasen Horst

- besetzt. Unterhölzer Weiher Roter Milan stößt auf ein Bleßhuhn, ohne es zu schlagen.
14. 10. 1949 Überm Aasener Kaptwald viele Rote Milane segelnd.
1. 3. 1950 Bad Dürrheim 1 Roter Milan, sehr mildes Wetter.
11. 3. 1950 Neudingen an der Donau 1 Roter Milan.
25. 2. 1951 Von Westen kommend streicht 1 Roter Milan über den nordöstlichen Stadtteil dem Ried zu; frühlingshaftes Wetter.
21. 6. 1951 Über Tannheim 1 Roter Milan auf Suchjagd, er horstet am Ochsenberg und beherrscht das ganze Wolfbachtal.
29. 6. 1951 Im Grüninger Wald „auf der Schlechte“ auf 80jähriger Weißtanne großer Horst eines Roten Milans. Im weiten Umkreis Geschmeiß.
1. 7. 1951 Überm Gnadental 12 Rote Milane segelnd. Sie horsten in der Länge.
16. 3. 1952 Am Aasener Kaptwald segelnd.
21. 9. 1952 Muselried viele Rote Milane segeln in großer Höhe.
9. 3. 1953 Aasener Kapfwald 1 Roter Milan.
7. 4. 1953 Aasener Kapfwald Roter Milan mit Zweig in den Fängen.
15. 6. 1953 Aasener Kaptwald 2 noch nicht flügge Astlinge. Der Altvogel warnt leidenschaftlich.
22. 9. 1953 Überall Rote Milane segelnd, immer mehrere beieinander.

## Erste Beobachtung im Frühjahr

1933	1934	1935	1936	1937	1938	1939	1940	1941	1942
14. 3.	17. 3.	28. 3.	10. 3.	13. 3.	6. 3.	27. 3.	31. 3.	2. 3.	16. 3.

1945	1946	1947	1948	1949	1950	1951	1952	1953
2. 3.	26. 3.	9. 3.	13. 3.	13. 3.	1. 3.	25. 2.	16. 3.	9. 3.

## Ansammlungen und letzte Beobachtung im Herbst

1929	1932	1933	1934	1936	1938	1940	1941	1942	1943
11. 10.	2. 10.	23. 9.	21. 9.	11. 9.	16. 10.	26. 8.	17. 9.	25. 10.	29. 8.

1946	1948	1949	1951	1952	1953
27. 10.	21. 9.	14. 10.	1. 7.	21. 9.	22. 9.

**Schwarzer Milan** (*milvus milvus migrans*)

Der Schwarze Milan kommt im Gebiet nicht mehr so häufig vor wie früher. Das ist eine Erscheinung, die man auch anderwärts beobachtet: Daß nämlich mit dem Auftreten der einen Art die andere schwindet. Der Rote Milan hat auf der Baar zahlenmäßig in den letzten Jahren stark zugenommen, gleichzeitig nahm der Schwarze Milan ab obwohl zwischen beiden kaum biologische Unterschiede bestehen, höchstens daß der Schwarze die Nähe des Wassers liebt. Vor allem ist er im Unterhölzer Wald daheim und in der Nähe der Donau, und am Unterhölzer Weiher ist er immer zu beobachten. Nach meinen Aufzeichnungen trifft er später bei uns ein als der Rote Milan, mit dem man ihn vielfach in größeren Ansammlungen zusammen sieht.

1. 4. 1927 An der Donau bei Pfohren 1 Schwarzer Milan.
8. 5. 1927 Unterhölzer Weiher Fische fangend.
19. 4. 1928 Über Pfohren 2 Schwarze Milane.
28. 4. 1928 Dicht über den Unterhölzer Weiher streichend, die Enten sind sehr beunruhigt.
25. 6. 1928 Abends bei der Grundbrücke stürzt sich ein Schwarzer Milan jäh herunter auf das Wasser, beschreibt dreimal eine Schleife zum Ufer und kehrt immer wieder zum Wasser zurück, endlich mit Beute in den Fängen abstreichend.
15. 4. 1929 Über den Feldern östlich Immenhöfe 1 Schwarzer Milan, zieht zum Unterhölzer Wald.

13. 6.1929 Geisingen über der Donau, er scheint in der Länge zu brüten.
9. 4.1931 Über dem nordwestl. Stadtteil kreisend 1 Schwarzer Milan.
7. 4.1932 Überm Roten Rain bei Pfohren 1 Schwarzer Milan segelnd.
2. 4.1933 Überm Hörnle ob der Wutachmühle 2 Schwarze Milane; sie horsten dort.
7. 4.1933 Auf einer Birke am Nordufer des Unterhölzer Weiher blockt lange 1 Schwarzer Milan. Auf einmal schräg ins Wasser stoßend, Frosch greifend.
7. 5.1933 Mehrere Schwarze Milane überm Unterhölzer Weiher kreisend.
4. 4.1934 Unterhölzer Weiher Schwarzer Milan greift einen Frosch.
6. 6.1934 Überm Unterhölzer Weiher Schwarzer Milan von 2 Turmfalken verfolgt. Diese steigen senkrecht in die Höhe und haßen in jähem Sturzflug auf den Milan. Dieser macht einmal einen Looping und hackt mit den Fängen gegen die Falken, aber diese drücken ihn zu Boden.
23. 4.1935 Überm Unterhölzer Weiher 1 Schwarzer Milan kreisend, Bleßhühner und Krickenten sind sehr aufgeregt. Milan zieht nach dem Unterhölzer Wald.
22. 5.1935 Übers Große Donauried ziehen 2 Schwarze Milane nach dem Wuhrholz, wo sie horsten.
  1. 4.1936 Über dem Kiefernaltholz und den Wiesen beim Birkenried 1 Schwarzer Milan lange segelnd, läßt sich dann in den Großseggen am Weiher nieder und streicht mit Frosch in den Fängen nach dem Unterhölzer Wald.
  2. 4.1936 Überm Unterhölzer Weiher niedrig kreisend. Im Flug einen Frosch kröpfend. Am Wartenberg 1 Paar im Balzflug.
13. 6.1936 Im Unterhölzer Wald Dunenjunge aus 2 Horsten beringt.
28. 6.1936 Bei der Grundbrücke am Westrande des Großen Donauriedes 1 Schwarzer Milan beim Fischfang, im Flug kröpfend.
  9. 4.1937 Wuhrholz 2 Schwarze Milane.
  2. 5.1937 Exerzierplatz 2 Schwarze Milane, vielleicht im Süßhölzle horstend?
  3. 6.1937 Über der Brigach nahe der Stadtmühle 2 Schwarze Milane, einer streicht flußaufwärts, der andere stößt beim Wehr ins Wasser, er streicht dann ans andere Ufer und blockt auf einem Erdhaufen, kreist dann über

der Brigachmulde, von Schwalben verfolgt. Er kröpft einen Fisch im Fluge. Auch am 2. 4. und 7. 6. beim Fischfang am Mühlewehr beobachtet, zieht immer brigach-aufwärts.

- 10. 7. 1937 Breg oberhalb Allmendshofen.
- 29. 7. 1937 Überm Großen Donauried 3 Schwarze Milane segelnd.
- 6. 3. 1938 Im Unterhölzer Wald Horste angenommen.
- 16. 4. 1938 Ritterstieg in einer Eiche brütend.
- 15. 4. 1939 Überm Unterhölzer Wald Balzflüge.
- 18. 5. 1941 An der Donau bei Hintschingen fischend.
- 2. 8. 1941 Bei Immendingen über der Donau mit Beute in den Fängen.
- 1. 10. 1941 Großes Donauried mehrere Schwarze Milane.
- 26. 4. 1942 An der alten Breg beim Fischfang.
- 26. 6. 1942 Unterhölzer Wald 3 besetzte Horste.
- 23. 6. 1942 Aasener Kapfwald 2 Schwarze Milane.
- 12. 7. 1942 Muselried 4 Schwarze Milane ,offenbar eine Familie.
- 20. 9. 1942 Schellenberg 1 Schwarzer Milan.
- 28. 10. 1942 Großes Donauried 2 Schwarze Milane.
- 6. 11. 1942 Großes Donauried 1 Schwarzer Milan.
- 20. 4. 1945 Überm Salineweiler Bad Dürrheim 1 Schwarzer Milan, horstend im Wittmannstal gegen Hochemmingen.
- 8. 7. 1945 Vom Süßhölzle, wo sie brüten 2 Schwarze Milane nach dem Entenfang streichend.
- 14. 7. 1945 Über Geisingen kreisend.
- 16. 7. 1945 Überm Süßhölzle 11 Schwarze Milane kreisend.
- 3. 4. 1946 Über der Breg unterhalb Allmendshofen 1 Schwarzer Milan.
- 5. 7. 1945 Auf den teilweise abgemähten Weiherwiesen sechs Schwarze Milane.
- 30. 3. 1947 Beim Ritterstieg nimmt 1 Schwarzer Milan auf der Wiese Niststoffe auf und zieht südwestwärts gegen Neudingen.
- 26. 8. 1947 Rieddonau fischend.
- 19. 9. 1947 Überm Wuhrholz 2 Schwarze Milane.
- 19. 4. 1948 Wuhrholz 1 Schwarzer Milan.
- 22. 5. 1949 Vom Berchenwald gegen das Wuhrholz streichend; sie brüten dort.
- 30. 3. 1950 Großes Donauried auf einem Erdhaufen blockend.
- 28. 3. 1951 Am Südhang des Wartenbergs nahe dem Ritterstieg segelnd.
- 29. 3. 1951 Unterhölzer Weiher fischend.

30. 3.1951 Über den Wiesen östlich der Dürrheimer Straße zwei Schwarze Milane.  
 22. 4.1951 Auf einer frisch gemisteten Wiese bei Neudingen ein Paar Schwarze Milane.  
 28. 4.1951 Auf dem Müllablageplatz mit Roten Milanen zusammen mehrere Schwarze Milane, auch an folgenden Tagen.  
 29. 6.1951 Im Hochwald an der alten Wolterdinger Straße 1 besetzter Horst.  
 5. 4.1952 Überm Unterhölzer Wald 1 Schwarzer Milan segelnd.  
 25. 3.1953 Aasener Kapfwald 1 Schwarzer Milan.  
 29. 3.1953 Wuhrholz 1 Schwarzer Milan.  
 2. 4.1953 Über Pfohren 2 Schwarze Milane.

Erste Beobachtungen im Frühjahr.

1927	1928	1929	1931	1932	1933	1934	1935	1936	1937
1. 4.	19. 4.	15. 4.	9. 4.	7. 4.	2. 4.	4. 4.	1. 4.	9. 4.	9. 4.

1938	1939	1942	1945	1946	1947	1948	1950	1951	1952
6. 3.	15. 4.	26. 4.	20. 4.	3. 4.	30. 3.	19. 4.	28. 3.	5. 4.	28. 3.

1953

25. 3.

### Wespenbussard (*pernis apivorus apivorus*)

Der Wespenbussard gehört zu den seltenen Greifvögeln der Baar. Sein Horst ist nicht leicht auszumachen, da er sehr hoch horstet. Aber man sieht ihn doch gelegentlich im Gebiet. 3 Horste, die besetzt waren, sind mir bisher bekannt geworden.

10. 9.1934 Bei der Gutterquelle im Ried 1 Wespenbussard.  
 9. 4.1936 Ochsenberg auf der Weiherseite 1 Wespenbussard.  
 16. 6.1936 Unterhölzer Weiher 1 Horst besetzt.  
 6. 5.1938 Im Birkenried 1 Wespenbussard, nach dem Wald abstreichend.  
 8. 9.1940 Über der Königswiese im Unterhölzer Wald 1 Wespenbussard.  
 28. 4.1942 Hinterer Buchberg 1 Wespenbussard horstend.  
 22. 8.1946 Von einer Weide im Donauried abstreichend.  
 29. 7.1947 Im Großen Donauried Wespenbussard auf dem Boden.  
 7. 5.1950 Über die Brigach bei Aufen zum Buchberg ziehend.  
 7. 9.1951 Unterhölzer Wald 1 Wespenbussard auf dem Boden.  
 7. 4.1953 Auf Schnitzers Weide nördl. der Stadt 1 Wespenbussard.

### Nachtgreife

Von den Nachtgreifen sind bei uns heimisch und treten ungefähr in gleicher Population auf: Die Waldohreule, der Waldkauz, der Steinkauz und die Schleiereule. Der Sperlingskauz kommt bei uns gelegentlich vor; daß er bei uns brütet, ist wahrscheinlich aber bis jetzt nicht nachgewiesen.

Die Lebensbedingungen sind für die o. g. Arten durchaus günstig.

Den Waldkauz hört man schon Ende Januar, anfangs Februar trillern, die Waldohreule läßt auch am Tage im Altholz ihr „p'huh“ hören, und gelegentlich kann man auch ganze Familien tagsüber in ihren Aufenthaltsplätzen beobachten. Diese Eule ist sehr vertraut, immer wieder einmal kann man von ihr Ruffungen finden.

Den durchdringenden Ruf „kuwit“ des Steinkauzes hört man immer wieder einmal in unserem Krankenhausviertel, wenn des Nachts der Operationssaal hell erleuchtet ist.

Die Schleiereule wird mehrfach im Winter verhungert gefunden. Die Sumpfohreule kommt gelegentlich auf dem Zuge vor. Einmal beobachtete ich sie gegen Ende Januar im Schneetreiben.

### Waldohreule (*Asio otus otus*)

30. 3.1927 Ritterstieg rufend.  
 1. 3.1929 Buchberg im Altholz rufend.  
 28. 3.1930 Ritterstieg und Wartenbergpark am Tag rufend.  
 9. 5.1930 Aus dem Ried mit einer Maus im Fang nach dem F. F. Park streichend.  
 29. 7.1930 Pfaffental Eulenfamilie, Eltern und 3 Junge.

14. 4.1931 Aasener Kapfwald nachmittags rufend.  
 15. 3.1932 Im F. F. Park rufend, reagiert sofort auf Mäuseln.  
 18. 4.1932 Im F. F. Park nachts rufend.  
 5. 4.1934 Im Weiherhölzle am Tag rufend.  
 21. 5.1934 Wartenbergpark rufend.  
 22. 4.1935 Ritterstieg rufend.  
 11. 5.1935 Wartenbergpark 6 Junge rundum fiepend, auch im Kiefernaltholz seitwärts vom Birkenried Junge.  
 22. 6.1939 Buchberg abends Waldohreulen im Jugendkleid lebhaft fiepend.  
 11. 4.1942 Buchberg im Altholz rufend.  
 25. 4.1942 Ebendort in der Dämmerung rufend.  
 2. 6.1945 Buchberg Familie, Eltern und 4 Junge tagsüber in Fichtenstangenholz.  
 14. 7.1953 Im F. F. Park junge Waldohreulen.

#### **Sumpfohreule** (*Asio flammeus flammeus*)

Brutvorkommen nicht nachgewiesen.

- 16.10.1929 Birkenried 2 Stück.  
 20.11.1930 Pfohren unterhalb der Entenburg 1 Vogel.  
 21. 1.1935 Stille Musel nördl. Donaveschingen 1 Vogel im Schneetreiben, streicht vor mir ab und drückt sich in einem kleinen Graben.

#### **Steinkauz** (*Athene noctua noctua*)

- Februar 1928 Entenburg bei Pfohren. Bei trübem Wetter in den Fensternischen und auf dem First am Tage.  
 7. 3.1928 Um Mitternacht hinter unserm Haus rufend.  
 21. 7.1949 Jede Nacht im Krankenhausviertel rufend, wenn der Operationssaal beleuchtet ist.

#### **Sperlingskauz** (*Glaucidium passerinum passerinum*)

Brutvorkommen möglich, aber nicht nachgewiesen.

21. 8.1935 Bei der Ehrenburg nördlich von Geisingen morgens 11 Uhr rufend.  
 5. 6.1940 Unterhölzer Wald bei Tage jagend.

#### **Waldkauz** (*Strix aluco aluco*)

- Jan. u. Febr. In der Länge bei Gutmadingen und Geisingen balzend.  
 16. 1.1930 In der Länge bei Gutmadingen balzend.



7. 8.1931 Überm Ried nahe dem F. F. Park 5 junge Waldkäuze, mondhell.
21. 2.1932 Beim Mondschein lebhaftes und anhaltendes Trillern vom Gutmadinger Kapf herunter.
22. 2.1932 Ebenso an der Warmen Steig bei Geisingen.
16. 4.1934 Buchberg im Flug trillernd.
21. 5.1935 Aus dem Ried mit Beute nach dem F. F. Park streichend.
16. 6.1935 Im ganzen F. F. Park junge Waldkäuze.
2. 3.1942 Im F. F. Park balzen Waldkäuze, man hört sie in der Stadt; ein Waldkauz ruft auch während der Mondfinsternis.
13. 6.1942 Im F. F. Park betteln junge Waldkäuze.
3. 7.1942 Buchberg im Fichtenstangenholz junge Waldkäuze fliegend.
14. 3.1946 F. F. Park balzend.
8. 2.1949 F. F. Park balzend.
8. 9.1949 In den alten Bäumen am Bahnhof unmittelbar an der Straße balzend.
- seit 17. 2. 1951 Im F. F. Park balzend.
12. 6.1951 Im F. F. Park Junge.
26. 1.1952 Morgens 6 Uhr aus dem F. F. Park Trillern hörbar.

#### Schleiereule (*tyto alba guttata*)

11. 1.1929 Neudingen eine tote Schleiereule in einer Feldscheune.
22. 10.1931 Muselried streicht eine Schleiereule von einer Feldscheune ab. Auf Mäuseln schwebt sie einige Male über mir, so dicht, daß ich sie mit dem Stock erreichen könnte.
11. 9.1933 Am SO-Eingang zum Muselried bei einer Feldscheune 2 Schleiereulen.
21. 1.1935 Beim Gutshof 2 Schleiereulen über die Weide streichend spät nachmittags, eine blockt auf einem Pfahl auf.
29. 1.1935 Spätnachmittags 5 Schleiereulen auf dem Schnee, eine besonders stattliche steigt auf und rüttelt.
- Dez. 1947 Seit Tagen sitzt in der Öffnung eines aus einem zerbombten Gebäude aufragenden Schornsteins mitten in der Stadt eine Schleiereule, bis der Schornstein vom Sturm umgestürzt wird.

### Wintergäste und gelegentliche Strichvögel

Der Merlinfalk (*Falco columbarius aesalon*), der 1921 einmal im Riesengebirge gebrütet hat, der in den Tundren und Mooren Nordeuropas in Norwegen und Westsibirien vor allem lebt, kommt im Winter als seltener Gast auch auf die Baar. Er ist sehr kühn. So beobachtete ich ihn am 28. 9. 1928, wie er am Ritterstieg auf Milane haßte. Am 23. 1. 1931 mischte er sich unter ein Turmfalkenpaar, das über den Wipfeln des F. F. Parks Balzflüge ausführte, und haßte auf einen der Falken.

Den Rotfußfalken (*Falco vespertinus vespertinus*) beobachtete ich ein einziges Mal, und zwar auf der Höhe zwischen Leipferdingen und Stetten über frisch aufgebrochenen Äckern rüttelnd und dann auf den Straßenbäumen aufgebaumt. Es waren 3 Paare am 11. 5. 1935.

Der Rotfußfalk ist ein östlicher Vogel, der in Deutschland selten brütet. Osteuropa, Polen, Ungarn, Westsibirien sind seine Heimat.

Der Fischadler (*Pandion haliaetus haliaetus*). Er brütete einst in ganz Europa, auch in Deutschland; am häufigsten noch im Ostseegebiet, aber auch an größeren Binnenseen. Sein Verbreitungsgebiet reicht über Nordafrika nach Südarabien und Nordasien.

Bei uns erscheint der Fischadler regelmäßig auf dem Herbst- und Frühjahrszug.

15. 9. 1927 An der Donau nahe dem Gruftpark zu Neudingen ein Fischadler.
- Juli 1930 Im Muselried und Großen Donauried 1 Fischadler.
30. 12. 1930 Im Muselried auf einem Leitungsmast 1 Fischadler.
22. 3. 1931 Großes Donauried 1 Fischadler.
26. 9. 1932 Über den Entenfang nach dem Kapfwald streichend ein Fischadler.
2. 8. 1934 Über die Weiherwiesen nach dem Aasener Kapf streichend.
22. 9. 1934 Vom Hörnekopf nach dem Unterhölzer Wald streichend.
22. 4. 1935 Überm Tannheimer Weiher 1 Fischadler kreisend und fischend.
23. 4. 1934 Am Unterhölzer Weiher fischend. Rüttelnd und tauchend greift er einen Fisch, mit dem er grell pfeifend abzieht.
24. 4. 1935 Über dem Unterhölzer Weiher, an dem seichten Nordrand kreist ein Fischadler niedrig. Er späht mit vorgestrecktem Kopf nach unten. Da stößt er senkrecht ins Wasser, aber ohne Erfolg, das zweite Mal hat er einen Fisch in den Fängen. Mit der Beute, sie parallel zur

- Längsachse des Körpers tragend, den Kopf des Fisches nach vorne, streicht er zum Unterhölzer Wald, immer wieder einen gellenden Pfiff ausstoßend. Der Fisch zapfelt noch, so daß der Adler mehrfach nachfassen muß.
29. 8. 1935 Überm Schwenninger Moos 1 Fischadler.  
Okt. 1936 An der Donau und am Unterhölzer Weiher hält sich 14 Tage 1 Fischadler auf.
3. 9. 1936 Von Wolterdingen gegen Hubertshofen zieht 1 Fischadler.
16. 4. 1938 Unterhölzer Weiher 1 Fischadler mehrere Tage.
8. 9. 1940 Unterhölzer Weiher 1 Fischadler schlägt einen Fisch und kröpft ihn seitwärts vom Birkenried auf einem Dürrständer.
15. bis 17. 9. 1942 Am Unterhölzer Weiher ein Fischadler.
4. 10. 1946 Über den Nordwestteil der Stadt zieht ein Fischadler ostwärts.
7. 10. 1946 In der Rieddonau schlägt ein Fischadler einen größeren Fisch und kröpft ihn auf einem Hochspannungsmast, dauernd von Krähen belästigt.
- Juni 1951 Im Unterhölzer Wald und am Unterhölzer Weiher längere Zeit 1 Fischadler.

#### Rohrweihe (*Circus aeruginosus aeruginosus*)

Die Rohrweihe ist nicht regelmäßiger, seltener Zuggast. Man beobachtet sie im Spätsommer von August an und im Vorfrühling, gelegentlich auch noch im April und Mai. Die Rohrweihe hält sich vor allem an der Donau und am Unterhölzer Weiher auf, aber man sieht sie auch im Ried.

26. 8. 1929 Unterhölzer Weiher. Ganz schwarze Rohrweihe mit hellgelbem Kopf. Sie streicht niedrig vom Unterhölzer Wald kommend plötzlich über das Wasser. Die zahlreichen Enten mit ihren Jungen erheben ein großes Geschrei. Die Rohrweihe fällt bisweilen im Rohr ein, steigt dann in die Höhe, dann stößt sie, sich jäh wendend wieder herunter auf das Wasser. Die Enten schlagen mit den Schwingen, schreien und flüchten, die Jungen wimmern und piepsen. Dann streicht die Rohrweihe dem Graben entlang zum Moor, immer suchend und niedrig. Immer kehrt sie wieder zum Weiher, aufs neue Schrecken verbreitend.

3. 9.1930 Am Unterhölzer Weiher und an der Donau je eine Rohrweihe.
- 7.10.1932 Unterhölzer Weiher 1 Rohrweihe von Krähen verfolgt, läßt sich im Rohr nieder.
10. 5.1933 Oberhalb Gutmadingen an der Donau 1 Rohrweihe ganz schwarz mit hellem Kopf streicht niedrig über das Röhricht und sitzt dann im Rohr.
11. 5.1933 Zwischen Neudingen und Gutmadingen 1 Rohrweihe.
25. 8.1934 Am Unterhölzer Weiher Rohrweihe jagend.
11. 9.1934 Über den Wiesen längs der Pfohrer Straße nahe der Donau 3 Rohrweihen. Später 1 Rohrweihe über dem Unterhölzer Weiher die Enten aufjagend.
17. 9.1934 Unterhölzer Weiher 1 Rohrweihe.
20. 9.1934 Unterhölzer Weiher 1 Rohrweihe auf einem Riedgrashaufen kröpfend.
9. 8.1935 Über dem Unterhölzer Weiher 1 Rohrweihe.
21. 3.1936 Vom Muselried zum Aasener Kapf hinstreichend z. T. die Gräben als Deckung benützend.
30. 3.1936 Überm Unterhölzer Weiher, das Wassergeflügel ist sehr unruhig, ehe ich den Vogel beobachte. Eine zweite Rohrweihe erscheint. Beide Rohrweihen lassen sich im Rohr nieder.
24. 9.1936 Großes Donauried südostwärts ziehend 2 Rohrweihen. Eine wird durch den Regen auf die Wiesen heruntergedrückt, hernach ziehen beide übers Ried der Länge zu.
4. 6.1937 Unterhölzer Weiher 1 Rohrweihe.
8. 9.1940 Unterhölzer Weiher 2 Rohrweihen.
26. 8.1947 Rieddonau 1 Rohrweihe.
19. 4.1949 Unterhölzer Weiher 2 Rohrweihen.
1. 8.1949 Donauried 1 Rohrweihe.

#### Kornweihe (*Circus cyaneus cyaneus*).

- 15.10.1929 Am Unterhölzer Weiher über den Wiesen niedrig Männchen.
- 4.10.1933 Über den Weiherwiesen ein Männchen jagend später mit Bussarden zusammen kreisend, von denen immer wieder einer auf die Weihe haßt.
- 12.12.1938 Überm Muselried ein Kornweihenmännchen, von Turmfalk verfolgt.
2. 10.1946 Großes Donauried ein Paar Kornweihen.

9. 3.1948 Über den Weiherwiesen gegen Abend jagend.  
27. 9.1953 Überm F. F. Park eine Kornweihe (Männchen).

#### Wiesenweihe (*circus pygargus*)

21. 6.1927 Im Großen Donauried gegen Pföhren niedrig jagend.  
3. 8.1929 Über der Viehweide von Mundelfingen ein Paar Wiesenweihen.  
6. 6.1934 Donauried oberhalb Gutmadingen niedrig über den Wiesen jagend.  
13. 9.1942 Im Großen Donauried jagend.  
16. 8.1940 Muselried auf einem Erdhaufen rastend.  
8. 9.1940 In den Birken jagend.  
14. 9.1942 Vom Donauried über die Pföhrener Straße zum Muselried niedrig dahinrudern. Stößt einige Male auf den Boden, sich seitlings legend.  
9.10.1945 Beim Ankenbuck niedrig über den Wiesen jagend.  
23. 3.1947 Schwenninger Moos ein Paar.  
15. 4.1948 Beim Ankenbuck ein Paar.

#### Rauhfußbussard (*buteo lagopus lagopus*)

Der Rauhfußbussard, der im Norden Skandinaviens brütet, ist regelmäßiger Wintergast. Er ist häufiger im Herbst und Winter zu beobachten als im Frühling. Meist sieht man ihn auf dem Boden. Vor allem hält er sich im freien Gelände auf.

- 12.12.1926 Ritterstieg 1 Merlin haßt auf einen Rauhfußbussard.  
6. 2.1927 Bei Gutmadingen in den Donauwiesen.  
5.11.1928 Bei Geisingen 1 Rauhfußbussard.  
30.12.1930 Muselried. Auf einem im Boden steckenden Besen blockt ein Rauhfußbussard. Er streicht auf den Boden, pickt an etwas herum. Eine Krähe erscheint und tanzt vor dem großen Vogel herum, ohne ihn anzugreifen. Dieser streicht zu einem nahen Erdhaufen ab.  
20. 9.1931 Donauried zwischen Gutmadingen und Neudingen ein Rauhfußbussard.  
1.11.1931 Am Unterhölzer Weiher ein ziemlich heller Rauhfußbussard.  
10. 1.1932 Donauried unterhalb Neudingen auf einer Weide an der Donau.  
24. 9.1933 Guggenmühle bei Döggingen 1 Rauhfußbussard.

- 10.10.1933 Nahe der Donau bei Neudingen in den Wiesen ein  
Rauhfußbussard.
- 29.12.1933 Ritterstieg 1 Rauhfußbussard.
- 20.10.1934 Östlich von Pfohren 1 Rauhfußbussard.
- 3.11.1934 Am Ostrande des F. F. Parks 1 Rauhfußbussard.
- 18.1.1935 Großes Donauried 1 Rauhfußbussard.
- 21.1.1935 Großes Donauried 1 Rauhfußbussard.
- 27.1.1935 Muselried 1 Rauhfußbussard.
- 31.3.1935 Auf Schnitzers Weide nahe der Stadt 1 Rauhfußbussard.
- 31.3.1935 Zwischen Heidenhofen und Biesingen zwei Rauhfußbus-  
sarde. Nasses Schneegestörber.
- 1.8.1935 Auf den Muselwiesen beim Ankenbuck 1 Rauhfußbus-  
sard. Es ist sehr trocken, die Wiesen sind fahl und grau.
- 23.8.1935 Wuhrholz 1 Rauhfußbussard.
- 24.9.1935 Auf Theil, über den Wiesen.
- 10.3.1936 Neudingen bei der Donaubrücke.
- 26.11.1936 Muselried 1 Rauhfußbussard.
- 10.12.1936 Theilbuck 1 Rauhfußbussard von Krähen verfolgt.
- 10.1.1937 Schellenberg 1 Rauhfußbussard.
- 24.8.1937 Muselried 3 Rauhfußbussarde.
- 18.9.1937 Museiried 1 Rauhfußbussard.
- 22.9.1938 Muselried 2 Rauhfußbussarde.
- 11.11.1939 Birkenried 1 Rauhfußbussard.
- 1.10.1942 Großes Donauried 3 Rauhfußbussarde, 1 helles Stück.
- 29.10.1942 Gemarkung Aasen östlich der Donaveschinger Straße  
1 Rauhfußbussard.
- 7.10.1946 Donauried 2 Rauhfußbussarde.
- 11.10.1946 Donauried 2 Rauhfußbussarde.
- 29.10.1947 Auf den Weiherwiesen 1 Rauhfußbussard.
- 6.1.1948 Auf einer Wiese nahe Bad Dürrheim 1 Rauhfußbussard.
- 22.9.1948 Großes Donauried 1 Rauhfußbussard auf der Wiese
- 27.10.1951 Unterhölzer Wald 4 Rauhfußbussarde.

Seltene, auf der Baar erlegte Greifvögel, die in der Zoologischen Abteilung der Fürstlich Fürstenbergischen Sammlungen aufbewahrt sind:

Rotfußfalk

Merlin mehrtach

Steinadler, jugendlicher Vogel

Seeadler mehrfach

Wiesenweihe, brütet vor allem in den Donauniederungen

Kornweihe, brütet in Europa z. B. auf den Britischen Inseln, in Mittel- und Nordasien

Grönländischer Jagdfalke (*Falco candicans*). Dieser Jagdfalke brütet auf Grönland und im arktischer Nordamerika.

Sperbereule (*Surnia ulula ulula*) brütet in Nordskandinavien, Nord- und Mittelrußland, Westsibirien. Das in den Sammlungen aufbewahrte Stück wurde in Donauveschingen erlegt.

Sumpfhoreule mehrere, auf der Baar erlegt.

Sperlingskauz mehrere, auf der Baar erlegt, leider beide ohne genaue Ortsangabe und Datum.

## Die Bergmünzen aus dem ehemaligen Fürstentum Fürstenberg

Mit zwei Tafeln und zwei Textabbildungen

von

Franz Kirchheimer

Im Rahmen seiner 1903 erschienenen Schrift über die „Fürstenbergischen Münzen und Medaillen“ hat Dollinger die mit dem Bergbau verbundenen Prägungen behandelt. Allerdings sind ihm ungeachtet der im Vorwort geäußerten Ansicht auch auf diesem Gebiet keinesfalls sämtliche Zeugen der bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts regen bergbaulichen Tätigkeit in den fürstenbergischen Landen zur Kenntnis gelangt. Vielmehr ist festzustellen, daß mit einer Ausnahme nur die durch v. Berstett (1846, S. 126/127) erwähnten Münzen und Medaillen beschrieben werden. Die von Dollinger eingesehenen Münz- und Bergwerksakten des F. F. Archivs erteilen keinen Aufschluß über die Gesamtheit der Vorgänge. Die Prägungen wurden mit Genehmigung der regierenden Fürsten von den Gewerken der Erzgruben in landesfremden Münzstätten besorgt. Bei dieser Sachlage ist zu verstehen, daß die Akten nicht über alle Einzelheiten berichten.

Nach 1903 hat man die fürstenbergischen Bergmünzen keiner besonderen Bearbeitung unterzogen. Die Ausbeutetaler der Gruben des Kinzigtals erscheinen in vielen Katalogen von Münzenversteigerungen und sonstigen Verzeichnissen, nicht selten unter Abbildung der bei den Sammlern beliebten Gepräge (z. B. Erkeling 1950, S. 10—13). Das Bally'sche Werk aus dem Jahr 1896 und die 1955 erschienene „Badische Münz- und Geldgeschichte“ von Wielandt berücksichtigen weder Fürstenberg noch andere Reichsmünzstände, die 1803 und 1806 ihre Selbständigkeit an das badische Staatsgebilde verloren haben.

Seit längerer Zeit bin ich mit dem Studium der Bergmünzen aus den vom jetzigen Land Baden-Württemberg zusammengefaßten Territorien beschäftigt. In seinem Rahmen besitzen die auf den fürstenbergischen Bergbau des 18. Jahrhunderts bezüglichen Prägungen nach der Entstehungsgeschichte und Zahl eine besondere Bedeutung. Der gegenwärtige, wohl endgültige Stand meiner Befunde über die Münzen und Medaillen dieser Gattung soll mit der vorliegenden Ab-



handlung veröffentlicht werden. (1) Die von mir nicht abgebildeten Gepräge hat Dollinger (1903) dargestellt, wenn auch die Illustration in mehreren Fällen lediglich einem Teil der mit den gleichen Stempeln geschlagenen Schaumünzen gilt.

Die Vorlage eines Kapitels aus den Ergebnissen der erwähnten Untersuchungen gibt Anlaß zu dem Hinweis, daß mir von mancher Seite wertvolle Hilfe gewährt wurde. Mein besonderer Dank gilt S. D. dem Prinzen Max zu Fürstenberg, der durch ein Jahrzehnt meinen lagerstättenkundlichen und numismatischen Studien mit großem Verständnis folgte und ihnen jede Unterstützung angedeihen ließ. Die von ihm ermöglichte freie Benützung der Bergbauakten und Sammlungen seines Hauses hat die seit 1951 betriebenen Untersuchungen über das Vorkommen der Uranerze in den durch Bergmünzen bekannten fürstenbergischen Kobalt- und Silbergruben des Kinzigtals wesentlich gefördert. Die folgenden Darlegungen erinnern an die Bergbaufreudigkeit seiner Ahnen, insbesondere des Reichsfürsten Joseph Wilhelm Ernst (1704 bis 1762), unter dessen Regierung das vom 30jährigen Krieg beeinträchtigte Grubenwesen einen durch das Erscheinen der Ausbeutemünzen angezeigten erheblichen Aufschwung nahm. Auch ist der Tatsache zu gedenken, daß dieser Regent in seiner 1723 bezogenen neuen Residenz Donaueschingen den Grundstock zu dem F. F. Münzkabinett gelegt hat. (2)

#### Über den fürstenbergischen Bergbau

Im ehemaligen Fürstentum Fürstenberg hatte der Bergbau besonders Eisenerz, silberhaltigen Bleiglanz, Antimonsilber, gediegen Silber und Kobalterze zum Gegenstand. Der Eisenerzbergbau und die mit ihm bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts verbundene Verhüttung wurden auf dem Schwarzwald bei Neustadt und im Kinzigtal sowie in der Baar und ihren Randgebieten betrieben. (3) Die Bergwerke des Schwarzwaldes haben vorwiegend auf Schwerspätgängen mit Braun- oder Roteisenerzen gebaut. In der Baar und am Hochrhein gewann man die Bohnerze und „Stuferze“ aus dem oberen Braunjura. Von den früher ebenfalls als „Bergwerke“ bezeichneten fürstenbergischen Eisenschmelzen hat Eberfingen ein besonderes Berggeld prägen lassen. Ausbeutetaler und Medaillen sind von den fürstenbergischen Gruben im Kinzigtal bekannt. (4) Die als Klippen ausgebrachten ältesten Prägungen stehen mit der seit 1703 am „Silberberg“ unweit des Klosters Wittichen betriebenen Grube Gnade Gottes in Zusammenhang. (5) Sie hat auf einen an Kobalterzen und

gediegen Silber reichen Gangabschnitt gebaut. Benachbarte Gänge des Silberberges lieferten in den Gruben St. Joseph und St. Sophia zeitweilig reiche Ausbeute, von der die Taler der Jahre 1729 und 1762 zeugen. 1766 fand man auf der Grube St. Wenceslaus im Frohnbachtal oberhalb Wolfach einen reichen Erzfall, der bis 1780 etwa 3200 kg Silber geliefert hat. Mit ihm kam die Grube 1767 in Ausbeute, sodaß Taler und große Schaumünzen geprägt werden konnten. Auf dem von der Grube Friedrich Christian bei Schapbach bebauten, an Bleiglanz reichen Gang ergab sich 1789 ein Silbererzfall. Dieser Bergbesitzer veranlaßte 1790 zu der Prägung eines weiteren fürstenbergischen Ausbeutetalers, der letzten Bergmünze des Fürstentums. (6) Über den einstigen Bergbaubetrieb im „Silberberg“ bei Wittichen gibt die von Wohleb und Schilli (1950, S. 11—60) aus den Akten des F. F. Archivs veröffentlichte Niederschrift des F. F. Bergrechners J. B. Mayer d. A. für die Zeit bis 1754 ein anschauliches Bild. Heute ist das durch die Karte auf der S. 82 dargestellte Gebiet zu erneutem Interesse gelangt, da der von den alten Gruben Gnade Gottes und St. Sophia erschlossene Gangzug das 1840 erstmalig beschriebene, aber bereits den fürstenbergischen Bergleuten um 1760 als „bleischwere schwarze Erzart“ bekannt gewesene Uranpecherz führt (vgl. Kirchheimer 1952, S. 24—44; 1953, S. 17—28).

### I. Bergmünzen der Eisenschmelze Eberfingen

Das unterhalb von Stühlingen an der Wutach gelegene, seit 1624 betriebene Schmelzwerk Eberfingen ist 1680 in den Alleinbesitz des Hauses Fürstenberg gelangt. Die Anlagen wurden 1694 verpachtet, standen 1701—1707 nochmals in herrschaftlichem Betrieb und mußten nach mehrfachem Wechsel der Pächter 1761 aus Holzangel aufgelaufen werden (vgl. Stoll 1954, S. 238—244). Verhüttet hat man ausschließlich Bohnerze, und zwar zunächst aus den Gruben der Grafen v. Sulz im Klettgau. Nach 1678 wurde der Hochofen mit Erzlieferungen aus der F. F. Herrschaft Hohenhöwen im Hegau und dem benachbarten Kanton Schaffhausen gedeckt.

Die Prägung von „Eberfingischen Bergmünzen“ ist v. Berstett (1846) und Dollinger (1903) unbekannt geblieben; sie werden auch sonst im Schrifttum nur selten erwähnt (z. B. Erkeling 1950, S. 9). Bisher habe ich Gepräge mit den folgenden Wertangaben und von monetärem Charakter feststellen können:

1. Glattrandiger Kupfer-Gulden von 38 mm Durchmesser (Münz-

kabinett d. Landesmuseums Karlsruhe. — 1902 von der Handlung A. Hess Nachf. in Frankfurt a. M. mit einem 15Kreuzerstück für 160 Mark an O. Bally verkauft; 1908 aus seiner Slg. übernommen).

Auf der Vorderseite ist ein vor dem Erzstoß stehender, mit der Keilhaue arbeitender Bergmann dargestellt. Aus seiner Haltung und der körnigen Beschaffenheit des Haufwerks kann abgeleitet werden, daß man keinen Stollenbetrieb auf „Stuferz“, sondern eine der offenen Bohnerzgruben veranschaulichen wollte. Die in großen Buchstaben angebrachte Umschrift „ferrvm ferro fodio“ bezieht sich auf das stoffgleiche Gezähe zu der Eisenerzgräberei. Auf der Rückseite wird der durch die Fig. 1 der Tafel I veranschaulichte Gulden umschriftlich mit Majuskeln als „Eberfingische Bergmvtz“ ausgewiesen. In dem mit Rosetten geschmückten Feld befindet sich als zwei-zeilige, in großen Buchstaben gehaltene Inschrift „ein Gvlden“ die Wertangabe. Ferner bemerkt man unterhalb von ihr im Bereich eines an Rosetten geknüpften Rankenwerkes die dreieckig angeordneten winzigen Buchstaben „I C M“ (vgl. Taf. I Fig. 1c).

2. Glattrandiges Kupfer-15Kreuzerstück von 32 mm Durchmesser (Münzkabinett d. Landesmuseums Karlsruhe; aus der Slg. O. Bally wurde 1908 auch ein alter, nach F. Wielandt inzwischen zerstörter Bleiabschlag der Stempel zu diesem Stück erworben). — Diese Bergmünze ist im Schrifttum zunächst von Neumann (1868, S. 482) erwähnt worden. Sie befand sich in der Reichenbachschen Sammlung; für das Stück erlöste man nicht weniger als 30 Mark (1893, S. 35 Nr. 635). Ferner hat v. Schrötter (1930, S. 185 Nr. 32815 und Abb. 26 auf S. 183) vielleicht das gleiche Exemplar als „höchst seltene Marke aus dem 18. Jahrhundert“ zur Darstellung gebracht. Dieses Stück war bis 1945 im Besitz des Staatl. Münzkabinetts zu Berlin. Der Schrötling ist auf der Vorderseite in erheblichem Maße exzentrisch beprägt.

Die Vorderseite des durch die Fig. 2 der Tafel I veranschaulichten 15Kreuzerstückes zeigt die für den Kupfer-Gulden beschriebenen Einzelheiten in etwas geringerer Größe. Auf der Rückseite befindet sich die gleiche Umschrift. Im Feld ist die Wertangabe „XV Crvtzer“ dreizeilig unter Verwendung von Majuskeln angebracht. Die Rosetten sind einfacher gestaltet und nicht mit Rankenwerk versehen. Unter der Wertangabe finden sich ebenfalls die bei ihrer geringen Größe kaum auffallenden, dreieckig um eine Rosette angeordneten Buchstaben „I C M“ (vgl. Tafel I Fig. 2c).

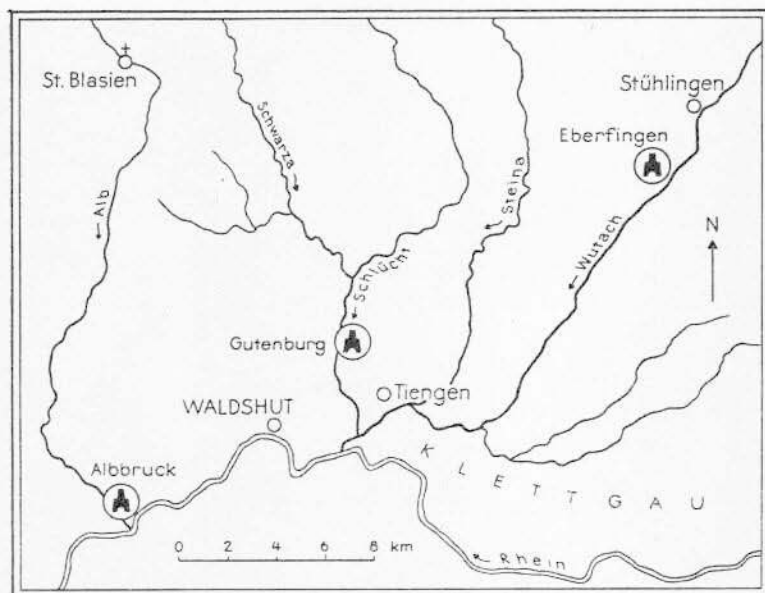
3. Messing-2½Kreuzer von etwa 24 mm Durchmesser (F. F. Münzkabinett Donaueschingen). — Ein weiteres, völlig gleiches Exemplar ist mit dem zu erwähnenden 2Kreuzerstück aus der Slg. L. Jäger in

Privatbesitz gelangt (Verstg. O. Helbing Nachf., München 1927; S. 29 Nr. 442).

Die Vorderseite dieser von den Fig. 3 der Tafel I veranschaulichten Bergmünze zeigt mit großen Buchstaben die zweizeilige Inschrift „Bergwerk Eberfingen“. Auf der Rückseite befindet sich in umgekehrter Stellung die einzeilige Wertangabe „2½ K“. Unter ihr und nahe dem Rand ist in den nur 0,5 mm dicken, nicht völlig runden Schrötling ein „B“ eingeschlagen.

4. Messing-2Kreuzer von 24 mm Durchmesser (1927 mit einem 2½ Kreuzerstück aus der Slg. Jäger in Privatbesitz gelangt). — Die Vorderseite stimmt mit dem 2½ Kreuzerstück überein. Auf der Rückseite befindet sich die im Verhältnis zu ihrer Inschrift ebenfalls umgekehrt stehende einzeilige Wertangabe „2 K“ und in gleicher Lage das eingeschlagene „B“. Beide in der Größe übereinstimmende Münzen sind vor dem Rand mit einem Kranz eng gestellter, fast 1,5 mm langer Riffeln versehen.

Bemerkenswert ist die Tatsache, daß insbesondere die Bergmünzen zu einem Gulden und zu 15 Kreuzern niemals in das F. F. Münzkabinett gelangt sind und daselbst nur ein 2½ Kreuzerstück vorliegt. Nach dem Gepräge können die beiden Kupfermünzen um 1700 entstanden sein. Diese zeitliche Einordnung wird durch die auf ihrer Rückseite befindlichen, bislang übersehenen Buchstaben „I C M“ bestätigt. Nach Schlickeysen (1896, S. 226) war während der Betriebszeit des Schmelzwerkes Eberfingen nur der Stempelschneider Johann Christoph Müller im Schwäbischen Kreis tätig (vgl. auch Forrer 1909, S. 192/193). Ein Teil seiner Arbeiten ist mit den nebeneinander stehenden Buchstaben „I C M“ gezeichnet. Dieser seit 1669 in Stuttgart nachweisbare, bedeutende Graveur dürfte um 1694 verstorben sein (vgl. Ebner 1910, S. 121/122 u. 146). Demnach besteht die Möglichkeit, daß J. C. Müller während seiner letzten Lebenszeit die Stempel zu den beiden „Eberfingischen Bergmünzen“ geschnitten hat. Indessen zeigen die aus seiner Arbeit entstandenen Münzen und Medaillen des Herzogtums Württemberg keine Einzelheiten, die auf ihnen wiederkehren. Das Zeichen dieses Stempelschneiders ist niemals in der Dreieckform angebracht. Bei dieser Sachlage kann auch vermutet werden, daß die drei Buchstaben auf den Namen des in den alten Schriften als „Johann Conrad Michel“ erscheinenden ehemaligen F. F. Rentmeisters zu Engen und Stühlingen zurückgehen. J. C. Michel war 1684—1694 und 1701—1707 F. F. Bergverwalter des Schmelzwerkes Eberfingen; vom 1. 7. 1707 bis zum 30. 5. 1715 hatten er und



Textabbildung 1

Lage der durch Bergmünzen bemerkenswerten Schmelzwerke Eberfingen und Gutenburg. Von Albruck kennt man keine eigentlichen Bergmünzen, sondern nur eine im dortigen Schmelzwerk ausgegebene Wirtshausmarke zu 1/2 Maß.

der Ratsherr J. G. Oswald zu Schaffhausen den Betrieb von der F. F. Kammer gepachtet (vgl. Stoll 1954, S. 242 u. 245).

Glattrandige kupferne Bergmünzen zu einem Gulden und zu 15 Kreuzern sind auch von dem unfern Eberfingen im unteren Schlüchtal gelegenen, 1660 durch das Kloster St. Blasien und den Grafen v. Sulz errichteten, bis 1701 betriebenen Schmelzwerk Gutenburg bekannt (z. B. v. Berstett 1846, S. 84; Taf. 22 Nr. 53 u. 54). (7) Sie veranschaulichen auf der Vorderseite im Perlkreis einen flammenden Schmelzofen. Der 33 mm große, durch die Fig. 4 der Tafel I dargestellte Kupfergulden besitzt die in Majuskeln gehaltene, auf den Vorgang des Verhüttens zielende Umschrift „dvros in ferrvm lapides conuerto liqvesces“. Seine mit Rosetten verzierte Rückseite zeigt in dem vom Perlkreis umgebenen Feld die dreizeilige Wertangabe „1 Gvlden 1694“ und ebenfalls mit großen Buchstaben die Umschrift

„Bergwerks zv Gutenbvrg“. Auch die Vorderseite des als Fig. 1 der Tafel II abgebildeten, 25 mm großen 15Kreuzerstückes trägt als Umschrift „ex dyro liqidvm redditvr ignis ope“ eine hüttenmännische Sentenz. Die mit der für den Kupfer-Gulden genannten Umschrift versehene Rückseite zeigt die ebenfalls dreizeilige, in Majuskeln gehaltene Wertangabe „XV Crevzer 1694“ und einfachere Rosetten. Der Kupfer-Gulden und das 15Kreuzerstück von Gutenberg sind den „Eberfingischen Bergmünzen“ mit den gleichen Wertbezeichnungen im Gepräge nicht ähnlich. Für die zu Gutenberg gehörenden Stücke erteilt die Jahreszahl einen Hinweis, daß sie von dem nach Baier (1922, S. 46—52) ohne bare Betriebsmittel tätigen Pächter des Jahres 1694 ausgingen. Die „Eberfingischen Bergmünzen“ zu einem Gulden und zu 15 Kreuzern sind ebenfalls nicht in der Zeit des Schmelzbetriebes durch die Landesherrschaft entstanden, da ihnen irgendwelche Hinweise auf Fürstenberg fehlen. Sie fallen nach meiner Ansicht in die von 1707—1715 andauernde Periode der zweiten Admodiation und sind von dem ehemaligen Bergverwalter J. C. Michel als dem auf dem Werk ständig anwesenden Mitpächter ausgegeben worden.

Das Schmelzen des Eisenerzes erfolgte am Oberrhein um 1700 mit Holzkohle und einem Kalksteinzuschlag unter natürlichem Zug in etwa 10 m hohen Schachtöfen. Das an der Basis ungefähr 4 m breite, nach oben geringfügig verjüngte Gestell hatte einen quadratischen Querschnitt und vier große Sticlöcher von Rundbogenform. Der ebenfalls eckige Schacht war gegen den Schmelzraum deutlich abgesetzt und zeigte eine offene Gicht. Über das von dem massigen Raughemäuer der Außenwand bestimmte Aussehen solcher Hochöfen unterrichten die Darstellungen auf den von Gutenberg ausgegangenen Bergmünzen zu einem Gulden und zu 15 Kreuzern (Taf. I Fig. 4c u. Taf. II Fig. 1c).

Aus den Akten über den Betrieb der Eisenschmelzen Eberfingen und Gutenberg ist bekannt, daß die als „Laboranten“ genannten Hüttenarbeiter ihren gesamten Lebensbedarf vom „Bergwerk“ beziehen mußten (vgl. Stoll 1954, S. 247/248). (8) Offenbar sind die Bergmünzen für die Abrechnung des Arbeitslohnes und den Einkauf in den werkseigenen Wirtschaftsbetrieben ausgegeben worden. In den von Stoll (1954) ausgewerteten Akten des F. F. Archivs über das Schmelzwerk Eberfingen fehlen irgendwelche Hinweise auf das Vorhandensein solcher Bergmünzen, die auch demnach nicht unter landesherrschafflicher Regie entstanden sind. Für die von dem benachbarten Gutenberg veranlaßten Prägungen hat die Durchsicht der im

Generallandesarchiv zu Karlsruhe befindlichen Akten wohl aus dem gleichen Grund ebenfalls keine Unterlagen ergeben. Die Verschiedenheit der etwa gleichzeitig entstandenen Gepräge veranlaßt zu der Vermutung, daß die mit Hilfe von Punzen hergestellten Stempel nicht auf eine Werkstatt zurückgehen. Das Prägen erfolgte offenbar in einfachster Weise mit dem Hammer und im Klippwerk, da besonders die 15Kreuzerstücke von Gutenberg erheblichen Doppelschlag und andere Fehler zeigen. Zu der Herstellung der Stempel könnte Werkzeug aus den alten Münzstätten am Hochrhein gedient haben; für Gutenberg ist an das benachbarte, gegen Ende des 17. Jahrhunderts aufgelassene Tiengen zu denken. Die Umschrift auf dem Unterstempel des Kupfer-Guldens hat man mit Punzen aus verschiedenen Sätzen eingeschlagen. Der Mangel ist z. B. an der abweichenden Größe des V-Buchstabens zu erkennen. Auch diese Einzelheit kann zeigen, daß keine Arbeit einer der gut eingerichteten Münzstätten des Schwäbischen Kreises vorliegt.

Die in Messing geprägten Bergmünzen von Eberfingen zu  $2\frac{1}{2}$  und zu 2 Kreuzern gehören nach ihrer Beschaffenheit einer späteren Zeit an. Sie sind von den 1694 ausgegebenen kupfernen 3- und 1Kreuzerstücke des „Bergwerkes“ zu Gutenberg völlig verschieden, zeigen aber im Gegensatz zu den Kupfer-Gulden und 15Kreuzerstücke ebenfalls lediglich Beschriftung und Wertangabe (vgl. Taf. II Fig. 2 und 3). Bei den von Eberfingen stammenden  $2\frac{1}{2}$ - und 2Kreuzermarken bewirkt ihre neuzeitliche Form, daß man diese Bergmünzen dem beginnenden 19. Jahrhundert einzuordnen geneigt sein könnte. Indessen müssen die Bergmünzen zu  $2\frac{1}{2}$ - und zu 2 Kreuzern ein höheres Alter besitzen, da die F. F. Kammer das Schmelzwerk Eberfingen bereits 1761 aufgelassen hat. Wahrscheinlich stammen sie aus der vom 1. 3. 1757 bis zum 30. 2. 1761 andauernden letzten Betriebszeit des Werkes, während der H. J. Oschwald aus Schaffhausen als Pächter tätig war. Der auf den Münzen eingeschlagene Buchstabe „B“ bezieht sich vielleicht auf den mir nicht zur Kenntnis gelangten Namen seines Bergverwalters. Im Hinblick auf das einfache Gepräge und ihren geringen Wert ist das nachträgliche Anbringen der Abkürzung als Zeichen eines Münzmeisters oder Stempelschneiders unwahrscheinlich.

Von Gutenberg kennt man entgegen Erkeling (1950, S. 9) keine Bergmünzen zu 6 Kreuzern; lediglich durch einen Druckfehler im Katalog der Stg. Erbstein sind Hinweise auf einen solchen Wert in das Schrifttum gelangt (Verstg. A. Hess Nachf., Frankfurt a. M.

1911; S. 31 Nr. 16336). Das Vorkommen eines 1Kreuzerstückes hat Bissinger (1905, S. 2810/2811; Taf. 146 Fig. 8) irrtümlich als neu beschrieben (vgl. auch Günzburger 1930, S. 124/125). Indessen kannte schon Neumann (1872, S. 212 Nr. 39877) sein Vorhandensein. Je ein Exemplar dieser lediglich 15 mm großen, im Gepräge mit dem 3Kreuzerstück übereinstimmenden Kupfermünze besitzen die Münzkabinette zu Donaueschingen und Karlsruhe. Die zwei Kupfer-Kreuzer der Städt. Sammlungen in Freiburg sind nach einer mir von J. Holler erteilten Auskunft 1944 verloren gegangen.

Auch die Bergmünzen von Gutenberg dienten offenbar als Ersatz für den baren Lohnanteil, den der Pächter 1694 bei seiner aktenkundigen Zahlungsfähigkeit nicht anweisen konnte. Vielleicht erfolgte sowohl in Eberfingen als auch zu Gutenberg nach der Behebung des Bargeldmangels ein Umtausch der Bergmünzen in das Kurantgeld. Von ihm unterscheiden sie sich durch das Ausprägen selbst der Gulden und mehrfachen Kreuzer in unedlem Metall sowie das Fehlen des Hinweises auf einen Reichsmünzstand. 2½Kreuzerstücke, allerdings aus 7lötigem Silber, erschienen in der den fürstenbergischen Landen benachbarten Markgrafschaft Baden-Durlach nur 1733 und 1768 (vgl. Wielandt 1955, S. 458 u. 480). 2Kreuzerstücke oder Halbbatzen sind in den Jahren von 1737—1751 aus 6lötigem Silber geschlagen worden. Demnach hatten die „Eberfingischen Bergmünzen“ dieser Nennwerte gleichzeitige Nominale unter den Landmünzen der Markgrafschaft. (9) Die als Lohnmarken benutzten Bergmünzen von Eberfingen und Gutenberg werden den dortigen Eisenerzbergwerken zugeschrieben. Indessen befanden sich an den von der Karte auf S. 77 dargestellten Orten lediglich Verhüttungsanlagen, die das benötigte Erz aus der weiteren Umgebung bezogen haben. Als „Bergwerke“ wurden um 1700 nicht nur Gruben und Schmelzen, sondern selbst die Hammerschmieden bezeichnet, z. B. auch der vom Hause Fürstenberg angelegte Betrieb im Kirchtal unterhalb Geisingen an der Donau (vgl. Bader 1940, S. 64—98).

Neuerdings ist eine kupferne Bergmarke des seit 1684 bestehenden, 1778 vom Kloster St. Blasien übernommenen und nach der Säkularisation vom badischen Staat bis 1866 betriebenen Schmelzwerkes Albrück aus der Slg. F. Beil in den Handel gelangt (Verstg. K. Kress Nr. 98, München 1955; S. 22 Nr. 1098). Das vom Münzkabinett des Landesmuseums Karlsruhe für 35 DM erworbene, einzigartige Stück besitzt 25 mm Durchmesser, ist einseitig beprägt und zeigt als Umschrift mit Majuskeln und durch ein Hexagramm getrennt

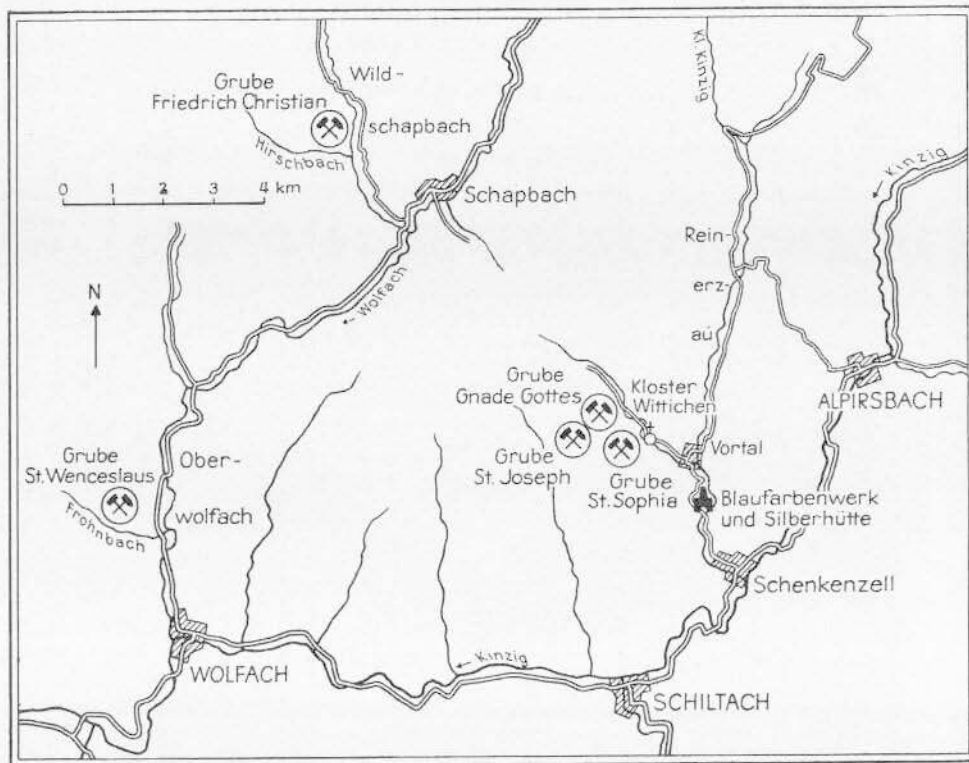


„Bergwerck Albrugg“. Nach diesem sternförmigen Zeichen und der Inschrift „ $\frac{1}{2}$  M“ seines von einem doppelten Kreis umgebenen Feldes liegt wohl nur eine Marke des vom Schmelzwerk eingerichteten Wirtshauses vor. Im Gegensatz zu den mit Nominalen des Kurantgeldes übereinstimmenden Bergmünzen von Eberfingen und Gutenberg ermöglichte ihr Besitz lediglich den Bezug einer halben Maß, also zweier Schoppen Bier oder Wein. Solche im Wert etwa 3 Kreuzern entsprechenden Marken sind nach ihrer Eigenart wahrscheinlich unmittelbar vor dem Übergehen des Schmelzwerkes an St. Blasien von einem Admodiator ausgegeben worden (vgl. Taf. II Fig. 4).

Die Bergmünzen von Eberfingen sind ungewöhnlich selten, da selbst das F. F. Münzkabinett nur ein Stück der im Münzkabinett des Landesmuseums zu Karlsruhe nicht vertretenen jüngeren Emission besitzt. Auch in den öffentlichen Sammlungen zu Basel, Schaffhausen und Zürich befinden sich keine „Eberfingischen Bergmünzen“. Bei ihrer wahren Rarität ist anzunehmen, daß man sie nach kurzer Gültigkeit eingezogen und gegen Kurantgeld umgetauscht hat. Von den Bergmünzen des Schmelzwerkes Gutenberg sind zwischen 1900 und 1950 etwa 10 verschiedene Sätze zu einem Gulden, 15- und 3 Kreuzern auf Versteigerungen vorgekommen; dagegen gehört das 1Kreuzerstück zu den seltensten, wohl auch übersehenen Marken (Taf. II Fig. 3). Nach B. Peus sind die „Eberfingischen Bergmünzen“ dem Handel nahezu unbekannt geblieben.

## II. Klippen der Grube Gnade Gottes bei Wittichen

1703 ist der seit dem 30jährigen Krieg verlassene Bergbau im „Silberberg“ durch die Aufwältigung des in seinem Nordosthang angesetzten alten Schmiede-Stollens wieder aufgenommen worden, und zwar mit landesherrlichem Privileg von vorwiegend zu Nürnberg ansässigen Unternehmern. Nach übler Mißwirtschaft der Bergverwalter und endlosen Streitigkeiten zwischen den Gewerken hat die „Nürnberger Bergwerksverwandtschaft“ die Grube und das 1704 in Betrieb genommene Blaufarbenwerk 1721 an eine vom Handelshaus Doertenbach & Co. in Calw vertretene Gesellschaft verkauft. Diese „Calwer Gewerkschaft“ ist mit landesherrlichem Privileg bis 1775 tätig gewesen. In diesem Jahr übernahmen Doertenbach & Co. als Alleineigentümer das Blaufarbenwerk mit der Silberhütte und die wichtigsten Gruben. 1826 hat das angesehene Handelshaus den regelmäßigen Kobalt- und Silberbergbau im Kinzigtal eingestellt; das Blaufarbenwerk ist 1835 aufgelassen worden.



Textabbildung 2

Lage der durch Ausbeuteprägungen bemerkenswerten Gruben im fürstenbergischen Kinzigtal. Zwischen Schenkzell und Kloster Wittichen ist das Blaifarbenwerk mit der Silberhütte eingezeichnet.

Aus der ersten Geschäftszeit der „Nürnberger Bergwerksverwandtschaft“ stammen mehrere Jahrgänge viereckiger Klippen, die mit dem Bergbau auf dem kobalt- und silberreichen Adler-Gang der seit 1703 erneut belegten alten Grube Gnade Gottes zusammenhängen. Sie verdanken ihre Entstehung dem Hauptgewerken G. F. Nürnberger, der in Nürnberg als Münzmeister tätig war und auch die Stempel hergestellt hat (vgl. Forrer 1909, S. 289—292). Diese Medaillen sind viele Jahrzehnte unbeachtet geblieben, sodaß v. Berstett (1846, S. 126 u. 221; Taf. 49 Nr. 303 u. 304) von ihrem Auffinden berichtet. Jedoch hat schon Schmid (1840, S. 124) die dunkle Umschrift einer solchen Klippe auf geschichtlicher Grundlage zu erklären versucht. Dollinger (1903, S. 9 u. 18/19) kannte nur den Jahrgang 1704/1705 in Silberabschlägen und die Verwendung zweier Oberstempel:

a) Nr. 24 (Taf. 5). — Die Vorderseite bringt den Vorgang eines Dankopfers zur Darstellung und bezieht sich auf den für die kaiserlichen Waffen siegreichen Abschluß der kriegerischen Ereignisse des Jahres 1704. Ihre in den Abschnitt fortgesetzte Umschrift erklärt Dollinger (1903, S. 18/19) zutreffend als einen Hinweis auf die dem Kupfererzbergbau bei Rippoldsau seit 1704 durch die Beeinträchtigung des Sauerbrunnens erwachsenen Schwierigkeiten. Die im Feld der Rückseite befindliche Inschrift erstattet den Dank für den 1705 von der göttlichen Güte bewirkten neuen Bergseggen in der alten Grube. (10)

b) Nr. 25 (Taf. 5). — Die mit „Glvckavf“ und „C. Wittgen“ in Majuskeln beschriftete Vorderseite zeigt oberhalb des Klosters das mit ihm durch eine Straße verbundene Feld der Grube Gnade Gottes. In dem gegen den Klosterbach steil abfallenden Nordosthang des Silberberges erkennt man den auf den Gnade Gottes-Gang getriebenen alten Schmiede-Stollen, zu dem ein von dem im Tal befindlichen Zechenhaus durch den Schmiede-Dobel aufsteigender Weg führt; ein weiteres, aber kleineres Stollenmundloch liegt links von ihm. Unterhalb der Höhe des Berges befindet sich der mit einem Haspel ausgerüstete Tagschacht der Grube. Auf der Halde des Schmiede-Stollens ist das Haus der Bergschmiede dargestellt. Auch heute zeigt das Gelände am Silberberg die im Münzbild veranschaulichte Situation und die Relikte der erwähnten bergbaulichen Anlagen. (11) Die Rückseite dieser Klippe stimmt mit dem Gepräge der Dollinger'schen Nr. 24 überein und ist mit dem gleichen Unterstempel hergestellt worden.

Beide Klippen dieses Jahrganges sind nicht verbreitet. Die Nr. 24 ist von 1900 bis 1950 etwa 30 mal im Handel erschienen; allerdings dürften die gleichen Exemplare wiederholt versteigert worden sein.

Dagegen ist die Nr. 25 in wesentlich geringerer Zahl vorhanden, da im gleichen Zeitabschnitt lediglich ungefähr 10 Angebote erfolgten. Von dem Stempel der häufigeren Nr. 24 befand sich ein Kupferabschlag in der Slg. O. Bally (Verstg. H. Helbing u. J. Hirsch, München 1910; S. 31 Nr. 556).

Unmittelbar vor dem ersten Weltkrieg hat das F. F. Münzkabinett einen Goldabschlag im Gewicht von 3 Dukaten des Stempels zu der Nr. 25 erworben (vgl. auch Günzburger 1930, S. 99/100 Nr. 203). 1954 gelangte ein ebenfalls etwa 3 Dukaten schwerer Goldabguß der Dollinger'schen Nr. 24 in seinen Besitz. Dieses Exemplar zeigt auf der Rückseite an den seitlichen Ecken die Spuren einer Nadel, war also als Schmuckstück verarbeitet. Ohne Zweifel erfolgte der Abguß in alter Zeit und ist sehr sorgfältig vorgenommen worden. Lediglich der unmittelbare Vergleich mit dem Goldabschlag des anderen Stempels hat den Guß erkennen lassen, da die auch auf der Inschrift der übereinstimmenden Rückseite befindlichen Spratzspuren eine äußerst geringe Größe besitzen. Ferner habe ich die folgenden von Dollinger (1903) übersehenen in Silber geprägten weiteren Jahrgänge dieser Klippen feststellen können:

1) 1707/1708. — Vorderseite der Klippe mit dem Stempel der Dollinger'schen Nr. 24 beprägt. Ein vorzügliches Exemplar aus der Slg. F. Seeger befindet sich im F. F. Münzkabinett (Verstg. A. Hess Nachf., Frankfurt a. M. 1930; S. 56 Nr. 1566 u. Taf. 7). Das Münzkabinett des Landesmuseums Karlsruhe besitzt eine mäßig erhaltene, gelochte und gehenkelte Klippe dieses Jahrgangs; sie ist nach 1945 aus dem Kunsthandel erworben worden. Beide Stücke zeigen auf der Rückseite die von Dollinger (1903) für den Jahrgang 1704/1705 erwähnte Inschrift, aber mit den Jahreszahlen 1707 und 1708.

2) 1708/1709. — Vorderseite mit dem Stempel zu der Dollinger'schen Nr. 25 beprägt. Auf der Rückseite innerhalb der für die Klippen von 1704/1705 und 1707/1708 verwendeten Inschrift die Jahreszahlen 1708 und 1709. Dieser Jahrgang ist auf drei Versteigerungen vorgekommen (vgl. auch Kirchheimer 1952, S. 2 u. Abb.):

Slg. R. J. Erbstein (Verstg. A. Hess Nachf., Frankfurt a. M. 1910; S. 10 Nr. 12714 u. Taf. 38); vgl. auch Günzburger (1930, S. 99 bis 100 Nr. 203b).

Bestände der Fa. Zschiesche & Köder (Verstg. O. Helbing Nachf., München 1912; S. 543 Nr. 11966 u. Taf. 56); Exemplar aus der Slg. R. J. Erbstein.

Verstg. K. Kress Nr. 92 (München 1952; S. 20 Nr. 1472 u. Taf. 8).

Das 1952 ausgetobene, gelochte Exemplar gelangte in den Besitz des F. F. Münzkabinetts; wahrscheinlich besteht Identität mit der früher versteigerten, in gleichem Zustand erhaltenen Klippe. Allgemein ist von den Medaillen auch der anderen Jahrgänge zu sagen, daß sie überwiegend gelocht vorkommen und demnach als Amulette beliebt waren. Nach der Beschaffenheit der Rückseiten hat G. F. Nürnberger für die Herstellung der Unterstempel zu allen Jahrgängen die gleichen Punzen verwenden und nur die Jahreszahlen abändern lassen. Über die Zahl der Abschläge und den Verbleib der Stempel ist mir nichts bekannt. Nach den in das Heimatmuseum zu Calw gelangten Akten aus der ersten Betriebszeit der Grube Gnade Gottes besteht die Möglichkeit, daß die „Nürnberger Bergwerksverwandtschaft“ von 1704 bis 1710 alljährlich die Prägung solcher Klippen veranlaßt hat. Demnach kann für die Zukunft mit dem Auffinden weiterer Jahrgänge gerechnet werden. Im Gegensatz zu den späteren Prägungen sind die Klippen vielleicht nicht nur aus Bergsilber des Kinzigtals geschlagen worden, da in der Grube Gnade Gottes bis 1709 vorwiegend Kobalterze anfielen und die Erträge hauptsächlich von der Blaufarbenbereitung stammten.

### III. Ausbeutetaler der Grube St. Joseph bei Wittichen

Dieses mit der Grube Gnade Gottes im Silberberg durchschlägige alte Werk ist seit 1718 erneut betrieben worden. 1729 hat man aus dem von ihm erschlossenen Segen Gottes-Gang etwa 125 kg gediegen Silber gewonnen. (12) Dieser Fund bewog die Gewerken zu der Ausgabe des von Dollinger (1903, S. 9/10 u. 20; Taf. 5 Nr. 26) beschriebenen Ausbeutetalers; 1167 Exemplare gelangten in ihre Kassen. Der Graveur G. W. Vestner in Nürnberg hat den Stempelschnitt durch W. Pflüger ausführen lassen. Das Prägen erfolgte mit Genehmigung des Fürsten Joseph Wilhelm Ernst (1704 bis 1762) in der Münze zu Augsburg und ist durch das Haus Doertenbach & Co. vermittelt worden. Die Stempel befinden sich im F. F. Münzkabinetts. Sie sind im Juni 1768 von der Calwer Bergwerksverwandtschaft über den Bergmeister J. B. Mayer eingeliefert worden.

Die auf der Rückseite der „Ausbeutetaler von S. Josephs Cobold und Silber Zeche 1729“ dargestellte Bergwerkslandschaft entspricht nicht der bei Wittichen vorhandenen topographischen Situation. Man erkennt zwar rechts im Hintergrund unterhalb eines Tagschachtes das Kloster. Indessen zeigt die Bildmitte nach rechts die Gebäude des Blaufarbenwerkes und der mit ihm verbundenen Silberhütte, die etwa 1 km unterhalb der Einmündung des Klosterbaches in der Gemar-

kung von Schenkenzell an der kleinen Kinzig lagen. Offenbar arbeitete der Stempelschneider nach einer von den bildlichen Darstellungen in Bergbaubüchern des 17. Jahrhunderts beeinflussten Vorlage. Auf sie deuten z. B. der im Vordergrund schreitende Rutengänger und ein mit dem Schürfen beschäftigter Bergmann.

1900 ist eine mit Kupferstift versehene Zinnprobe dieses Ausbeutetalers für den ungewöhnlichen Preis von 145 Mark verkauft worden (Verstg. O. Helbing, München 1900; S. 60 Nr. 1489). In der Slg. O. Bally befand sich ebenfalls ein Zinnabschlag (Verstg. H. Helbing & J. Hirsch, München 1910; S. 31 Nr. 559). Auch J. Holler in Freiburg besitzt eine glattrandige Zinnprobe ohne Kupferstift, die in München erworben werden konnte. Der Laubrand der in Silber ausgeprägten Taler ist feinblättrig und oft nur wenig deutlich bis fast glatt.

#### IV. Ausbeutetalers der Grube St. Sophia bei Wittichen

Diese seit 1840 durch das Vorkommen von Uranpech-erz bekannte Grube ist 1721 im Böckelsbachtal am Südosthang des Silberberges angelegt worden. August 1760 und in der Folgezeit traf man mit dem Feldort Friedrichsglück unter der Strecke im Niveau des Clara-Stollens auf einen Anbruch mit gediegen Silber, das auch den eisenschüssigen Granit seiner Umgebung durchsetzt hat. (13) Der Bergsegen veranlaßte die Gewerken 1762 zu der Ausgabe des von Dollinger (1903, S. 10 u. 24/25; Taf. 5 Nr. 27) beschriebenen Gedenktalers. Die vom Fürsten Joseph Wilhelm Ernst genehmigte Prägung ist der Münze in München übertragen worden. Obwohl der nicht nur für den Bergbau bedeutende Regent vor ihrem Beginn starb, hat der Sohn und neue Landesherr Joseph Wenzel (1762—1783) die 725 „Ausbeutthalers von S. Sophia Kobold und Silber Zeche bey Wittichen 1762“ mit dem Bildnis seines Vorgängers schlagen lassen. (14)

Nach Dollinger (1903, S. 24) soll der F. F. Bergmeister J. B. Mayer die Entwürfe zu den Stempeln dieses Ausbeutetalers geliefert haben. (15) Indessen ergibt sich aus den Münzakten, daß nach dem der F. F. Regierung mit Schreiben vom 24. 6. 1762 zur Kenntnis gebrachten Urteil des von der Münze zu München beschäftigten Stempelschneiders F. A. Schega die für die Rückseite vorgesehene Darstellung der Bergwerkslandschaft um Wittichen „weder Proportion noch Perspectif observiret“ und zu einer Vorlage nicht angenommen werden kann. Als Ausweg wird empfohlen, auf dem Revers das fürstenbergische Wappen nach einem der beigeschlossenen drei Entwürfe

anzubringen. Am 16. 7. 1762 hat die F. F. Regierung durch den Geheimen Rat A. W. v. Lemppenbach diesem vom Präsidenten des kurbayerischen Berg- und Münzwesens mitgeteilten Vorschlag zugestimmt. Der von Schega ausgeführte Stempelschnitt übernahm aus dem Mayer'schen Entwurf lediglich die Inschrift des Abschnittes, allerdings in der von der Münze verschuldeten falschen Schreibweise „Witichen“, die auch auf den Abschlägen erscheint. In den Münzaktten des F. F. Archivs befindet sich die von J. B. Mayer als Vorlage für die Rückseite des Ausbeutetalers der Grube St. Sophia angefertigte Zeichnung der Bergwerkslandschaft von Wittichen (vgl. Taf. II Fig. 6). Ferner sind von den in München auf Pergament getuschten Wappenentwürfen zwei nicht ausgeführte Varianten vorhanden. Nach der Mayer'schen Zeichnung hat man in München eine verbesserte, auch in Siegellack gebildete Vorlage mit dem fehlerhaften „Witichen“ hergestellt (vgl. Taf. II Fig. 5). Auch dieser Versuch zu ihrer Verwertung konnte nicht befriedigen, sodaß die Wiedergabe des Wappens vorgeschlagen werden mußte.

Die Mayer'sche Zeichnung zeigt nicht nur technische Mängel, sondern vernachlässigt auch die topographische Situation der Bergwerksanlagen zu Wittichen. Links im Vordergrund befindet sich das Kloster, dessen Darstellung dem Bild auf den Klippen aus dem ersten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts ähnelt (vgl. S. 83). Die von links über die Landschaft strahlende Sonne ist dem 1729 ausgegebenen Ausbeutetaler der Grube St. Joseph entlehnt worden. Aus dem Kloster führt ein aufsteigender Weg durch das Tal des Böckelsbaches an den Südosthang des Silberberges. Von den Anlagen der Grube St. Sophia erkennt man den mit einem Haspel ausgerüsteten Tag-schacht, auf den sich das göttliche Auge richtet. Das Mundloch des unteren Stollens ist über einer auf der Halde stehenden Klaubhütte angedeutet. Am Nordosthang des Silberberges bemerkt man im oberen Schmiede-Dobel die Taganlagen der älteren Gruben Gnade Gottes und St. Joseph sowie den hochgelegenen Schmiede-Stollen. Unterhalb von ihnen befindet sich das Mundloch des 1706, also unmittelbar nach der Herstellung des Stempels zu den Bergwerksklippen begonnenen, die Erzgänge des Silberberges querschlägig durchfahrenden tiefen Clara-Stollens und das Zechenhaus. Am linken Hang des Klosterbachtals ist ein Pochwerk eingezeichnet. Rechts im Vordergrund steht der Schichtmeister oder ein anderer Offiziant mit der Bergbarte in der Linken. Seine rechte Hand hält die Fürstenkrone; der Arm stützt sich auf den fürstenbergischen Wappenschild. Mehrere Einzelheiten dieser nicht verwerteten Zeichnung sind von J. B. Mayer in den 1768 ausgeführten Entwurf zu den Unterstempeln für die

Ausbeuteprägungen der Grube St. Wenceslaus übernommen worden. Insbesondere ist der als Schildhalter dargestellte Heilige in Anlehnung an die Figur des Schichtmeisters auf der Zeichnung aus dem Jahr 1762 gestaltet worden. Auch das auf den Tagschacht und die Haspelknechte gerichtete „Auge Gottes“ gehört zu den gemeinsamen Motiven (vgl. S. 89 u. 93).

Die Stempel zu diesem Ausbeutetaler sind in München verblieben; mehrfache Ersuchen um Rückgabe in alter Zeit, z. B. auch vom Juni 1768, fanden keine Erledigung. Im F. F. Kabinett befindet sich eine glattrandige Zinnprobe mit Kupfereinlage. Nach den Akten sind auch Bleiabschläge hergestellt worden. Die in Silber ausgeprägten Taler zeigen einen deutlichen Laubrand, dessen Blätter entweder rechts- oder linksläufig geordnet sind.

Im Schrifttum werden wiederholt 1772 geschlagene Ausbeutetaler der Grube St. Sophia erwähnt (z. B. Osann 1927, S. 13). Nach meinen Erhebungen hat zuerst Nies (1888, S. 33) auf ihr Vorkommen hingewiesen. Vielleicht beruht die irrümliche Annahme auf der bei manchen Talern von 1762 schlechten Ausprägung der Jahreszahl, die gelegentlich einer „1772“ nicht unähnlich erscheint. Nach Dollinger (1903, S. 11/12 u. 27) sind 1772 in Günzburg aus dem Ausbeutesilber der Gruben des Kinzigtals 6- und 3Kreuzerstücke geprägt worden, die aber keine Zeichen der bergbaulichen Provenienz aufweisen (Taf. 7 Nr. 35 u. 36).

1745 beabsichtigte die F. F. Regierung, 200 Mark des in der Grube St. Sophia bei Wittichen „eroberten Silbers“ vermünzen zu lassen (vgl. Dollinger 1903, S. 21—23). Dieses Quantum war nur ein Teil der vorwiegend aus gediegen Silber bestehenden Produktion ihres Haupterzmittels, das allein im Jahre 1744 nicht weniger als 1118 Mark geliefert hat. In den Münzakten des F. F. Archivs befinden sich die mit „T“ gezeichneten, von dem Stempelschneider J. Thiébaud in Augsburg angefertigten zeichnerischen Entwürfe zu der nicht durchgeführten Prägung. Nach ihnen sollten weder die Taler noch die geringeren Nominale als Ausbeute gekennzeichnet werden. Jedoch ist zu erwähnen, daß das für die Oberstempel der Taler und Halbtaler vorgesehene Brustbild des Fürsten Joseph Wilhelm Ernst in ähnlicher Ausführung auf den 1762 geprägten Ausbeutetalern der Grube St. Sophia erscheint. Von den drei Entwürfen zu dem Unterstempel ist ein Wappenbild mit geringen Veränderungen übernommen worden (vgl. auch S. 86/87).



### V. Ausbeutetaler und Ausbeute-Schaumünzen der Grube St. Wenceslaus bei Wolfach

Der F. F. Hüttenschreiber J. M. Kapf hat seit 1760 einen alten Stollen und Tagschacht im Frohnbachtal oberhalb Wolfach aufwältigen lassen. (16) 1765 sind diese Baue von einer Gewerkschaft übernommen und als Grube St. Wenceslaus weiter getrieben worden. Am 23. 12. 1766 berichtete der F. F. Bergmeister J. B. Mayer an den Fürsten Joseph Wenzel (1762—1783), daß ein herrlicher Silberbruch vorgekommen sei. Der Bergesege hielt an; in zentnerschweren Blöcken brach besonders im Kalkspat des Ganges das später als Dyskrasit beschriebene Antimonsilber ein. (17) Von diesem ungewöhnlichen Vorkommen konnte Selb (1786, S. 5—15) nach dem Augenschein berichten (vgl. auch 1805a, S. 374—375). Bereits Mitte 1768, hatte die Silberhütte Wittichen 266 Mark Feinsilber aus den auf der Grube St. Wenceslaus gewonnenen Erzen erschmolzen und an das F. F. Oberamt in Wolfach abgeliefert; im Frühjahr 1769 standen ungefähr 300 kg Silber dieser Herkunft zur Verfügung. Schon mit dem Quartal Reminiscere 1767 war sie in Ausbeute gekommen, so daß die Gewerken das Prägen von Denkmünzen in Erwägung zogen. (18) Über das Ergebnis ihrer alsbald durchgeführten Absicht hat Dollinger (1903, S. 10/11 u. 25/26) nach Beiziehen der Münzakten des F. F. Archivs berichtet. Jedoch sind weder die Umstände der Prägung noch die neben den Ausbeutetalern hergestellten Medaillen und Probestücke zutreffend beurteilt worden. Nach seinen Darlegungen hat man einfache sowie 3- und 4fache Ausbeutetaler mit den folgenden Geprägungen hergestellt:

a) „4facher Ausbeutetaler“ (S. 10/11; Taf. 6 Nr. 31). — Die Vorderseite zeigt das geharnischte, im Armabschnitt mit A.R.W. gezeichnete Brustbild des Fürsten Joseph Wenzel und als Umschrift in Majuskeln seine Titulatur. Ferner erkennt man die das Feld querende Spur eines feinen Stempelrisses, die sich im starken Relief des Panzers etwas verliert. Auf der Rückseite befindet sich im Feld die nicht näher erklärte Wiedergabe der Bergwerkslandschaft des Frohnbachtals, das auf dem Tagschacht ruhende göttliche Auge und in Majuskeln die Inschrift „Sydera favent industriae“. Rechts im Vordergrund steht St. Wenzel mit Krone und Fürstenmantel; seine rechte Hand stützt sich auf den fürstenbergischen Wappenschild. Der mit Rankenwerk verzierte Abschnitt erläutert unter Hinweis auf die im Quartal Reminiscere 1767 eingetretene Ausbeute der Grube St. Wenceslaus den Anlaß der Prägung.

b) „3facher Ausbeutetaler“ (S. 11; Taf. 6 Nr. 32). — Die Vorder-

seite ist mit einem von der Nr. 31 abweichenden, unversehrt gebliebenen Stempel beprägt worden und zeigt ein schwächeres Relief. Die Verschiedenheit erstreckt sich entgegen der von Dollinger geäußerten Ansicht nicht nur auf die Darstellung der Gesichtszüge. Vielmehr sind die Haartracht, der Armabschnitt sowie sonstige Einzelheiten des Brustbildes auf den beiden Stempeln abweichend geschnitten. Für das Einschlagen der Umschriften wurden zwar die gleichen Punzen verwendet; indessen sind auch sie nur im Wortlaut übereinstimmend geraten. Die Rückseite hat man mit dem für die Nr. 31 geschnittenen Stempel beprägt.

c) Ausbeutetaler (S. 11; Taf. 6 Nr. 33). — Entgegen Dollinger ist auf der Vorderseite keine kleinere Wiedergabe des auf den Stempeln zu den Nr. 31 und 32 angebrachten Brustbildes zu sehen. Vielmehr nähert sich ihr Gepräge in vielen Einzelheiten nur der für den sog. 4fachen Ausbeutetaler gewählten Ausführung. Die Bergwerkslandschaft auf der Rückseite ist gegenüber der erwähnten Darstellung vereinfacht wiedergegeben; z. B. befindet sich im Stollenmundloch keine Person (vgl. S. 105). Auch der Abschnitt des nach der Inschrift mit Majuskeln als „Ad legem conventionis“ bestätigten Talers zeigt eine der geringeren Größe entsprechende Vereinfachung, da ihm das Rankenwerk fehlt und eine andere Einteilung der Schrift vorliegt.

d) Ausbeutetaler (S. 11; Taf. 6 Nr. 34). — Nach Dollinger soll sich dieser Taler von der Nr. 33 nur durch die Wiedergabe eines ungeschuppten Harnisches unterscheiden. Jedoch zeigt selbst ein Vergleich der Abbildungen, daß auch die Gesichtszüge mit der Haartracht und sonstige Einzelheiten abweichend geschnitten worden sind. Das Beprägen der Rückseite hat man mit dem Stempel zu der Nr. 33 vorgenommen.

Im F. F. Münzkabinett befinden sich zwei unbeachtet gebliebene „4fache Ausbeutetaler“, die nicht zu der Dollinger'schen Nr. 31 gehören und auf der Vorderseite den Abschlag des Stempels seiner Nr. 32 zeigen. Ferner ist kürzlich ein gleichartiges, aber mit 234,5 g besonders schweres Stück bekannt geworden, dessen Auftreten in der Münzensammlung des ehemaligen Königs Faruk von Ägypten nicht geringes Aufsehen erregt hat. Dieser sog. „10fache Ausbeutetaler“ befindet sich seit 1954 im F. F. Münzkabinett. Über ihn und die zu seinem alten Bestand gehörenden „4fachen Taler“ der bislang unbekanntem Art kann ich die folgenden Einzelheiten mitteilen:

1) „4facher Ausbeutetaler“. — Die beiden Stücke besitzen einen Durchmesser von je 64 mm; ihre Gewichte betragen 111,5 und 111,7 g.

Der Rand der im Feld ungefähr 3,5 mm dicken Schrötlinge zeigt Spuren feiner Feilenstriche und des Hämmerns. Auf der Vorderseite befindet sich der Stempel der Dollinger'schen Nr. 32, also vom sog. 3fachen Ausbeutetaler. Die Rückseite ist mit dem für ihn und den sog. 4fachen Ausbeutetaler der Nr. 31 verwendeten Stempel geschlagen worden.

Die sog. 3fachen Ausbeutetaler besitzen einen Durchmesser von 64—65 mm und wiegen einheitlich um 87,6 g. Ihre am Rand glatt gehämmerten Schrötlinge sind im Feld zwischen 2,6 und 2,8 mm dick. Die nach dem Katalog des F. F. Münzkabinettes „4fachen Ausbeutetaler“ können von den 3fachen Stücken nur durch die beträchtliche Dicke und das Gewicht unterschieden werden. Nach Dollinger sollen die 3- und 4fachen Taler aus 6lötigem Silber bestehen. Indessen sind sie in Feinsilber geprägt worden; der hohe Glanz vieler Exemplare ist von ihm bedingt (vgl. S. 95).

2) „10facher Ausbeutetaler“. — Dieses Stück besitzt einen Durchmesser von 65,7 mm und wiegt 234,5 g. Der im Feld ungefähr 6,7 mm dicke Feinsilber-Schrötling ist am Rande befeilt und alsdann glatt gehämmert worden, sodaß sein Justieren durch den für die leichteren Gepräge erwähnten Arbeitsvorgang erfolgte. Auf der Vorderseite befindet sich der Abschlag des für den sog. 3fachen Taler und die beiden als neu mitgeteilten schweren Stücke verwendeten Stempels. Die Rückseite ist mit dem für die Dollinger'schen Nr. 31 und 32 gemeinsamen Stempel beprägt worden. Sie zeigt leichten Doppelschlag, der in geringstem Grad auch die Vorderseite getroffen hat.

Die Geschichte dieses als stempelfrisch anzusprechenden, ungewöhnlichen Stückes konnte nicht völlig aufgeklärt werden. Sein erstes Auftreten als „9facher Ausbeutetaler“ hat sich für Nordamerika feststellen lassen und liegt etwa 40 Jahre zurück. Das Stück ist selbst auf zwei Versteigerungen ausgedoten worden und in ihren Katalogen zur Abbildung gelangt.

Slg. C. Gregory (Verstg. S. T. Freeman & Sons, Philadelphia 1916), S. 83 Nr. 1430 (Taf. 11); „Dividend Convention 9 (?) Dollar 1767“ (für 300 § von W. Newcomer erworben).

Slg. W. Newcomer (Verstg. J. C. Morgenthau & Co., New York 1939), S. 11 Nr. 113 (Taf. 29); das Stück gelangte für den geringen Preis von 95 § in die Slg. Faruk.

Slg. Faruk (Verstg. Sotheby & Co., Kairo 1954), S. 229 Nr. 2276 (Taf. 31); „10 crowns 1767 . . . . In mint state and extremely rare of this wight“. Erworben von K. Kress für das F. F. Münzkabinett (vgl. Numismat. Nachrichtenbl. 3, 1954; S. 47).

Ungeachtet der dankenswerten Bemühungen mehrerer Numis-

matiker konnten der Vorbesitzer des Stückes und sein Weg in die Slg. C. Gregory nicht ermittelt werden. Die kriegerischen Ereignisse zu der Zeit der nordamerikanischen Versteigerungen haben das frühere Bekanntwerden des „10fachen Ausbeutetalers“ der Grube St. Wenceslaus in Europa verhindert.

Das F. F. Münzkabinett besitzt kein Exemplar des von Dollinger (1903) als Nr. 31 geführten „4fachen Ausbeutetalers“ mit der Spur des Stempelrisses, obwohl der Autor ihn abgebildet hat. Solche Gepräge sind nach B. Peus lediglich auf den folgenden Versteigerungen vorgekommen:

Slg. A. Gutheil (Verstg. J. Belmonte jr., Hamburg 1885), S. 122 Nr. 4895.

Slg. E. Bieber (Verstg. A. Hess Nachf., Frankfurt a. M. 1895), S. 27/28 Nr. 374 (Taf. 1); nach der Abbildung mit der Spur des Stempelrisses (vgl. Dollinger 1903 Nr. 31).

Slg. W. Heyer (Verstg. A. Hess Nachf., Frankfurt a. M. 1899), S. 94 Nr. 2628 (Exemplar aus der Slg. E. Bieber).

Slg. C. Baer (Verstg. S. Rosenberg, Frankfurt a. M. 1906), S. 31 Nr. 563; mit der Spur des Stempelrisses (für 290 Mark von O. Bally erworben).

Slg. O. Bally (Verstg. O. Helbing & J. Hirsch, München 1910), S. 31/32 Nr. 561; Exemplar aus der Slg. C. Baer (für 410 Mark von J. Hirsch erworben). Die irrtümlich auf dieses Stück bezogene Nr. 561 der Taf. 5 zeigt die Vorderseite des als Nr. 562 ausgetobenen sog. 3fachen Talers, also keine Spur des Stempelrisses.

Verstg. J. Schulman (Amsterdam 1955), S. 74 Nr. 1629 (Taf. 17); Exemplar mit der Spur des Stempelrisses aus der Slg. M. Wormser-New York (vgl. Dollinger 1903 Nr. 31; vom Verf. erworben).

Lediglich das Vorkommen des Jahres 1885 kann nicht mit Sicherheit auf einen sog. 4fachen Taler der Dollinger'schen Nr. 31 bezogen werden, da die Notiz im Katalog dieser Versteigerung über das Vorkommen oder Fehlen der Spur eines Stempelrisses nichts aussagt. Jedoch ist zu vermuten, daß keine mit dem Stempel Nr. 32 geschlagenen schweren Stücke in den Handel gelangten und auch das Exemplar der Slg. A. Gutheil das von Dollinger (1903) für den sog. 4fachen Taler abgebildete Merkmal gezeigt hat. Nach den erwähnten Katalogen könnten in 7 Jahrzehnten allenfalls vier mehrfache „Ausbeutetaler“ dieser Art den Besitzer gewechselt haben. Indessen ist diese Zahl einschränkend anzunehmen, daß das Stück der Slg. W. Heyer offenbar von C. Baer erworben wurde und über die Slg. O. Bally an M. Wormser gelangte. Das in der Slg. O. Bally

befindliche Exemplar hat das Münzkabinett des Landesmuseums Karlsruhe 1908 nicht übernommen. Mit anderen badischen Münzen ist dieser sog. 4fache Ausbeutetaler 1933 oder in den Folgejahren nach Nordamerika gelangt. Dasselbst hat man das Stück nicht zur Versteigerung gebracht. Das 1955 aus der in New York nachgelassenen Slg. M. Wormser zu Amsterdam veräußerte Exemplar dürfte mit ihm identisch sein. Der nicht im F. F. Münzkabinett befindliche, aber von Dollinger (1903) beschriebene sog. 4fache Taler der gleichen Beschaffenheit ist nach der Abbildung ein anderes Stück gewesen. (19) Über seinen Verbleib hat auch der Katalog keinen Aufschluß erteilt. Für das Exemplar der Slg. A. Gutheil ist die Identität mit der 1895 versteigerten Nr. 374 der Slg. E. Bieber nicht unwahrscheinlich, sodaß vielleicht nur dieser eine „4fache Ausbeutetaler“ im Handel war (vgl. S. 96). Das aus der Slg. M. Wormser erworbene Stück besitzt einen Durchmesser von 61 mm und wiegt 111,7 g. Der gegenüber den sog. 3fachen Talern und auch im Vergleich mit den sonstigen Schwerstücken um einige mm kleinere, ebenfalls aus Feinsilber bestehende Schrötlingsrand ist im Feld 3,6—3,7 mm dick. Auffallend sind das starke Relief des Brustbildes und die mit ihm zusammenhängende Spur des Stempelrisses. Der Rand zeigt Spuren des Befeilens und ist fast am gesamten Umfang glatt gehämmert.

Die Durchsicht der auf das Vermünzen des Ausbeutesilbers der Grube St. Wenceslaus bezüglichen Akten des F. F. Archivs konnte zeigen, daß die von Dollinger (1903, S. 25/26) gegebene Darstellung der Vorgänge in wichtigen Einzelheiten nicht zutrifft und zu der irrigen Annahme eines nur geringen Feingehaltes der als mehrfache Taler gedeuteten Stücke geführt hat. Nach den Münzaktten wurde um die Mitte des Jahres 1768 zunächst die Absicht geäußert, aus der seit Frühjahr 1767 anfallenden Ausbeute der Grube St. Wenceslaus für die Gewerke und Laboranten 700—800 einfache oder 350—400 „gedoppelte“ Ausbeutetaler nach der Konvention von 1753 schlagen zu lassen. Der F. F. Bergmeister J. B. Mayer hatte schon zu dieser Zeit einen Entwurf des Münzbildes mit der Bergwerkslandschaft des Frohnbachtals angefertigt (vgl. S. 87/88). Seine Zeichnung fand den Beifall des Fürsten Joseph Wenzel und diente als Vorlage zu dem späteren Stempelschnitt. Am 9. 9. 1768 hat der Regent angeordnet, daß aus 100 Kölnischen Mark Feinsilber der Grube St. Wenceslaus 1000 Ausbeutetaler konventionsmäßiger Qualität in der Münze zu Stuttgart geprägt werden sollen. Der Rest des Silbers dieser Herkunft ist entgegen der früheren Absicht nicht zu gewöhnlichen Talern zu vermünzen, sondern soll dem Verkauf unter-

liegen. Als Hauptgewerke der Grube St. Wenceslaus hat das Handelshaus Doertenbach & Co. in Calw die mit ihrem Ertrag zusammenhängende Ausbeuteprägung vermittelt. Mit dem Schreiben vom 26. 10. 1768 konnten der F. F. Regierung bereits Probeabschläge der von dem für die Münze Stuttgart tätigen A. R. Werner geschnittenen Stempel vorgelegt werden. (20) Da dem Fürsten die Wiedergabe seines Bildes nicht zusagte und nur der Stempel für die Rückseite die Approbation erlangt hat, mußte das Ausprägen der Ausbeutetaler zunächst unterbleiben. Bereits hergestellte Stücke sollten entweder eingeschmolzen oder an „entfernte Mitgewerke“ und die Laboranten der Grube abgegeben werden. Die Approbation für den nach einem neuen Bildnis des Fürsten herzustellenden besseren Oberstempel wird von der Vorlage eines Entwurfes abhängig gemacht. Das alsdann von A. R. Werner in Wachs bossierte Porträt hat auch den Harnisch in der „gegenwärtigen Façon“, also geschuppt, dargestellt und fand allgemeinen Beifall. Im Vollzug der allerhöchsten Entschließung wurde das Haus Doertenbach & Co. am 10. 12. 1768 angewiesen, in Stuttgart 150 breite 4fache und 500 einfache Ausbeutetaler nach dem Konventionsfuß ausprägen zu lassen; demnach waren 10 Kölnische Mark Silber der Grube St. Wenceslaus mehr zu vermünzen als ursprünglich vorgesehen. Der mit der Inschrift „Ad legem conventionis“ versehene, früher angefertigte Unterstempel zu dem einfachen Taler soll unverändert verwendet werden. Die Oberstempel für ihn und die breiten 4fachen Ausbeutetaler sind nach dem neuen Bildnis zu schneiden. Die Rückseite soll über der vom kleinen Unterstempel zu übernehmenden Darstellung der Bergwerkslandschaft des Frohnbachtals die Inschrift „Sydera favent industriae“ erhalten. Schließlich wird mitgeteilt, daß der Landesherr 75 der 4fachen und 100 einfache Taler beansprucht; sie sind mit der Ausbeute auf seine Frei- und bauenden Kuxe zu verrechnen. Den anderen Gewerken wird freigestellt, von der „einen oder anderen Gattung“ aus dem reichlich vorhandenen Silber eine beliebige Anzahl über ihren Ausbeuteanteil schlagen zu lassen.

Mit Schreiben vom 13. 2. 1769 setzt das Haus Doertenbach & Co. die F. F. Regierung in Kenntnis, daß der Medailleur A. R. Werner nur den kleinen Oberstempel fertiggestellt hat. Ferner wird von den Bedenken der Offizianten der herzogl. Münze zu Stuttgart gegen das Ausprägen der 4fachen Ausbeutetaler berichtet. Insbesondere sei zu beachten, daß bei den Vereinbarungen über den Konventionsfuß man der mehrfachen Taler nicht gedacht hat. Weder der Kaiser noch die Reichsstände haben Multipla prägen lassen. (21) Auch könnte durch das Schlagen der schweren und tief geschnittenen

Stempel in Talersilber der „Anwurf“, also das Prägwerk, einen Schaden erleiden. Der Münzwarden hat von dem Prägen der 4fachen Taler abgeraten und sie durch Medaillen aus Feinsilber im Gewicht von 6 Lot zu ersetzen vorgeschlagen. Solche Stücke sollen nicht nur ein besonders schönes Gepräge ermöglichen, sondern auch den ungefähren Wert von 4 Konventionstalern besitzen. Am 4. 3. 1769 hat die F. F. Regierung dem Vorschlag zugestimmt. Zunächst sind die 100 Ausbeutetaler abzuliefern. Die 6 Lot schweren Feinsilber-Medaillen werden vor dem Datum des fürstlichen Namens-tages am 27. 3. 1769 erwartet. Da der Medailleur A. R. Werner die großen Stempel nicht rechtzeitig fertigstellen konnte, veranlaßten Doertenbach & Co. die sofortige Zusendung der 100 Ausbeutetaler. Die F. F. Regierung hat am 18. 3. 1769 ihren Empfang bestätigt und gleichzeitig mitgeteilt, daß vor dem Prägen der Medaillen kein Probeabschlag vorgelegt werden muß. Mit dieser Nachricht schließen die F. F. Münzakten in der gesamten Angelegenheit. Über die mit dem Ausprägen der Medaillen verbundenen Vorgänge konnten keine Einzelheiten ermittelt werden. Nachforschungen in den württembergischen Aktenbeständen verliefen ergebnislos. Die Münze in Stuttgart wurde von 1766 bis 1793 auf Rechnung der Offizianten betrieben, sodaß vielleicht nicht alle Aufträge zu der Kenntnis der Landesherrschaft gelangten (vgl. Ebner 1910, S. 194/195). (22)

Dollinger (1903, S. 26) hat den gleichen Akten irrtümlich entnommen, daß die Medaillen aus „6lötigem Silber“ geprägt wurden und den „ungefähren Wert von 4 Gulden Konventionsmünze“ erhalten haben. Indessen bestehen sowohl die sog. 3fachen Ausbeutetaler als auch alle Dickabschläge aus Feinsilber. (23) Schon Selb (1805b, S. 10) hat hervorgehoben, daß die Medaillen gegenüber den Ausbeutetalern mit der gleichen Jahreszahl diesen Vorzug besitzen. (24) Trotzdem wird ein 6 Lot schweres Stück im Verzeichnis der v. Wambold'schen Sammlung als „3facher Ausbeutetaler“ erwähnt (1833, S. 542 Nr. 1876). Auch v. Berstett (1846, S. 127) hat offenbar nur das Rohgewicht beachtet und den Feingehalt übersehen. Eine von alter Hand angebrachte Notiz in den Münzakten des F. F. Archivs gibt eine Zusammenfassung des dargestellten Sachverhaltes, ohne Dollinger (1903) auf ihn geführt zu haben. (25)

Die sog. 4fachen Ausbeutetaler sind 111,5—111,7 g schwer (vgl. S. 90). Da die Kölnische Mark Silber ein Gewicht von 233,8 g oder 16 Lot besitzt, fehlen diesen Stücken etwas über 5 g an 8 Lot oder einer halben Mark und demnach am Feingehalt von 5 Konventionstalern. Ihr Wert war um ungefähr 3 Kreuzer geringer als der von

4 Talern und 2 Gulden. Am Schrot von 4 Konventionstalern fehlen den Medaillen lediglich 0,3—0,4 g, sodaß sie bei Unkenntnis des Kornes als „4fach“ gelten konnten. (26) Die sog. 3fachen Ausbeutetaler wiegen 87,6 g oder 6 Lot; ihr Wert hat 3 Taler und  $2\frac{1}{4}$  Gulden betragen. Im Gewicht sind diese Medaillen um 3,4 g leichter als 3 Konventionstaler. Der sog. 10fache Ausbeutetaler wiegt 234,5 g und ist demnach ein Feinsilberstück von einer Kölnischen Mark, das man mit dem für die nur 6 Lot schweren Medaillen geschnittenen Stempel beprägt hat. (27) Dieses Piedfort hat dem Wert von 10 Konventionstalern bei einem um 45,5 g geringeren Gewicht entsprechen. Gelegentlich geäußerte Zweifel an seiner Echtheit sind sowohl nach den Eigenschaften des Schrötlings als auch im Hinblick auf das Vorkommen der einer halben Mark nahezu entsprechenden Dickabschläge mit dem gleichen Gepräge unberechtigt.

Der Anlaß zu den von der 1769 vereinbarten, 6 Lot schweren Medaille abweichenden Prägungen ist nicht aktenkundig. Sie können als Stempelproben oder im Rahmen der vom Fürsten am 13. 12. 1768 erteilten allgemeinen Genehmigung auf Wunsch eines Gewerkes erfolgt sein. Dollinger (1903) hat den sog. 4fachen Taler mit der Spur des Stempelrisses als den Vorläufer der irrtümlich einem 3fachen Taler gleichgesetzten Medaille von 6 Lot betrachtet. Nach seiner Ansicht ist während des Prägens der Oberstempel gerissen, sodaß man mit einem neuen Stempel leichtere Stücke geschlagen hat. Indessen sind diese sog. 3fachen Taler die im Vollzug der am 13. 12. 1769 mitgeteilten Vereinbarung geprägten Feinsilber-Medaillen, deren Wert den zunächst vorgesehenen Stücken zu 4 Konventionstalern nahezu entspricht. Der erste für das Beprägen ihrer Vorderseite hergestellte, besonders tief geschnittene Stempel wurde bei Probeabschlägen auf dicke Feinsilber-Schrötlinge beschädigt. Sie lieferten das von Dollinger (1903) als Nr. 31 der Tafel 6 abgebildete Stück und die 1955 aus der Slg. M. Wormser erworbene Medaille mit der Spur des Stempelrisses. Um das Ausprägen der Medaillen im Gewicht von 6 Lot zu ermöglichen, hat A. R. Werner einen zweiten Oberstempel weniger tief und in abweichender Darstellung geschnitten; die Schrift wurde unter Verwendung der gleichen Buchstaben-Punzen angebracht. Mit ihm und dem nur einmal angefertigten Unterstempel hat man zunächst die schweren, dem sog. 4fachen Taler gewichtsgleichen, heute im F. F. Münzkabinett befindlichen Stücke hergestellt. Alsdann erfolgte das Ausprägen der 6 Lot schweren Feinsilber-Medaillen für das Erfüllen des der Münze erteilten Auftrages. Das einer Kölnischen Mark entsprechende Piedfort ist



wahrscheinlich anschließend mit den gleichen Stempeln geprägt worden. Die Abschläge im Gewicht von 111,5—111,7 g dienen wohl nur der Prüfung der Stempel. Sie können nicht als Richtstücke gedeutet werden, da kein der Konvention gemäßes, bestimmtes Verhältnis zu der Feinen Mark besteht (vgl. S. 95/96).

„Denkmünzen“ sind nur die Ausbeutetaler der Grube St. Wenceslaus. Die Gepräge im Gewicht von 6 Lot waren kein Kurantgeld, sondern gehören zu den Schaumünzen. Man hat diese Medaillen nachweislich auf Betreiben der Gewerke aus dem 1767—1769 gewonnenen Silber geschlagen und nach Maßgabe ihres Kuxenbesitzes verteilt. Allerdings ist die Zahl der im Gewicht von 6 Lot ausgebrachten Medaillen unbekannt. Die vorgesehenen 150 Stücke können durch die den Gewerke gestattete zusätzliche Prägung vermehrt worden sein. Heute sind die 6 Lot schweren Feinsilber-Medaillen aus der Ausbeute der Grube St. Wenceslaus selten. Zwischen 1900 und 1950 hat man sie in Deutschland lediglich auf etwa 12 Versteigerungen ausbezogen. Diese im Gepräge schönen Schaumünzen bringen dem Handel bei vorzüglicher Beschaffenheit den bis zu 50fachen Silberpreis.

Von den Ausbeutetalern sind die besonders am ungeschuppten Harnisch des Brustbildes kenntlichen Stücke der Dollinger'schen Nr. 34 mit dem vom Fürsten Joseph Wenzel verworfenen ersten Stempel hergestellt und als Probeabschläge anzusehen, obwohl auch sie einen Laubrand besitzen. Dieser Taler ist nur in geringer Zahl vorhanden, sodaß die lediglich auf einigen Versteigerungen ausbezogenen Exemplare gegenüber der Dollinger'schen Nr. 33 den doppelten Preis erzielt haben:

Slg. D. Schmula-Krappitz (Verstg. A. Riechmann & Co., Halle a. d. S. 1914), S. 51 Nr. 643; für 66 Mark von K. Vogelsang erworben.

Slg. R. Hildebrand (Verstg. S. Rosenberg, Frankfurt a. M. 1918), S. 38 Nr. 598.

Slg. K. Vogelsang (Verstg. A. Riechmann & Co., Halle a. d. S. 1925), S. 81 Nr. 896.

Ferner ist mir das durch v. Berstett (1846, S. 127) erwähnte Exemplar des F. F. Münzkabinetts bekannt. Ein von Wentz (1886, S. 23/24 Nr. 1453) angegebenes Stück im Münzkabinet des Landesmuseums zu Karlsruhe wird seit 1945 vermißt. Nach einem bei den Münz-akten des F. F. Archives befindlichen Schreiben des Hauses Doertenbach & Co. vom 22. 11. 1768 an die F. F. Regierung konnte die Ausprägung mit dem verworfenen Brustbild verhindert werden, sodaß keine Taler der Dollinger'schen Nr. 34 in die Hände der Gewerke und Laboranten gelangt sein dürften (vgl. S. 94). Die mit dem

zweiten *Werner*'schen Oberstempel geschlagenen, am geschuppten Harnisch des Brustbildes zu erkennenden Taler sind nicht selten. (28) Zwischen 1900 und 1950 wurden sie nach *B. Peus* auf ungefähr 50 Versteigerungen ausbezogen. Geprägt hat man mindestens 500 dieser Taler und eine nicht bekannte Zahl zusätzlicher Stücke (vgl. S. 94). Die Mehrzahl zeigt auf der Rückseite ein im Verhältnis zu dem Brustbild umgekehrtes Gepräge; ihr Laubrand ist fehlerhaft geschlagen und häufig nicht umlaufend. Ausbeutetaler der Grube *St. Wenceslaus* mit gleichgerichteten Stempeln und vollkommenem Laubrand sind selten.

Die Bergwerkslandschaft des Frohnbachtals ist auf den Ausbeutetälern und Medaillen naturgetreu dargestellt. Um 1767 bestand die Grube *St. Wenceslaus* nach *Kapf* (1778, S. 175/176) aus einem Stollen und dem alten Tagschacht (vgl. auch 1785, S. 45—49). Beide Anlagen sind auf dem Münzbild am linken Hang des Frohnbachtals wiedergegeben. (29) Heute findet man daselbst sowohl den Stollen als auch die über ihm im Berghang liegende Pinge des Tagschachtes. Rechts unterhalb des Mundloches zeigen die Gepräge das Zechenhaus. Mit ihm ist der heutige, am alten Stollen gelegene Bächleshof identisch; vor wenigen Jahrzehnten ist das im Münzbild dargestellte Gebäude durch einen Umbau verändert worden.

Die Stempel zu den Ausbeuteprägungen der *St. Wenceslaus*-Grube befinden sich im *F. F. Archiv*. Vorhanden sind die besonders in der Ausführung des Harnisches abweichenden beiden Oberstempel und der einzige Unterstempel zu dem Taler. Ferner ist der mit einem Haarriß versehene, nur zu Probeabschlägen verwendete erste Medaillen-Oberstempel im Inventar. Schließlich liegen der für das Ausprägen der 6 Lot schweren Medaille sowie die Dickabschläge benutzte zweite Oberstempel und der für alle Schaumünzen verwendete Unterstempel vor.

#### VI. Ausbeutetaler der Grube *Friedrich Christian* bei Schapbach

Unter diesem Namen ist 1767 eine am Hirschbach oberhalb seines Einflusses in den Wildschapbach gelegene alte Grube wieder aufgenommen worden (vgl. *Vogelgesang* 1865, S. 85—93). 1789 fand man einen reichen Anbruch mit dem später als Schapbachit beschriebenen Silberwismuterz. Seine anhaltende Ergiebigkeit bewirkte die Absicht der Gewerke, einen Teil des im Quartal *Crucis* 1790, also während dem dritten Viertel des Jahres gewonnenen Silbers vermünzen zu lassen. Der Fürst *Joseph Maria Benedikt*

(1783—1796) genehmigte für diesen Zweck die Abgabe von ungefähr 81 Mark. Das Ausprägen des Silbers in der Münze zu Stuttgart hat das Handelshaus Doertenbach & Co. vermittelt. Verteilt wurden 806 Ausbeutetaler mit dem von Dollinger (1903, S. 12 u. 30/31; Taf. 8 Nr. 44) beschriebenen Gepräge. Die im F. F. Archiv aufbewahrten Stempel zu diesem letzten Jahrgang der Denkmünzen des Bergbaus im fürstenbergischen Kinzigtal hat der kurpfälzische Medailleur H. H. Boltshäuser in Mannheim geschnitten. Auffallend ist die große Zahl der schlechten, von Poren und winzigen Schlackeneinschlüssen durchsetzten Schrötlinge.

Auf der Rückseite zeigt der mit einem Laubrand versehene Ausbeutetaler unter der in großen Buchstaben angebrachten Inschrift „Mit Gott durch Kunst u. Arbeit“ die Bergwerksanlagen im Tal des Hirschbaches. Man erkennt am linken Hang das Mundloch des Friedrich Christian-Stollens. Im Vordergrund befinden sich unterhalb des Zechenhauses das Pochwerk und der geneigte Planherd der neuen, um 1785 erbauten Erzwäsche. Auf dem hochgelegenen, über dem reichen Mittel angelegten Wetterschacht weht eine Fahne; sie soll andeuten, daß die Grube in Ausbeute steht. Im Abschnitt ist mit der Jahreszahl 1790 der Anlaß zu der Prägung genannt. Aus den Akten kann nicht entnommen werden, wer den Entwurf zu der Darstellung der Bergwerkslandschaft geliefert hat. Da sie eine Orts- und Sachkenntnis verrät, ist J. B. Mayer oder K. J. Selb als Autor zu vermuten.

### Zusammenfassung

Diese Schrift vermittelt Ergebnisse aus einer seit längerer Zeit vorbereiteten Darstellung der im Gebiet des jetzigen Baden-Württemberg entstandenen Bergmünzen. Sie beschränkt sich auf die als Zeugen des Bergbaues in den fürstenbergischen Landen überlieferten Gepräge. Mit der Gewinnung des Eisens sind zwei Emissionen eines Berggeldes des Schmelzwerkes Eberfingen an der Wutach verbunden. Der auf Kobalt- und Silbererze gerichtete Bergbau im Kinzigtal hat einige Ausbeuteprägungen und das Entstehen von Medaillen veranlaßt. Die zum Teil neu nachgewiesenen fürstenbergischen Bergmünzen werden im Rahmen eines erläuterten Verzeichnisses eingehend behandelt.

## Schriftennachweis (30)

- Bader 1938: Zur Geschichte des Eisenerzabbaues und des Hüttenwerkes zu Blumberg. — Veröffentlichl. a. d. Fürstl. Fürstenberg. Archiv 1 (1938).
- Bader 1940: Das fürstenbergische Bergwerk im Kirchtal. — Schr. Ver. f. Gesch. und Naturgesch. der Baar usw. 21 (1940).
- Baier 1922: Eisenbergbau und Eisenindustrie zwischen Jestetten und Wehr. — Zeitschr. f. d. Geschichte d. Oberrheins N. F. 37 (1922).
- Bally 1896: Beschreibung von Münzen und Medaillen des Fürstenhauses und Landes Baden. — I. Teil, Aarau 1896.
- Bergmann 1782: Kleine physische und chymische Werke. — II. Bd., Frankfurt a. M. 1782 (aus der latein. Sprache übersetzt von H. Tabor).
- v. Berstett 1846: Münzgeschichte des zähringen-badischen Fürstenhauses. — Freiburg i. B. 1846.
- Bissinger 1905: Kupferne Lohnmarke des Bergwerkes zu Guttenburg im Schwarzwald. — Bl. f. Münzfreunde 10 (1905).
- Dollinger 1903: Die fürstenbergischen Münzen und Medaillen. — Donaueschingen 1903.
- Ebner 1910: Württembergische Münz- und Medaillenkunde. — I. Bd., Stuttgart 1910.
- Erkeling 1950: Ein bergmännisch-numismatischer Streifzug. — Anschnitt 2 (1950).
- Fickler 1844: Kurze Geschichte der Häuser Fürstenberg, Geroldseck und v. d. Leyen. — Karlsruhe 1844.
- Forrer 1909: Biographical dictionary of Medallists. — IV. Bd., London 1909.
- Forrer 1916: Biographical dictionary of Medallists. — VI. Bd., London 1916.
- Günzburger 1930: Medaillen badischer Klöster, Wallfahrtsorte und anderer geistlicher Institute. — Nürnberg 1930.
- Johne 1938: Fürst Joseph Wilhelm Ernst zu Fürstenberg. — Bad. Heimat, Jahresh. 1938.

- Kapf 1778: Von den fürstenbergischen Bergwerken. — A. L. Schläzer's Briefwechsel histor.-polit. Inhalts 3 (1778).
- Kapf 1785: Beiträge zur Geschichte des fürstenbergischen Bergbaus im Kinziger Tal. — Kassel 1785.
- Kirchheimer 1952: Die Uranerzvorkommen im mittleren Schwarzwald. — Mitt.-Bl. Bad. Geol. Landesanstalt 1951 (1952).
- Kirchheimer 1953: Weitere Untersuchungen über das Vorkommen von Uran im Schwarzwald. — Abh. Geol. Landesamt Baden-Württemberg 1 (1953).
- Kirchheimer 1955: Der einstige und jetzige Bergbau in Baden-Württemberg. — Heidelberg 1955.
- Kirchheimer 1957: Die Bergmünzen des Landes Baden-Württemberg. — In Vorbereitung.
- Metz 1955: Der Silber-Kobaltbergbau im Wittichener Revier und die Kinzigtäler Blaufarbenwerke. — Alem. Jahrb. 3 (1955).
- Neumann 1868: Beschreibung der bekanntesten Kupfermünzen. — V. Bd., Prag 1868.
- Neumann 1872: Beschreibung der bekanntesten Kupfermünzen. — VI. Bd., Prag 1872.
- Nies 1888: Über einige geologisch und metallurgisch interessante Münzen. — Ber. 21. Verslg. Oberrh. Geol. Ver. (1888).
- Osann 1927: Die Mineralien Badens. — Stuttgart 1907.
- Reichenbach 1893: Die T. Reichenbach'sche Münz- und Medailensammlung. — VI. Teil, Dresden 1893.
- Sandberger 1885: Der Wenzelgang im Frohnbachtal bei Wolfach. — Untersuchungen über Erzgänge II. Heft, Wiesbaden 1885.
- Schlickeysen 1896: Erklärungen der Abkürzungen auf Münzen der neueren Zeit, des Mittelalters und des Altertums. — III. Aufl. von R. Pallmann, Berlin und Stuttgart 1896.
- Schmid 1840: Clavis numismatica. — Dresden & Leipzig 1840.
- v. Schrötter 1930: Die Freudenthal'sche Kupfermünzsammlung. — Berliner Münzbl. N. F. 50 (1930).

- Selb 1786: Nachricht vom gediegenen Silber im Kinziger Tal. — J. F. Lempe's Mag. f. d. Bergbaukde. 3 (1786).
- Selb 1805a: Geognostische Beschreibung des Kinziger Tales mit Hinsicht auf das Hauptgebirg des Schwarzwaldes. — Denkschr. vaterl. Ges. d. Ärzte und Naturforsch. Schwabens 1 (1805).
- Selb 1805b: Ehrfurchtsbezeugung und kurz skizzierte Geschichte des Bergbaus im Kinziger Tal. — s. l. 1805.
- Stoll 1954: Das Eisenwerk Eberfingen und dessen Holzversorgung. — Alem. Jahrb. 2 (1954).
- Tumbült 1908: Das Fürstenhaus Fürstenberg von seinen Anfängen bis zur Mediatisierung im Jahre 1806. — Freiburg i. Br. 1908.
- Vogelgesang 1865: Geognostisch-bergmännische Beschreibung des Kinzigtaler Bergbaus. — Beitr. Stat. inn. Verwaltg. d. Großherzogtums Baden 21 (1865).
- v. Wambolt 1833: Katalog des großen v. Wambolt'schen Münzkabinetts. — Heidelberg 1833.
- Wentz 1886: Die Sammlung mittelalterlicher und moderner Münzen und Medaillen. — Mittlg. Bad. Hof- u. Landesbibl. u. d. Münzslg. 7 (1886).
- Wielandt 1951: Münzkunde und Münzkabinette am Oberrhein. — Karlsruhe 1951.
- Wielandt 1955: Badische Münz- und Geldgeschichte. — Karlsruhe 1955.
- Wohleb & Schilli 1950: Der Kinzigtaler Bergbau in den Jahren 1700 bis 1754 nach dem Bericht des Hüttenschreibers und Bergrechners J. B. Mayer d. Ä. in Wittichen. — Veröffentl. a. d. Fürstl. Fürstenberg. Archiv 12 (1950).
- Worring 1954: Das fürstenbergische Eisenwerk Hammereisenbach. — Veröffentl. a. d. Fürstl. Fürstenberg. Archiv 14 (1954).

## Anmerkungen

(1) Die Ausbeutetaler der unweit Wittichen an der kleinen Kinzig, aber auf dem Gebiet des ehemaligen Herzogtums Württemberg gelegenen Grube Dreikönigstein in der Reinerzau und die mit den Bergwerken des Christophstales bei Freudenstadt zusammenhängenden Gepräge werden von meiner Schrift über die Gesamtheit der Bergmünzen des Landes Baden-Württemberg behandelt (1957).

(2) Über die spätere Entwicklung dieser zu großer Bedeutung gelangten Sammlung vgl. Wielandt (1951, S. 40—42).

(3) Die meiner 1955 erschienenen Schrift über den einstigen und jetzigen Bergbau in Baden-Württemberg beigegebene Karte zeigt besonders in den ehemals fürstenbergischen Landen zahlreiche Standorte von Eisenschmelzen und des zugehörigen Bergbaus.

(4) Eine bis auf unsere Zeit mustergültige Darstellung des Bergbaus im Kinzigtal hat 1865 der F. F. Berginspektor W. M. Vogelgesang geliefert. Dieser Autor stammte aus Schmiedeberg bei Altenberg im sächsischen Erzgebirge (geb. 29. 7. 1826). Nach bergbaulichen Studien war er bis 1857 Inspektor bei der Kinzigtaler Bergbau-Gesellschaft und in Schapbach wohnhaft. Seine Tätigkeit fand mit dem als Manuskript gedruckten Bericht über die von ihr gepachteten Gruben einen Abschluß. Alsdann trat er in die Dienste der F. F. Verwaltung. Während der Jahre 1859 bis 1860 hat Vogelgesang in ihrem Auftrag eine als Grundlage für die 1865 veröffentlichte Schrift dienende Untersuchung der standesherrschaftlichen Bergwerke des Kinzigtales durchgeführt und die im F. F. Archiv befindlichen, auf sie bezüglichen Akten gesichtet. Anschließend verfertigte er den Katalog des damals in Hüfingen aufgestellten F. F. Mineralienkabinetts. 1867 wurde Vogelgesang vom Bad. Handelsministerium zum Mitarbeiter an der Geologischen Landesaufnahme bestellt. Seit dem Jahre 1869 war er im Schuldienst tätig und verstarb am 4. 10. 1888 zu Mannheim als Direktor des Realgymnasiums (nach den Personalakten im F. F. Archiv und den Bad. Biographien IV. Teil, 1891, S. 479/480).

(5) Das seit 1324 bestehende Clarissinnen-Kloster Wittichen ist 1893 von Fürstenberg im Zuge der Säkularisation aufgehoben worden (vgl. Tumbült 1908, S. 201).

(6) Für die 1804 im Zeichen der drohenden Mediatisierung durchgeführte letzte Ausprägung fürstenbergischen Geldes konnte der seit 1781 als Vorstand des F. F. Unterbergamtes Wolfach tätige Bergrat K. J. Selb die rechtzeitige Ablieferung des benötigten Bergsilbers aus der sinkenden Produktion der Gruben des Kinzigtales nicht zusichern. Alsdann mußte auf Weisung des Fürsten Karl Joachim (1796—1804) das unbrauchbare Tafelsilber vermintzt werden (vgl. Dollinger 1903, S. 37—39).

(7) Diese Herrschaften haben mit Fürstenberg-Stühlingen das Schmelzwerk Eberfingen gegründet, sind aber 1649 und 1680 ausgeschieden (vgl. S. 74).

(8) Nach Bader (1938, S. 29—31) ist das Trucksystem um 1700 auf den von Pächtern betriebenen Schmelzwerken des Gebietes allgemein verbreitet gewesen. Lediglich unter der zeitweilig bestehenden landesherrschaftlichen Regie wurde von ihm zugunsten eines teilweisen Barlohnes abgegangen (vgl. auch Worringer 1954, S. 103/104).

(9) Im Herzogtum Württemberg hat man 1726, 1727 und 1732—1736 ebenfalls 2/3 Kreuzerstücke aus 7lötigem Silber gemünzt. Landmünzen zu 2 Kreuzern mit dem gleichen Feingehalt sind nur bis 1708 ausgegeben worden (vgl. Ebner 1910, S. 148—176).

(10) Solche Klippen werden mitunter durch ein auf K. Vogelgesang zurückgehendes Mißverständnis der Inschrift fälschlich auf die Grube Güte Gottes bei Wittichen bezogen (z. B. Verstg. A. Riechmann & Co., Halle a. d. S. 1925; S. 80 Nr. 891 u. Taf. 37. — Verstg. K. Kress Nr. 92, München 1952; S. 20 Nr. 1471. — Verstg. Nr. 94, München 1953; S. 42 Nr. 2329). Die Erschließung dieser etwa 1,5 km oberhalb des Silberberges im Klosterbachtal gelegenen Grube erfolgte nach Vogelgesang (1865, S. 52) erst 1723.

(11) Die Bergwerke im Böckelsbachtal erscheinen nicht auf dem Münzbild, da sie später entstanden sind (vgl. S. 86). Nach der Säkularisation des Klosters hat man alle Gebäude bis auf die Kirche und seinen von der Straße unterfahrenen Trakt abgetragen.

(12) Im Heimatmuseum zu Calw befindet sich ein 1736 zugelegter farbiger Riß der Baue im Bereich des Segen Gottes-Ganges und seines als St. Jakobsgang bezeichneten hangenden, ebenfalls sehr silberreichen Trumes.

(13) Vgl. das in den F. F. Bergwerksakten befindliche bergamtliche Protokoll vom 12. 8. 1760 (verfaßt von dem F. F. Bergmeister J. B. Mayer).

(14) Über die Persönlichkeit des Fürsten Josef Wilhelm Ernst zu Fürstenberg und die Zeit seiner Regierung sind die Darlegungen von John e (1938, S. 291—304) zu vergleichen.

(15) J. B. Mayer war ein Sohn des auf S. 74 als Verfasser einer Niederschrift über den Bergbau im Kinzigtal erwähnten Bergrechners gleichen Namens. 1780 ist er F. F. Bergrat geworden und verstarb am 21. 10. 1793.

(16) Der 1758 zum F. F. Hüttenschreiber bestellte, seit 1768 als F. F. Bergschreiber tätige J. M. Kapf wurde 1780 gleichzeitig mit J. B. Mayer und K. J. Selb zum F. F. Bergrat ernannt. 1784 mußte Kapf ungeachtet seiner Verdienste, insbesondere um das Erschließen der silberreichen Grube St. Wenceslaus, wegen dienstlicher Unregelmäßigkeiten entlassen werden; er verstarb 1794 in Alpirsbach (nach den im F. F. Archiv befindlichen Personalakten). Der Sohn J. G. F. Kapf ist 1781—1784 mit dem Titel eines F. F. Bergschreibers zur Unterstützung seines Vaters tätig gewesen. Von ihm stammen mehrere Abhandlungen über den fürstenbergischen Bergbau im Kinzigtal sowie die 1792 zu Breslau erschiene nen „Beiträge zur Geschichte des Kobaltes, Kobaltbergbaus und der Blaufarbenwerke“.

(17) Zunächst wurde diese einer metallischen Legierung ähnliche Verbindung von Silber und Antimon für gediegen Silber gehalten. Indessen bemerkte man auf der Silberhütte zu Wittichen, daß „im Feuer ein Teil des Metalls abging“. Von Bergmann (1782, S. 482/483) ist erstmalig nachgewiesen worden, daß Silber mit „regulinischem Antimonium“ vorliegt. Eine lagerstättenkundliche Bearbeitung des Ganges der Grube St. Wenceslaus hat Sandberger (1885, S. 257—326) geliefert. Ihre reichen Silbererze wird K. Walenta besonders nach den im F. F. Mineralienkabinett befindlichen Stufen erneut beschreiben. Von 1767—1807 hat man für 8221 Gulden Schaufstufen, überwiegend des Antimonsilbers, mit einem etwa 340 Kölnische Mark betragenden Feingehalt veräußert. Die durch ihr gediegen Silber bekannte Grube St. Sophia lieferte 1742—1815 Schaufstufen im Werte von 4801 Gulden und steht mit diesem Ausbringen an zweiter Stelle der Bergwerke des Kinzigtales. Ihre gesamte Produktion an Silber hat allerdings 22 387 Mark gegenüber den nur 17 159 Mark der Grube St. Wenceslaus betragen.

(18) Das bergmännische Jahr hat man in Quartale eingeteilt. Sie waren von den Terminen bestimmter Tage des kirchlichen Jahres abhängig. Das Quartal Reminiscere erhielt den Namen vom 5. Sonntag vor Ostern und dauerte von Januar bis April. Vom 14. September, dem Tag der Kreuzes Erhöhung hat das auf den Ausbeutetalern des Jahres 1790 genannte, vom Juli bis Oktober laufende Quartal Crucis den Namen (vgl. S. 93).

(19) Die Abbildung Nr. 31 auf der Dollinger'schen Tafel 6 ist nicht nach dem Gipsabdruck der Stempel, sondern unzweifelhaft von einem Gepräge hergestellt worden.

(20) Über diesen Stempelschneider und Medailleur sind die von Förster (1916, S. 448/449) gesammelten Angaben zu vergleichen.

(21) Aus dem Schwäbischen Kreis ist mir nur das 1798 in Stuttgart geschlagene, medallienartige Probestück eines nicht zur Ausgabe gelangten doppelten Konventionstalers bekannt (vgl. Ebner 1910, S. 229 u. 232).

(22) Auch die im Heimatmuseum zu Calw befindlichen Bergwerksakten des Handelshauses Doertenbach & Co. enthalten keine auf die für die Fürsten zu Fürstenberg vermittelten Münzprägungen bezüglichen Vorschläge. Im Familienbesitz befindet sich lediglich ein Ausbeutetalier von 1767. Ferner ist ein um 1775 entstandenes Ölbild des bei Wittichen gelegenen Blaufarbenwerkes und der mit ihm verbundenen Silberhütte vorhanden.

(23) Stötiges Silber ist eine minderwertige Legierung, die als Billon für das Ausprägen von Scheidemünzen verwendet wurde und überwiegend aus Kupfer besteht.



(24) Der mehrfach erwähnte K. J. Selb war der Sohn des F. F. Hofrats und späteren Kammerdirektors J. A. Selb, der in der F. F. Regierung die Münzangelegenheiten bearbeitet und auch die Korrespondenz mit Doertenbach & Co. über die Ausbeuteprägung der Grube St. Wenceslaus geführt hat, 1780 wurde K. J. Selb Bergrat und alsbald Vorstand des F. F. Unterbergamtes Wolfach, 1795 Bergmeister, 1805 Hofrat und Oberbergmeister. 1818 trat er in den badischen Staatsdienst und verstarb am 6. 11. 1827 zu Bad Dür rheim als Geheimer Hofrat und Salinen-Direktor (nach Fickler 1844, S. 83/84 u. den im F. F. Archiv befindlichen Personalakten).

(25) F. F. Münzakten Abt. XV, Fasc. IV f: „Die Prägung der Ausbeute-thaler aus der St. Wenceslausgrube in der Gemäßheit des Conventionsfußes zu 2 Gulden 24 Kreuzer; dann die Prägung solcher Medaillen, welche 6 Lot Feinsilber enthalten, mithin ungefähr einen 4fachen Conventionsthaler ausmachen. Es war die Absicht, 4fache Conventionsthaler nebst den einfachen prägen zu lassen. Weil sich aber verschiedene Schwierigkeiten, besonders wegen der Punze, welche durch ein großes Stück Schaden leiden könnte, äußerten, so begnügte man sich mit ungeränderten Medaillen.“

(26) Das Raugewicht eines Konventionstalers und auch der Ausbeute-taler der Grube St. Wenceslaus beträgt 28 g. Sie enthalten lediglich 23,4 g Feinsilber, da nach der Konvention von 1753 aus der Kölnischen Mark 10 Taler zu münzen waren.

(27) Das Gewicht des Schrötlings übertrifft die Kölnische Mark um 0,7 g. Diese Differenz wird durch den Umstand erklärt, daß das Brand-silber von der Hütte zu dieser Zeit nicht mit 16 Lot ausgebracht werden konnte, sondern in der Kölnischen Mark lediglich 15 Lot und 15 Grän Feinsilber enthalten hat (vgl. Vogelgesang 1865, S. 33). Demnach kann ein Piedfort in dieser Einheit ein etwas höheres Raugewicht besitzen; das Abweichen des erwähnten Stückes von ihr beträgt noch nicht ein Grän (0,81 g).

(28) Nicht nur im vorliegenden Fall ist das Brustbild mit glattem Harnisch die ältere Form. Bis 1766 wurden die Konventionstaler des Markgrafen Karl Friedrich von Baden allgemein in ihr ausgeprägt. In diesem Jahr erscheint das erste Brustbild mit geschupptem Harnisch (vgl. Wieland 1955, S. 240 und 471/472).

(29) Der auf den Medaillen im Stollenmundloch dargestellte Offiziant ist nach seinen Attributen wahrscheinlich ein Schichtmeister. In dieser Eigenschaft war auf der St. Wenceslaus-Grube um 1768 der von den Gewerken im Einvernehmen mit der F. F. Regierung bestellte F. F. Bergschreiber J. M. Kapf tätig (vgl. S. 89 und 104).

(30) Ein vollständiges Verzeichnis der auf den fürstenbergischen Bergbau im Kinzigtal bezüglichen Schriften habe ich bereits mitgeteilt (1952, S. 66—74). Die soeben erschienene Abhandlung von Metz (1955, S. 224—262) über den Kobalt- und Silberbergbau bei Wittichen enthält nur einen kurzen Hinweis auf die Ausbeuteprägungen (S. 244).

## Tafel I

- Fig. 1: Kupfer-Gulden des Schmelzwerkes Eberfingen. a Vorderseite mit einer Darstellung des Bohnerzabbaus. b Rückseite mit der Wertangabe und dem Herkunftshinweis. c zeigt die auch auf b zu erkennenden Buchstaben „I C M“. — a und b etwa natürl. Größe; c etwa 3 mal vergrößert (Münzkabinett d. Landesmuseums Karlsruhe).
- Fig. 2: Kupfer-15Kreuzerstück des Schmelzwerkes Eberfingen. a dem Kupfer-Gulden entsprechende Vorderseite. b Rückseite mit der Wertangabe und dem Herkunftshinweis. c zeigt ebenfalls die Buchstaben „I C M“. — a und b etwa natürl. Größe; c 3 mal vergrößert (Münzkabinett d. Landesmuseums Karlsruhe).
- Fig. 3: Messing-2½Kreuzerstück des Schmelzwerkes Eberfingen. a Vorderseite mit dem Herkunftshinweis. b Rückseite mit der Wertangabe und dem eingeschlagenen „B“. — Etwa natürl. Größe (F. F. Münzkabinett Donaueschingen).
- Fig. 4: Kupfer-Gulden des Schmelzwerkes Gutenberg. a Vorderseite mit der Darstellung eines im Betrieb befindlichen Hochofens. b Rückseite mit der Wertangabe und dem Herkunftshinweis. c der Hochofen. — a und b etwa natürl. Größe; c etwa 2 mal vergrößert (Slg. d. Verf.'s).

## Tafel II

- Fig. 1: Kupfer-15Kreuzerstück des Schmelzwerkes Gutenberg. a dem Kupfer-Gulden ähnliche Vorderseite, aber mit einer anderen Umschrift. b Rückseite mit der Wertangabe und dem Herkunftshinweis. c der Hochofen. — a und b etwa natürl. Größe; c etwa 2 mal vergrößert (Slg. d. Verf.'s).
- Fig. 2: Kupfer-3Kreuzerstück des Schmelzwerkes Gutenberg. a Vorderseite mit dem Herkunftshinweis. b Rückseite mit der Wertangabe. — Etwa natürl. Größe (Slg. d. Verf.'s).
- Fig. 3: Kupfer-1Kreuzerstück des Schmelzwerkes Gutenberg. a Vorderseite mit dem Herkunftshinweis. b Rückseite mit der Wertangabe. — Etwa natürl. Größe (Münzkabinett d. Landesmuseums Karlsruhe).
- Fig. 4: Einseitige Kupfer-Wirtshausmarke zu ½ Maß des Schmelzwerkes Albbbruck. — Etwa natürl. Größe (Münzkabinett d. Landesmuseums Karlsruhe).
- Fig. 5: Nach dem Entwurf des F. F. Bergmeisters J. B. Mayer in der Münze zu München angefertigte Zeichnung für die Rückseite des Ausbeutetalers der St. Sophia-Grube 1762. Nur die Inschrift und der Abschnitt mit „Witichen“ sind von F. A. Schega auf den Unterstempel übernommen worden. — Etwa natürl. Größe.
- Fig. 6: Nicht ausgeführter Entwurf des F. F. Bergmeisters J. B. Mayer für die Rückseite des Ausbeutetalers der St. Sophia-Grube 1762. — Etwa natürl. Größe.



1a



1b



1c



2a



2b



2c



3a



3b



4a



4c



4b

Franz Kircheimer:  
Die Bergmünzen aus dem ehemaligen Fürstentum Fürstenberg





1a



1c



1b



2a



2b



3a



3b



5



4



6

Franz Kirchheimer:

Die Bergmünzen aus dem ehemaligen Fürstentum Fürstenberg



Fürst Anton Egon zu Fürstenberg (1656-1716),  
Statthalter August des Starken in Sachsen,  
im Spiegel zweier Lobgedichte

Von Eduard Johne.

Fürst Anton Egon ist der Letzte aus der Heiligenberger Linie des Hauses Fürstenberg. (1) Sein Vater Hermann Egon (gestorben 1674) war im Jahre 1664 für sich und seine Nachfolger in der Grafschaft Heiligenberg in den Reichsfürstenstand erhoben worden. Gleichzeitig mit ihm waren auch seine Brüder Franz Egon und Wilhelm Egon Reichsfürsten geworden. Alle drei Brüder verließen die traditionelle Politik des Hauses Fürstenberg gegenüber dem Hause Habsburg, waren ausgesprochen antihabsburgisch gesinnt und standen mehr oder weniger im Dienste der französischen Politik. Der Straßburger Bischof Franz Egon zu Fürstenberg und sein Bruder und Nachfolger auf diesem Bischofsstuhle der Kardinal Wilhelm Egon zu Fürstenberg wurden dadurch als maßgebliche Politiker jener Zeit weltbekannt und gefährliche Gegner Habsburgs. Auch Hermann Egon vertrat die französischen Interessen, wenn auch nicht so offen und betont wie seine geistlichen Brüder. Kaiser Leopold hat es diesen Fürstenbergern nie vergessen, daß sie schon seine Wahl zum deutschen Kaiser zu hintertreiben versuchten und alle Hebel dagegen in Bewegung setzten.

Daß deshalb Anton Egon als Sohn Hermann Egons, besonders aber als Neffe der beiden Straßburger Bischöfe beim Kaiser — trotz einigen erwiesenen Gunstbezeugungen — von vornherein verdächtig war, ist erklärlich. Als Anton Egon während eines längeren Aufenthaltes in Paris daselbst die reiche Erbin Maria de Ligny geheiratet hatte, beschlagnahmte 1677 Kaiser Leopold die Besitzungen Anton Egons, zu denen auch die Baar Wartenbergischen Anteils mit Donneschingen (2) gehörte, und ließ sie durch den Bischof von Konstanz in kaiserliche Sequestration nehmen. Den Schritt begründete Leopold damit, daß Fürst Anton Egon entgegen den kaiserlichen Befehlen sich in Frankreich als dem Reichsfeinde aufgehalten und sich dort mit einer Französin verheiratet habe. Ein Jahr darauf aber (1678) hob der Kaiser auf die Vorstellungen Anton Egons und die Schritte

einflußreicher Verwandter und Freunde die verhängte Maßregel wieder auf. Die Gemahlin Anton Egons hat aber nie einen Schritt auf deutschen Boden gesetzt. Der Gatte jedoch hielt sich immer wieder und längere Zeit bei ihr in Frankreich auf.

1691 fiel Anton Egon wieder in kaiserliche Ungnade und wurde vom Wiener Hofe, wo er sich damals befand, verbannt. Die Ursache der Ungnade ist unklar, vermutlich in Hofintrigen zu suchen. Eine Privataudienz Anton Egons beim Kaiser im folgenden Jahre 1692 bewirkte schließlich die Aussöhnung.

Dem Streben Anton Egons, eine angesehene politische Stellung zu erreichen, kam die Berufung zum Statthalter des Kurfürstentums Sachsen durch den Kurfürsten Friedrich August I. mit dem Beinamen der „Starke“ entgegen. August der Starke bewarb sich um die polnische Königskrone und errang sie schließlich auch als König August II. durch große finanzielle Opfer und Bestechungen und durch den Übertritt zum Katholizismus.

Die Anstellungsurkunde des Fürsten Anton Egon als Statthalter von Sachsen ist vom 2. Dezember 1697 datiert; er hatte sein Amt aber schon vorher angetreten. Die Urkunde gibt dem Fürsten außerordentlich große Vollmachten, die aber in der Durchführung doch wieder dadurch eingeschränkt werden, daß ihm 3 Räte zur Seite gestellt werden. Die Ernennung war eigentlich ein Staatsstreich; sie war verfassungswidrig, weil sie den Ständen, der „Landschaft“, nicht mitgeteilt worden war.

Die Aufgabe, die Anton Egon übernahm, war sehr dornenreich, in ihrem ganzen Umfange in absehbarer Zeit überhaupt kaum durchführbar. Das sächsische Staatswesen war zerrüttet, ja korrumpiert. Die Umständlichkeit der Staatsverwaltung, die Unfähigkeit, der Nepotismus, der Eigennutz, die Bestechlichkeit, die Unterschlagungen und die Herrschsucht der hohen Beamtenschaft waren offenkundig. Der Statthalter sollte nun den gesamten Staatsorganismus reformieren, nicht zuletzt das Finanzwesen. Denn der Kurfürst als König von Polen brauchte Geld und immer wieder Geld, das ihm sein Statthalter unter allen Umständen verschaffen sollte.

Beamtenschaft und Stände warteten vorerst einmal zu, was der neue Statthalter unternehmen würde. Als er aber seine Aufgaben sofort mit Feuereifer anfaßte, einen Generalrevisionsrat ins Leben rief und in das Tun und Treiben der hohen Beamtenschaft und in die ganze Staatsverwaltung hineinleuchtete, ging ein heilloser Schrecken durch das Land, der sich rasch in Todfeindschaft der Betroffenen gegen den fürstlichen Statthalter wandelte. Man drohte ihm Revolution, Mord und Todschatz an. Bei der Macht, die die Stände ge-



genüber dem Staatsoberhaupt besaßen, war das Unterfangen Anton Egons beinahe hoffnungslos. August gab zwar seinem Statthalter immer recht, wich aber oft in entscheidenden Momenten vor den Ständen zurück, namentlich dann, wenn er sich wieder — und das war fast immer der Fall — in Geldnöten befand. Seine ungeheure Prachtliebe, sein polnisches Königtum, sein Heer und die dauernden Kriege, die er führte, verschlangen Unsummen. Er nahm das Geld, wo er es am meisten und am raschesten erlangen konnte, also auch vermittlels der Stände. Anton Egon sprang sogar mit seinen eigenen Geldmitteln ein, ja er verpfändete eigene Besitzungen zu Gunsten des Königs.

Bei der hohen Beamtenschaft und den Ständen wurde Anton Egon, wie schon gesagt, rasch der bestgehaßte Mann. Der sächsischen Hofkamarilla galt er, der als Fürst selbst Reichsstand war, daneben als der Ausländer, der Süddeutsche und dazu noch als der Katholik, trotzdem er seinen Katholizismus niemals und in keiner Weise irgendwie betonte. Es ging ihm wirklich nur um das sächsische Staatswohl. Bei dem Geldbedarf des Königs mußte er Geldquellen erschließen. Er suchte aber immer zu vermitteln und Härten zu vermeiden. Er bemühte sich, auch den niederen Adel, die Ritterschaft und die geistlichen Stifter zur Steuer heranzuziehen. Das erhöhte seine Beliebtheit natürlich nicht. Kursachsen sollte ein Staatswesen werden, das auf Sicherheit, Ordnung und Autorität gegründet ist. Eine einheitliche Zentralgewalt sollte für einen gesunden Staatshaushalt sorgen.

Viele Gedanken und Vorschläge, die der Statthalter an den König immer und immer wieder mit aller Energie und Offenheit heranträgt, und die er in die Tat umzusetzen bestrebt ist, muten ganz modern an. Er sieht im Sinne des Merkantilismus sehr wohl ein, daß die Blüte eines Landes nur durch eine blühende Wirtschaft, durch einen ausgedehnten Handel — auch nach dem Ausland — und durch ein starkes Gewerbe herbeigeführt werden kann. So begünstigt er mit allen Mitteln die Leipziger Messe und begründet Banken. Die Mündelgelder sollen einwandfrei verwaltet und zins tragend angelegt werden. Er fördert die industrielle Einwanderung und die Erzeugung der Waren im eigenen Lande. Staatliche Fabriken sind zu errichten, Seiden-, Tuch- und Leinenindustrie ist zu heben, die ausländischen Zölle auf sächsische Waren aber sind zu erniedrigen. Für die Arbeiter, die Bergleute und die Flößer sind Versicherungen einzuführen.

Daneben hat Anton Egon ein offenes Ohr für Wissenschaft und Kunst. Gelehrte und Künstler sind zu fördern, die Universitäten sollen

ihren alten Glanz wieder erhalten, und die Leipziger Universität liegt ihm besonders am Herzen.

Es kann — trotz den gegen ihn von den hohen Räten losgelassenen Pamphleten — kein Zweifel sein, daß das Wollen und die Absichten des fürstlichen Statthalters rein und uneigennützig waren, gerichtet auf das Wohl des Staates und des Volkes. Vielleicht nur, daß die Gedanken des Fürsten zu umfangreich und zu umfassend, zu neu und zu umwälzend waren, als daß alle oder auch nur ein großer Teil in kurzen Jahren hätten in die Tat umgesetzt werden können. Es spricht aber für die nicht alltägliche Persönlichkeit des Fürstenbergers, für seine hohe geistige Bedeutung und seine staatsmännische und politische Klugheit, daß er sich allen Angriffen seiner Feinde zum Trotz an dem ränkereichen und moralisch anrühigen Dresdener Hofe August des Starken bis an sein Lebensende halten konnte. Es ist ganz bezeichnend für den Hof, daß er Anton Egon an dem Punkte, wo erschließlich hätte angegriffen werden können — er hatte noch zu Lebzeiten seiner ständig in Frankreich weilenden Gattin 4 natürliche Kinder — nicht angegriffen wurde. Daß sich Anton Egon — seine Gemahlin war 1711 gestorben — in seinen letzten Lebensjahren auf Betreiben und mit aller Unterstützung des Königs um die Kardinalswürde bewarb, allerdings vergeblich, sei nur nebenbei bemerkt. Der schärfste Widersacher in dieser Angelegenheit war der Kaiser, der an zwei, wenn auch schon verstorbenen Fürstenbergischen Bischöfen genug hatte. Ob Anton Egon die niederen Weihen empfangen hat, ist urkundlich nicht nachweisbar, aber wahrscheinlich.

Als der Fürst am 10. Oktober 1716 auf dem Jagdschlosse Wermsdorf starb, wurde er — übrigens gegen seinen ausgesprochenen Willen — mit aller Pracht und allem fürstlichen Prunke im Nonnenkloster Maria Stern in der Oberlausitz beigesetzt. Nur das Herz fand die Ruhestätte auf dem Schlosse Heiligenberg. Eine Gedenktafel in der Schloßkapelle daselbst, links neben dem Altar, kennzeichnet die Stelle, wo es nach einem unruhigen Leben ausruht.

Die gefürstete Grafschaft Heiligenberg aber mit der Baar Warthenbergischen Anteils fiel an die Meßkircher und Stühlinger Linie des Hauses Fürstenberg.

Es ist sicher, daß das sächsische Volk im Gegensatz zu den hohen Beamten und den Ständen sehr wohl den guten Willen und die guten Absichten seines Statthalters erkannt und seine Maßnahmen, die ja dem Volkswohle dienen sollten, begrüßt und gewürdigt hat. Aktenmäßig ist das natürlich nicht nachzuweisen. Aber 2 erhaltene Lobgedichte auf den Fürsten lassen es doch deutlich erkennen. Das

eine liegt gedruckt in der Fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek in Donaueschingen, das andere ist handschriftlich vorhanden. (3).

Noch im ersten Jahre seiner Stathalterschaft (1697) besuchte Anton Egon die Leipziger Michaelismesse, im folgenden Jahre (1698) aufs neue, in späteren Jahren sicherlich immer wieder. Wir wissen ja, daß er die Leipziger Messe mit allen Kräften förderte. In den beiden genannten Jahren wurde ihm bei dieser Gelegenheit eine Nachtmusik, ein Ständchen, vermutlich mit einem Fackelzuge dargebracht; und dabei wurde jeweils ein Lobgedicht auf ihn vorgetragen. Das erste gedruckte Gedicht ist mit E. M. gezeichnet und stammt aus der Leipziger Bürgerschaft, das zweite, handschriftliche, haben ihm die Leipziger Studenten gewidmet. Die beiden Gedichte sind gewiß keine Kunstwerke, sie sind voll Schwulst und Schmeichelei. Doch davon muß man absehen. Das sind Eigentümlichkeiten der Barockzeit, die alle derartigen Lobgedichte jener Tage aufweisen. Es ist schon gesagt worden, daß sich der Fürst der Leipziger Universität besonders angenommen hat. In dem Studentengedichte wird dies ausdrücklich gerühmt.

Im Gedichte von 1697 sind die Verse abwechselnd mit 5-, 4- und 6-füßigen Jamben gefüllt. Von den 6 Versen jeder Strophe sind die ersten 4 kreuzweise, die beiden letzten paarweise gereimt. Das Gedicht von 1698 ist in klassischem Versmaße der Franzosen, in Alexandrinern, (6-füßigen Jamben) verfaßt, wobei sich der 1. und 4., der 2. und 3. und der 5. und 6. Vers reimen. Der Text des handschriftlichen Gedichtes ist mannigfach verderbt.

Ich lasse nun die Gedichte in heute üblicher Orthographie folgen.

I.

Als der durchlachtigste Fürst und Herr  
Herr

Anton Egon

Fürst zu Fürstenberg,

Graf zu Heiligenberg und Werdenberg, Land-  
graf in der Baar, Herr zu Hausen im Kinziger  
Tal, auf Trochtelfingen und Jungenau,  
Donaueschingen und Weitra,

Ihro Königlichen Majest. in Polen  
und Chur-Fürstl. Durchl. zu Sachsen, über  
Dero Chur-Fürstentum und  
incorporierten Lande

Statthalter,

Mein gnädigster Fürst und Herr,  
Die geliebte Stadt Leipzig in der Michaelismesse 1697  
zum erstenmal besuchte,  
wollte

Seine Hochfürstl. Durchlauchtigkeit  
mit einer geringen  
Abend - Musik  
willkommen heißen

Dero  
untertänigst gehorsamster Diener  
E. M.

---

Leipzig  
druckt's Christopf Fleischer.



*Anthony Egon*  
*SR. J. Princ. de Furstenberg, etc.*  
*Elect. Saxon. Gubernator Generalis.*



I.

Willkommen, großer Prinz, bei unsern Linden!  
Du wirst gewiß in dieser Stadt  
Sowohl als anderswo viel Herzen finden,  
So man Dir ganz gewidmet hat:  
Denn wer den König ehrt, wünscht auch das Wohlergehn  
Desselben, der itzt muß an seiner Stelle stehn.

II.

Du bist ein großes Licht im ganzen Lande.  
Als unsre Sonne (4) weiter ging  
So ließ sie Dich bei uns zum sichern Pfande,  
Weil jedermann den Trost empfing,  
Es würde doch ihr Strahl und werter Gnadenschein  
Noch fernerweit bei uns durch Dich als Monden sein.

III.

So ist es auch bisher gewiß geschehen.  
Wer Deine Gnade deutlich kennt,  
Der wird auch alsobald daneben sehen  
Warum man Dich von Bergen (5) nennt;  
Weil nämlich Deine Gunst dem, welcher zu Dir eilt,  
Viel Güte wie der Berg den Tau ins Tal verteilt.

IV.

Man kennet Dich zwar schon bei aller Erden  
Und rühmet, was zu rühmen ist.  
Nun aber wird Dein Lob vollkommen werden,  
Weil Du der rechte Joseph bist,  
Den unser Pharaon (6) aus einer fremden Luft  
Zu der Versicherung des Vaterlandes rufft.

V.

Drum hat die Dankbarkeit an vielen Orten  
Dir manches Opfer angezünd't,  
Und Deine Demut blickt von hohen Pforten  
Auf uns, wenn wir gleich niedrig sind.  
Du siehest nur das Herz, nicht Rauch und Weihrauch an,  
Und der gefället Dir, der Treue zeigen kann.

VI.

Ich selbst kann an mir ein Beispiel bringen  
Und lasse die Erkenntlichkeit,  
Was unbeschreiblich ist, vor mich besingen  
Voraus bei dieser Abendzeit,  
Damit die Welt erkennt, wie man sich Nacht und Tag  
Zu Dir, Du großer Prinz, ganz kühnlich wagen mag.

VII.

Fahr ferner also fort, Du Trost der Deinen,  
Und sei des Himmels Ebenbild,  
Der alles, welches er nur kann bescheinen,  
Mit lauter Gnad und Güte füllt.  
So wird der Leipzger Markt den herrlichsten Gewinn,  
Das heißt, manch Menschenherz auf Deine Seite ziehn.

VIII.

Indessen ruhe wohl in diesem Schlosse,  
Das Du zum erstenmal beziehst,  
Da Du Dich sonsten schon in jedem Schoße  
Der Landeskinder sicher siehst!  
Durch Dich erlangen wir sehr viel von unserer Ruh.  
Drum drücke wiederum vergnügt die Augen zu!



II.

Als der  
Durchlauchtigste Fürst

und Herr

Anthone Egon,

des heiligen römischen Reichs Fürst zu Für-  
stenberg, Graf zu Heiligenberg und Wer-  
denberg, Landgraf in der Baar und Stühlingen,  
Herr zu Hausen im Kitzinger (!) Tal, auf Jungenau  
Trochtelfingen, Donauveschingen, Werenwag, Weitra etc. etc.,  
Ihrer Königlichen Majestät in Polen über  
Dero Churfürstentum Sachsen und  
incorporierte Lande  
Statthalter, durch Dero hohe Gegen-  
wart die  
Leipziger Michaelis-Messe 1698  
beglückte,  
Wollten (?) ihre untertänigste Devotion  
durch  
gegenwärtige Zeilen nebst  
einer geringen Nacht-Musik bezeigen  
Ihr. Hoch. Fürst. Durchl. untertänigste  
gehorsamste Diener,

Die studiosi der Universität Leipzig.

I.

Durchlauchtigster Fürstenberg, der Helden Glanz und Licht,  
Der stets als Schutzgestirn auf unsern Pintus (8) blicket (9),  
Der dieses edle Land durch klugen Rat erquicket  
Und alle Sorg und Müh auf dessen Wohlfahrt richt't,  
Laß unser Saitenspiel vor Deinem Zimmer klingen,  
Und höre gnädig an, was Deine Musen singen!

II.

Zwar wir berühren hier nicht Deinen großen (10) Ruhm,  
Und was die Vorwelt schon vor mehr als tausend Jahren  
Von Deinen Ahnen (11) hat vor Heldenwerk erfahren.  
Das hat Dein hohes Haus schon so zum Eigentum  
Genug, daß Dich das Haupt der Welt, der Adler (12), krönet  
Und noch dazu Dich Fleisch von seinem Fleische nennet (13).

III.

Auch führen wir nicht an, was schon die Dankbarkeit  
Getreuer Sachsen wird in Erz und Marmel graben,  
Die wirklich mehr an Dir als einen Vater haben,  
Indem Dich nichts so sehr als ihre Ruh erfreuet.  
Du hilfst der Zeiten Last so weislich ihnen tragen,  
Daß sich kein Untertan worüber (14) darf beklagen.

IV.

Doch es erkennet es auch Friederich (15) August,  
Vor dessen Heldenarm die Sarazenen (16) beben,  
Und dem Sarmatien (17) hat Kron (18) und Thron gegeben.  
Weil's keinen auf der Welt ihm (19) vorzuzieh'n gewußt.  
Der schätzt (20) deswegen sich insonderheit beglückt  
Und sagt, es habe Dich der Himmel ihm geschicket.

V.

Hierneben werden wir mit Schweigen übergehn  
Die raren Tugenden, die schönsten Deiner Sinnen,  
Die Kunst, durch Freundlichkeit Gemüter zu gewinnen,  
Womit der Himmel Dich zum Überfluß versehn.  
Denn wer sich diese (21) will zu singen unterwinden,  
Wird ihrer zwar sehr viel, nicht aber Worte finden.

VI.

Wir stellen uns nur itz als alte Schuldner ein,  
Die mit der Zahlung fast zu lange weggeblieben.  
Doch Deine Gnad hat uns noch neulich (22) angetrieben,  
Mit der Erkenntlichkeit nicht länger aus zu sein.  
Es wird zwar solche nur in einem Wunsch bestehen;  
Doch wird Dein gnädig Aug auf unsern Willen sehen.

VII.

Der Himmel schau Dich stets mit holden Blicken an!  
Un da er schon so hoch Dein Fürstenhaus geführtet,  
So fahr er fort, bis daß es Kron und Szepter zieret, (23)  
Und mache Ost und West (24) demselben untertan!  
Du aber laß einmal die späte Nachwelt lesen,  
Daß Fürst zu Fürstenberg ein Musenfreund (25) gewesen!

**Anmerkungen**

(1) Zum Folgenden vergl. die Akten „Fürst Anton Egon“ im Fürstlich Fürstenbergischen Archiv in Donaueschingen, Vol. XXIV; Münch-Fickler, Geschichte des Hauses und Landes Fürstenberg, Bd. 4 S. 74 ff. und Kurt Gihring, Reichsfürst Anton Egon von Fürstenberg als Statthalter von Sachsen 1697—1716, Dissertation in Maschinenschrift im Fürstlich Fürstenbergischen Archiv.

(2) In Donaueschingen erweiterte und vergrößerte Anton Egon die Fürstliche Brauerei. Auch plante er einen Kirchenneubau, den aber erst sein Nachfolger Fürst Joseph Wilhelm Ernst durchführte.

(3) Es wurde von mir vor einer Reihe von Jahren im Antiquariats-handel erworben.

(4) August der Starke als König nach Polen.

(5) Anspielung auf Fürstenberg.

(6) König August.

(7) In der Handschrift: sollten.

(8) Sitz der Musen, hier die Universität Leipzig.

(9) In der Hs: blickt.

(10) Hs: grauen.

(11) Hs: Ohren.

(12) Anspielung auf den Adler im Fürstenbergischen Wappen.

(13) Hs: nennt.

(14) über etwas.

(15) Hs: Friedrich.

(16) August der Starke hat bis 1696 gegen die Türken in Ungarn gekämpft.

(17) Polen.

(18) Hs: Korn.

(19) August dem Starken.

(20) Hs: schätz.

(21) Das ist: Tugenden.

(22) Der besondere Anlaß ist unbekannt.

(23) Es wird an eine Königskrone gedacht, da Anton Egon als Reichsfürsten Fürstenkrone und Szepter zustehen.

(24) Hs: was.

(25) Förderer der Universität Leipzig.

## Fürstin Elisabeth zu Fürstenberg

### im Kampf um die Erhaltung der Rechte ihres mediatisierten Hauses

Von

Karl Siegfried Bader

Unter den Trümmern des alten Römischen Reiches Deutscher Nation, dessen bei aller Morscheit noch immer stolze Fassade Napoléon zum Einsturz brachte, wurde eine ganze Welt von Staaten und staatsähnlichen Gebilden begraben. Im raschen Wechsel des Geschehens wurden viele der Opfer dieses Zusammenbruchs rasch vergessen. Über das in Säkularisation und Mediatisierung unzweifelhaft geschehene Unrecht ging man umso leichter hinweg, wo es die „Kleinen“ dieser Welt betraf: die schier zahllosen Staatsgebilde, die zuvor das Gesicht des spätem Reiches, zumal im deutschen Südwesten (1), maßgeblich bestimmten. Der Versuch völliger Unterjochung der mediatisierten Reichsstände, den die neuen, souverän gewordenen Länderstaaten mit wechselnden Mitteln zwischen 1806 und 1814 machten, (2) wurde zwar immer wieder verhindert und die Deutsche Bundesakte beließ den ihrer staatlichen Rechte Beraubten wenigstens ein Mindestmaß an Privilegien. Nach 1815 trat aber die „Mediatisiertenfrage“ (3) immer stärker zurück. Man überließ es den einzelnen Staaten, mit ihren Standes- und Grundherren fertig zu werden, diesen, mit diplomatischen und taktischen Mitteln ihre Rechte zu wahren. (4) Wiederum einige Lustren später beseitigten die Umwälzungen der Jahre 1831 und 1848/49 auch die meisten der verbliebenen Standesrechte und immer mehr verschwand die alte Schicht adliger Reichsstände hinter den stürmischen Forderungen des Bürgertums. Dem heutigen politischen Bewußtsein kommen die Probleme, die im Jahrzehnt von 1805—1815 in erbitterten Kämpfen um Macht und Recht ausgetragen wurden, weithin überholt vor. Die Geschichtsforschung aber sollte jenes ernsthafte Ringen nicht außer Acht lassen; ist es doch ihre Aufgabe, sich auch derjenigen Kräfte zu erinnern, denen letztlich der politische Erfolg versagt blieb.

Unter den Gestalten, die mit dem Einsatz der ganzen Person um angestammte Rechte rangen, nimmt die Fürstin Elisabeth zu Fürstenberg eine besondere Stellung ein. Den Zeitgenossen waren Drama und Akteure wohl bekannt (5); die Nachfahren müs-

sen sich auf sie erst wieder besinnen. In den letzten Jahren trat die Führerrolle, welche die um das Recht ihres Hauses und Sohnes kämpfende edle Frau spielte, wieder deutlich hervor. (6) Bisher jedoch in ein allgemeineres Geschehen oder in Lebensschicksale anderer eingeflochten bedarf der persönliche Anteil der Fürstin noch der genaueren Bestimmung. Dazu soll im folgenden ein Beitrag gegeben werden, der nur Anfang, nicht Abschluß sein kann; harren doch weitere Quellen, vor allem die der Wiener und Pariser Archive, der Erschließung. (7) In einer Festschrift die dem Ururenkel der Fürstin gewidmet ist, sollte eine Würdigung der bedeutendsten Frauengestalt, die das Haus Fürstenberg im 18. und 19. Jahrhundert hervorgebracht hat, der „deut-schesten aller Frauen“, wie ihre Freunde — und nicht nur diese — sie nannten (8), nicht fehlen.

## I.

Maria Elisabeth Alexandrina Augusta Carolina Josepha Walburga, wie der Taufschein von St. Rupert vom 30. November 1767 den Täufling mit vollem Namen nennt, wurde als Tochter des Prinzen Alexander von Thurn und Taxis und der Prinzessin Maria Henriette zu Fürstenberg, zweiter Tochter des Fürsten Josef Wilhelm Ernst, zu Regensburg geboren. Elisabeth war also schon der Abstammung nach halbe Egonidin; ihr Lebensgang sollte sie bei aller engen Verbindung, die sie mit ihrer Familie und dem Regensburger Hof wahrte, zur ganzen Fürstenbergerin, ja, für eines der entscheidenden Jahrzehnte in der Geschichte dieser ur- und hochadligen Familie, zur eigentlichen Exponentin des Gesamthauses machen. Über die Frühverwaiste und ihre Geschwister führte Reichsfürst Joseph Wenzel, ihr Oheim, die Vormundschaft. (9) Es paßt in das Bild, das wir uns heute von diesem Fürsten, dem typischen Vertreter eines aufgeklärten Absolutismus süddeutscher Prägung, machen, wenn er für eine sorgfältige Erziehung und geistige Schulung seiner Mündel sorgte. In Prag, wo Elisabeth den größten Teil ihrer Jugend verbrachte, stand sie zudem unter dem Einfluß des großen Aufklärers auf dem Kaiserthron. (10) Die Vermögensverhältnisse der Seitenlinie des Hauses Thurn und Taxis waren nicht glänzend; immerhin besaß sie in Böhmen Güter von bedeutendem Wert und beträchtlicher Rendite.

Am 4. November 1790 schloß Elisabeth mit Karl Aloys Fürsten zu Fürstenberg den Ehebund, dem fünf Kinder entsprangen: Maria Leopoldine (1791—1844), nachmals Gemahlin des Fürsten Karl Albert zu Hohenlohe-Waldenburg, Maria Josepha (geb. u. gest. 1792), Antonia (1794—1799), Karl Egon (1796—1854), der nachmalige Fürst, und Maria Anna Posthuma (1798—1799). Das Glück dieser Ehe, schon

1792 durch den Tod einer Tochter beschattet, spricht aus den Briefen an den Gatten, die wir von Elisabeths Hand besitzen — Zeugnisse eines hellen Geistes und unerschütterlichen Humors; aber es sollte nicht lange währen. Das Unglücksjahr 1799 raubte Elisabeth am 25. März den Gatten, der als Kaiserl. Feldmarschall-Leutnant bei Stockach fiel (11), und zwei Kinder, zunächst das nachgeborene, sodann die fünfjährige Antonia. Mit stolzer Würde ertrug die Fürstin diese rasch aufeinander folgenden Schläge. (12) Ein etwas harter Zug, der ihr Gesicht später zeichnete, mag in jenem Jahr größter Bedrängnis und vielfältiger Sorge um das Wohl der vaterlosen Kinder entstanden sein. Dasselbe Jahr 1799 brachte dann aber noch eine schicksalhafte Wendung: am 13. Dezember starb der erst 14jährige Fürst Karl Maria Gabriel, das Haupt der böhmischen Sekundogenitur, und damit wurde Elisabeths einziger Sohn Erbe eines großen Vermögens, Anwärter zugleich auf die Nachfolge in der reichsfürstlichen Primogenitur, deren Inhaber Karl Joachim in kinderloser Ehe lebte. Früher als erwartet trat dann auch das noch tiefer in das Leben der Fürstin und ihrer Kinder eingreifende Ereignis ein: der Reichsfürst starb am 17. Mai 1804 in Donauveschingen, der siebenjährige Karl Egon II. war nunmehr regierender Fürst, die Mutter mit ungeahnten Pflichten beladen, die ihr niemand, auch nicht der edel und uneigennützig denkende Landgraf Joachim Egon, nach Reichsrecht und Familienpakten zum Vormund berufen, abnehmen konnte.

Die Zeiten waren von drückender Schwere. Die Dynamik der politischen Entwicklung, in die Person des dem Höhepunkt seiner Macht entgegengehenden Korsen gebannt, stellte die Welt täglich vor neue Entscheidungen. Was war seit 1799 nicht alles geschehen! Offenkundig die Schwäche der Reichsverfassung, der reiche Kranz der geistlichen Fürsten auseinandergerissen, kirchlicher Besitz willkürlich vergeben und zerstreut. Was sollte folgen? Wann kamen die Nächsten, vorab die Kleinen, im großen Ausverkauf staatlicher Rechte an die Reihe? Zu Zeiten des schwachen Reichsfürsten Karl Joachim hatte ein talentvoller Schwarzwälder Bauernsohn, Joseph Kleiser, von seinem fürstlichen Herrn mit dem Prädikat „von Kleisheim“ in den Adelsstand erhoben (13), die Zügel fest an sich genommen. Jetzt, nach dem Tode des Reichsfürsten, war die Residenz des kleinen fürstenbergischen Staatswesens verwaist. Der Landgraf-Vormund saß in Wien, der junge Fürst mit der Mutter in Prag. Der tüchtige Kleiser tat, was er konnte, und der Vormund ließ ihn weitgehend gewähren. Kleisers Geschicklichkeit, eine Mischung von echter diplomatischer Begabung und bäuerlicher Schläue, wußte sich gewandt den dauernd sich ändernden Verhältnissen anzupassen. Auf dem

internationalen Parkett hatte er diese Fähigkeit mehr als einmal unter Beweis gestellt und war mit den Großen der damaligen Welt, vor allem mit den Franzosen, deren Land und Sprache er schon von Studienjahren her kannte, in Verbindung gekommen. Der Fürstinmutter waren der junge Reichsfürst und seine 13jährige Schwester zur persönlichen Pflege und Erziehung anvertraut, eine Aufgabe, der sie sich mit hohem Ernst und starkem Verantwortungsbewußtsein widmete. (14) Von politischem Einfluß aber wurde sie rechtlich und tatsächlich ferngehalten. Die Beamtenschaft war dem Hause Fürstenberg treu ergeben. Der Riß, der durch sie ging wie durch den ganzen deutschen Süden und Westen, wurde jedoch langsam tiefer und breiter: hie Frankreich, hie Osterreich! Und von Donaueschingen aus gesehen war Frankreich nahe, Osterreich, vom rettungslos exponierten Vorderosterreich abgesehen, fern. Schon dem Fürsten Karl Joachim hatte man, kaum mit Recht, Frankophilie nachgesagt; jetzt nahm der „Bonapartismus“ rasch zu. (15)

Am 24. Mai 1805 zog, von Prag kommend, Fürstin Elisabeth mit ihrem Sohn in Donaueschingen ein, um die Erbhuldigung für den Sohn entgegenzunehmen. An der östlichen Landesgrenze, einige Meilen hinter Meßkirch, holte man die Equipage festlich ein. Unter der Hofkavalieren, die den fürstlichen Herrschaften entgegenritten, befand sich der 34jährige Landesforstmeister Joseph Freih. v. Lassberg. (16) Sofort faßte die Fürstin zu dem schmucken und stattlichen Forstmann Vertrauen. Die beidseitige Neigung war von der ersten Stunde an besiegelt; aus ihr sollte ein Herzensbund werden, der die Fürstin bis zu ihrem Tode bezwang, beglückte und zugleich in unendliche Konflikte brachte. Im Spätsommer reiste Elisabeth mit ihren Kindern nach Böhmen zurück, das bei den Wechselfällen des politischen Alltags für sicherer galt als das Durchzugsland der Baar. Erst von jetzt an fließen die Quellen, die uns über persönliche Stellungnahme der Fürstin zu politischen Fragen berichten, reichlicher und zeigen uns das fertige Bild einer unerschrockenen, unentwegt zu ihren vaterländischen Grundsätzen stehenden Frau. „Vaterländisch“ zu denken und zu handeln, bedeutete für die Fürstin aber ein doppeltes: unerschütterliche Treue zum Hause Osterreich und Sorge für die angestammten Gebiete des Hauses Fürstenberg.

Bald sollte die Gelegenheit kommen, diese Grundsätze praktisch zu erproben. Aus dem umfassenden Material greifen wir heute, unserem Thema und dem beschränkten, uns zur Verfügung stehenden Raum entsprechend, drei Problemgruppen heraus, die zugleich drei Etappen des Kampfes um die Erhaltung der Rechte



des Hauses Fürstenberg entsprechen: die Maßnahmen zur Abwehr der Mediatisierung (1805/06), die Kämpfe um die Vormundschaft (1809/14) und die Bemühungen für die Sache der Mediatisierten vor und auf dem Wiener Kongreß. Die ausführlichere Darstellung muß einer späteren Zeit vorbehalten, die Geschichte des Hauses Fürstenberg zwischen 1805 und 1815 erst noch geschrieben werden.

## II.

Im Herbst 1805 begann die Lage für Fürstenberg bedrohlich zu werden. Bisher hatte Kleiser das Schifflein des kleinen Staatswesens geschickt durch die Stürme manövriert. (17) Jetzt ging es aufs Ganze. Kleiser und der Landgraf setzten auf die Erklärung der Neutralität. Als bald sollte sich aber zeigen, daß unbewaffnete Neutralität eines ablehnungsbedürftigen Staatsgebildes Schwäche bedeutet. Von Stuttgart aus, wo sich Napoléon im Oktober aufhielt, wurde, nicht ohne Hintergedanken, das falsche Gerücht verbreitet, Fürstenberg habe Österreich Truppen zur Verfügung gestellt. (18) Ferner wurde der österreichische Wohnsitz der fürstlichen und landgräflichen Herrschaften als Beweis österreichischen Succurses gedeutet. Am 3. November 1805 erhielt der französische General Augereau eine kaiserliche Ordre, die auf Sequestration des Fürstentums lautete. Er entledigte sich des Auftrages, indem er eine Truppe in Stärke von 1200 Mann nach Donauveschingen sandte, die mit der Besetzung von Stadt und Schloß eine provisorische Regierung, bestehend aus Mitgliedern des Regierungs- und Hofkammerkollegiums (19), einsetzte und das Land mit drückenden Kontributionen belegte. (20) Kleiser suchte Hilfe bei Talleyrand, der Landgraf reiste nach Paris und erhielt Audienz bei Napoléon — ohne praktische Ergebnisse. Immer deutlicher trat hervor, daß die Hauptgegner Fürstenbergs nicht in Paris, sondern in Karlsruhe und Stuttgart saßen und daß der „Länderappetit“ der von Frankreich Begünstigten die Triebfeder der getroffenen Maßnahmen war.

Nun schaltete sich von Prag aus Fürstin Elisabeth ein. Sie erkannte, daß Hilfe bei den Nächstbeteiligten, den süddeutschen Höfen, und in Paris nicht zu erwarten sei. (21) In einem an den Präsidenten gerichteten Brief vom 4. Dezember klingt erstmals Unzufriedenheit mit Kleisers zwiespältiger Haltung an. (22) Während sie an einem Brief an den von ihr hochgeschätzten Kurzerzkanzler Dalberg schrieb (23), erreichte sie die Nachricht von dem verfügten Arrest. Mit bezeichnender Energie wandte sie sich gegen die Fürstenberg benachteiligenden Gerüchte und bat den Einflußreichen um

Hilfe. (24) Eine geharnischte Beschwerde richtete sie nach Wien unmittelbar an Kaiser Franz. (25) Die weitaus originellste Idee aber war ein Versuch, Hilfe bei der benachbarten Eidgenossenschaft zu suchen. Dort, so lautet das Motto, herrsche Unverfälschtheit und Treue; von dort habe man keine Eigensucht, keinen Länderhunger zu befürchten. So ging denn, vorbereitet durch eine erläuternde Instruktion für Lassberg, der den Brief persönlich nach Schaffhausen bringen sollte, das denkwürdige Schriftstück an die Regierung des Kantons Schaffhausen. (26) Bei den eidgenössischen Ständen und dem reg. Landammann selbst fand es hohe Anerkennung und Bereitschaft zur Hilfeleistung, soweit es die allgemeine Lage und die Stellung der Eidgenossenschaft im Zeitalter der Mediation erlaubte. (27) Ob es nun mehr Kleisers Bemühungen und der Reise des Landgrafen oder der Intervention der Eidgenossenschaft zu verdanken ist, daß die Sequestration — unter Desavouierung angeblich voreiliger unterer Instanzen — aufgehoben wurde und weitere Maßnahmen zunächst unterblieben, sei dahingestellt. (28) Für uns ist maßgeblich der Geist, der aus den Briefen der Fürstin spricht und den sie sich in allen künftigen Lebenslagen bewahrte. Eine treue Freundin der Eidgenossenschaft ist sie jedenfalls für ihre Person geblieben. (29).

### III.

Rasch schritten die Ereignisse über diese Episode der fürstenbergischen Geschichte hinweg. Wenn Kleiser im Januar 1806 gerührt über die Anhänglichkeit der fürstenbergischen Untertanen berichtet (30) und sich bis zum Frühsommer 1806 allerlei Illusionen über Möglichkeiten eines Ausweges machte (31), ergibt sich uns aus nachträglicher Schau, daß die Mediatisierung zwischen den größeren Mitspielern auf der politischen Bühne längst beschlossene Sache war. Hatte doch der badische Gesandte v. Reitzenstein in Paris schon alle Vorkehrungen für eine rasche Inbesitznahme des Großteils der fürstenbergischen Lande getroffen! (32) Im Grund handelte es sich nur noch um die Verteilung der Beute. So mußte auch Kleisers Versuch, eine „vierte süddeutsche Schutzmacht“ durch Vergrößerung Fürstenbergs und enge Anlehnung an Frankreich zu schaffen, an den vorgegebenen Tatsachen scheitern. (33) Die Bemühungen des Präsidenten hatten zudem eine deutliche negative Wirkung: sie beraubten Fürstenberg der Möglichkeit, an den Gerechtigkeitssinn der Mächte zu appellieren; wer selbst bereit war, andere sich unterzuordnen,

mußte sich, wenn er sich auf das Recht berief, sagen lassen, er habe ja ähnliches mit gleichen Mitteln versucht.

Nach den uns zugänglichen Unterlagen besteht kein Zweifel daran, daß die Fürstin — hierin übrigens mit dem Landgrafen, an dessen Treue zum Hause Österreich kein Zweifel sein kann, weithin einig — von all den Hintertüren und Tauschplänen rein gar nichts wissen wollte. Der Plan Kleisers, die Fürstinwitwe Karoline (34) nach Paris zu entsenden, wurde ausgeführt — gegen den ausgesprochenen Willen der Fürstinmutter, die sich davon nicht nur nichts versprach, sondern den Bittgang und Fußfall vor dem Eroberer einer deutschen Reichsfürstin unwürdig fand. (35) Die Sache ging denn auch entsprechend aus. Das berühmt geworde Diktum Napoléons — „*Votre Maison a toujours tenu un peu à l'Autriche*“ — bei der Audienz der Fürstin Karoline vom 22. Mai 1806 faßte im Grunde alles in einem Satz zusammen. (36) Einmal in diesen Monaten scheint auch Kleiser, dessen dem Zeitstil entsprechendes diplomatisches Geschick über wahre staatsmännische Begabung und Grundsätze ging, den Kern der Dinge erfaßt zu haben, wenn er am 25. April schrieb: „Wir haben dem Französ. Hofe wenig zu bieten. Wir haben keinen heiratsfähigen Prinzen! (37)

Unterdessen vollzog sich das Schicksal des regierenden Hauses Fürstenberg. Die Rheinbundakte brachte die Mediatisierung, Fürstenberg wurde unter die Häuser Baden, Württemberg und Hohenzollern aufgeteilt. Mit veränderten Fronten wurde der Kampf fortgesetzt; jetzt ging es um die Erhaltung der einzelnen dem Hause Fürstenberg als Standesherrn verbliebenen Rechte. Zum Hauptgegner mußte das Land Baden werden, das den größten Teil der Besitzungen zugesprochen erhalten hatte. Die badische Position war nicht so günstig wie etwa die württembergische; trotz des in Karlsruhe zur Schau getragenen Hochgefühls war man im Grunde nachgiebiger als in Stuttgart, wo der neue König mit seinen jüngsten „Untertanen“ nach reiner Willkür umsprang. (38) Rasch erkannten die Fürstin und Lassberg, daß es jetzt darum ging, die Präzedenz gegeneinander auszuspielen. Vor allem bemühte sich die Fürstin, sich der Hilfe beider Hohenzollern zu versichern. (39) In den beiden nächsten Jahren gelang es denn auch, in Karlsruhe dies und jenes zu erreichen. (40).

Schwierigkeiten traten in größerem Umfange erst wieder ein, als es im Zuge der erneuten Verschärfung des Gegensatzes zwischen Österreich und Frankreich auf unmittelbares Drängen französischer Kommissäre zu einer schärferen Überwachung der Standesherrn kam. (41) Das geeignete Mittel, auf Fürstenberg einzuwirken, war die

Überwachung der Vormundschaft über den jungen Fürsten. Baden forderte — auf Veranlassung der Franzosen — die Übersiedlung des Landgrafen-Vormunds in das Gebiet des Großherzogtums oder Abgabe der Vormundschaft an die Fürstinmutter, die dazu nach Landrecht in erster Linie berufen war und sich verpflichten sollte, im Stammland des Hauses Fürstenberg Wohnsitz zu nehmen. Der Landgraf dachte nicht daran, dem Erlaß des Bad. Justizministeriums vom 25. März 1809 nachzukommen und sich ins Badische zu begeben. Dagegen erklärte sich die Fürstin zur Übernahme der Vormundschaft bereit. So kam es zur Teilung der vormundschaftlichen Administration: in den böhmischen Gebieten führte der Landgraf sie nunmehr allein, während die Fürstin von Heiligenberg aus immer stärker auf die politischen Geschäfte einwirkte. (42) Ihr Hauptziel war es, Kleisers Einfluß zu schmälern, dem der badische Hof mit dem Amt eines Gegenvormunds die beherrschende Rolle zu sichern versuchte. Der Kampf um die vormundschaftlichen Rechte zeigt uns die Fürstin in einem neuen Licht: mit auffälliger Härte drängt sie auf die Beschränkung der Rechte des Gegenvormunds. Jahrelang zurückgestautes Mißtrauen entlud sich jetzt gegen den Präsidenten. (43) Ihn ganz auszuschalten war vorerst nicht möglich; Kleiser fand Stütze nicht nur am badischen Hof, sondern auch am Landgrafen, der als Agnat Kleisers Kontrollfunktion bejahte, ohne im übrigen seine politische Haltung voll zu billigen. (44) Zunächst hatte die Bereinigung der Vormundschaftssache die glückliche Folge, daß der während des französisch-österreichischen Krieges auf die fürstenbergischen Besitzungen gelegte Sequester aufgehoben wurde. (45) Auch Baden lag an einer Entspannung, nachdem der französische Druck gewichen war. Aus der vorhandenen Korrespondenz gewinnt man den Eindruck, daß sich Kleiser bemühte, der Vormünderin gegenüber die Formen zu wahren, daß er sich aber in seiner Haltung nicht beirren ließ. So mußte es immer wieder zu Zusammenstößen kommen. (46) Sein Hauptaugenmerk galt der Förderung der badischen Beziehungen. So verhandelte er im Sommer 1811 mit den Karlsruher Behörden über die Wiederherstellung der fürstenbergischen Justizhoheit, und zwar mit Erfolg. (47) Solange Baden im Rheinbund verblieb und Napoléons Macht ungebrochen war, war gegen den mächtigen Mann nicht aufzukommen. Erst 1814 trennte man sich in halbwegs freundschaftlichen Formen. (48) Kleiser trat 1814 als Hofrichter beim Hofgericht des Seekreises zu Konstanz in badische Dienste über. (49).

Erst jetzt, im Zuge völliger Umkehrung der politischen Lage, trat Lassberg, als langjähriger Gegenspieler Kleisers bisher im

Hintergrund gehalten, offen als Generalbevollmächtigter der Fürstin auf. Seine betont österreichfreundliche Haltung konnte dem Hause jetzt nur nützen. Damit begann die „Aera Lassberg“. Ihren Höhepunkt fand sie in den heißen Bemühungen des befreundeten Paares, auf dem Wiener Kongreß den Kampf gegen die Rheinbundfürsten in Gemeinschaft mit den anderen Mediatisierten zu führen.

#### IV.

Seitdem der Stern Napoléons sank, knüpften die 1806 ihrer Rechte Beraubten engere Verbindungen untereinander an. Die politische und moralische Schwächung der Rheinbundstaaten wurde nach Kräften benützt. Besonders zwischen den Häusern Leiningen und Fürstenberg kam es zu regem gedanklichem Austausch. Dafür zeugt die aufschlußreiche Korrespondenz, die Fürstin Elisabeth mit dem Fürsten Emich Karl zu Leiningen führte. (50) Während Leiningen seinen Hofrat Miege mit der Förderung der Assoziationspläne beauftragte, diente Fürstenberg vor allem Lassberg als unentwegter Vermittler. (51) Das Ergebnis der Beratungen wurde stark beeinträchtigt durch den überraschenden Tod des Fürsten zu Leiningen (4. Juli 1814). Damit trat im Kampf der Mediatisierten der Graf Ludwig Christian zu Solms-Laubach als Partner neben die Fürstin. (52) Ohne überall miteinander übereinzustimmen, übernahmen sie auf dem Wiener Kongreß die Führung der Mediatisierten. Die weitreichenden verwandtschaftlichen und persönlichen Beziehungen der Fürstin erleichterten ihr eine Führerrolle, von der man in Wien mit hoher Achtung sprach.

Es entspricht dem gesamten Denken dieser Frau, vielleicht auch weiblichem Wesen überhaupt, daß sie Hilfe für die Entrechteten nicht so sehr bei unpersönlichen Mächten und Institutionen, als vielmehr bei Menschen suchte. In ihren Briefen tritt immer wieder dieses persönliche Moment hervor: es gilt gleichgesinnte Menschen zusammenzuführen, dadurch sich gegenseitig zu stärken und im Verein die Mächtigen für die gute Sache zu gewinnen. Der Mann, der dieser Denkensart am nächsten kam, der Fürstin zudem schon aus den Prager Jahren (53) bekannt war, der keinen Augenblick dem Versuch erlegen war, dem Genius Napoléons zu huldigen, war der Reichsfreiherr vom Stein. Mit ihm nahm man, auch durch Lassbergs Vermittlung, den damals und später viele Gemeinsamkeiten mit dem Staatsmann verbanden (54), seit 1813 engste Verbindung auf. (55) In einem Brief aus Langres vom 28. Januar 1814 ließ Stein die Fürstin wissen, daß die Ankunft des zum Negotiatär der

Mediatisierten bestellten Neu-Wied'schen Hofrats Gärtner (56) erwünscht sei, sobald „das herumwandernde Leben der Hauptquartiere geendigt und wir einen festen Wohnsitz genommen haben, welcher nach aller Wahrscheinlichkeit und mit Gottes Hilfe Paris sein wird“. Stein setzt hinzu:

„Mit dieser Äußerung erlauben Sie mir, Gnädige Fürstin, den Wunsch zu verbinden, daß die mediatisierten Fürsten nicht nur die Rechte einzelner Familien zur Sprache bringen, sondern laut für Deutschland eine Verfassung, die den Einzelnen Freiheit der Person und Sicherheit des Eigentums verbürgt, reclamieren, der Grad und die Bewegungsgründe veredeln sich, und sie sind es gewisser, den großen und liberalen Charakter Alexanders zu interessieren. Diesen Wunsch lege ich der geistvollen Fürstin vor und hoffe seine Bewährung“.

Mit der Aufforderung, den Gemeingeist vor dynastische Interessen zu setzen, fand Stein nirgendwo anders im Lager des Hochadeln mehr Verständnis als bei der Fürstin. Wie ein roter Faden zieht sich durch ihre Briefe dieser Jahre das Streben nach Errichtung eines rechtlich und fest organisierten Staatswesens. Was ihr Haus anging, forderte sie Wiedergutmachung, niemals territoriale Vergrößerung. Dem Länderschacher der napoléonischen Periode abgeneigt wollte sie, daß im „neuen großen Vaterland“ jedem sein angestammter Platz gehöre. Ähnlich wie bei Stein mischen sich altrechtliche und aufklärerische Züge. So fand man sich in Wien bei Kongreßbeginn auf dem Boden gemeinsamer Anschauungen. In Stein sahen die Mediatisierten ihren vornehmsten Fürsprecher. Sie täuschten sich nicht — wohl aber in der Einschätzung des politischen Gewichtes, das sie dem „Ideologen deutscher Nation“ beimaßen. Über Stein lief vor allem der Weg zum Zaren. Nachdem schon mehrfache Zusammenkünfte in Wien dem vorgearbeitet hatten, bat die Fürstin den Berater Alexanders um Vermittlung einer Audienz; gleichzeitig übersandte sie Copie einer „très humble requête“, die von der Deputation der Mediatisierten dem Zaren überreicht werden sollte. (57)

Stein hat, wie man weiß (58), das Mögliche für die Interessen der mediatisierten Reichsstände auf dem Wiener Kongreß getan. Seine politischen Ideen gingen allerdings teilweise andere Wege. Rein restaurative Bestrebungen, wie sie von einzelnen Mediatisierten offen geäußert wurden (59) entsprachen seiner politischen Konzeption nicht. Mit der Fürstin, die insoweit eine Ausnahmeerscheinung unter den Standesgenossen darstellte, blieb er in engem persönlichem Kontakt. Ihr Brief vom 11. November 1815 (60) kommt aus einer anderen



Fürstin Elisabeth zu Fürstenberg, geb. Thurn und Taxis  
(1767 – 1822)





Situation, zeugt aber von dem unveränderten Vertrauen, das sie Stein entgegenbrachte.

Über die Tätigkeit der Fürstin auf dem Wiener Kongreß wurde viel gesprochen. Vor allem glaubte man, sie setze vornehmlich auf die Beziehungen zu Lord Castlereagh und (über ihn) zum englischen Hof. (61) In Wirklichkeit ließ sie ihre Beziehungen höchst geschickt nach allen Seiten hin spielen, wobei sie auch den Klatsch der Kongreßteilnehmer nicht scheute. (62) Daß Steins Nachfolger im preußischen Dienst, Fürst Hardenberg, andere Wege als der Staatsmann vom Mittelrhein ging, hinderte sie nicht, über ihn an die preußische Krone zu gelangen. (63) Aber auch mit der Schlüsselfigur des Kongresses, dem Fürsten Metternich, suchte sie in ein politisches Gespräch zu kommen. (64) Der Charakter des wendigen Mannes, der die realen Verhältnisse besser überblickte als alle anderen, den schlaun Talleyrand etwa ausgenommen, blieb ihr suspekt und seine Haltung war ihr unbegreiflich weil sie glaubte, seiner Herkunft nach müsse ihm das Schicksal der Mediatisierten am Herzen liegen. Später, nach dem Kongreß, ließ sie es, ebenso wie Lassberg, an heftiger Kritik nicht fehlen.

Das wichtigste Anliegen aber war und blieb der Fürstin — und ihm diente auch der aussichtslose Versuch, Metternich für ihre Seite zu gewinnen — die unmittelbare Einwirkung auf Kaiser Franz. Die rührenden Bezeugungen von Treue und Liebe zum Kaiserhaus und zur Person des Trägers der Österreichischen Krone, die sich schon in früheren Briefen und vor allem auch in der Korrespondenz mit Leiningen finden (65), tragen deutlich einen romantischen Zug. Mit berechtigtem Stolz weist sie in ihrem Brief, der wohl die in Freiburg i. Br. gewährte Audienz und ein dabei überreichtes Aide memoire unterstreichen sollte, auf die hohen Verdienste Fürstenbergs und seine Erlittenheiten während der napoleonischen Aera hin (66). Den Höhepunkt der Bemühungen der Fürstin um das Herz des Kaisers und ihrer Tätigkeit auf dem Kongreß stellt dann die denkwürdige Audienz vom 22. Oktober 1814 dar. Im Namen der mediatisierten Reichsstände verlas Fürstin Elisabeth als Führerin und Sprecherin einer aus dem Fürsten von Wied-Neuwied, dem Grafen zu Erbach-Erbach, dem Landgrafen Joachim Egon zu Fürstenberg und der Fürstin selbst bestehenden Deputation eine „Anrede an Seine Majestät den Kaiser Franz von Österreich“, worin die Mediatisierten Franz baten, Titel und Würde eines Deutschen Kaisers wieder anzunehmen. (67) Die Antwort des Kaisers lautete tief gerührt, in der Sache aber ausweichend. (68) Bald sollte sich zeigen, daß der unschlüssige Kaiser außer stande

war, mit einer kühnen Erklärung den Kongreß vor vollendete Tatsachen zu stellen. Damit verlief die „Aktion“ im Sande. (69).

Während die Mediatisierten im Laufe der Wintermonate 1814/15 versuchten, den ersten Vorstoß durch weitere Schritte zu ergänzen, baute unterdessen Lassberg eine Adelsvereinigung auf, die den Namen „zur Kette“ erhielt. (70) Im Februar 1815 legte Graf zu Solms-Laubach sein Gutachten über die Wiederherstellung der Kaiserwürde vor (71) und der Hofrat Gärtner wurde nicht müde, die übrigen Mächte für den Gedanken zu gewinnen, schon um dadurch die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Mediatisiertenfrage zu lenken. (72) Die Fürstin entwarf ein neues Schreiben an Kaiser Franz (73), dessen Ton und Ziel sich von der „Anrede“ charakteristisch unterscheidet: man verlangt jetzt nach Sitz und Stimme bei den Beratungen der Mächte. Da drang in die Musiksäle des „tanzenden Kongresses“ der Lärm der Waffen — Napoléon war von Elba aufgebrochen und riß ganz Frankreich mit sich. Der Kongreß stob auseinander. Als die „Herrschaft der 100 Tage“ mit dem Sieg der Verbündeten bei Waterloo ihr Ende fand, hatten die Dinge insgesamt ein anderes Gesicht erhalten. (74) Die Waffenhilfe der ehemaligen Rheinbundfürsten stärkte ihre Stellung; an eine Wiederherstellung des Reiches und der Souveränität der Mediatisierten war nicht mehr zu denken. Der Schutzverband der Mediatisierten zerfiel, auch Lassbergs Kettenbrüder gingen auseinander. Die hochfliegenden Pläne der Fürstin waren gescheitert. Das dürftige Ergebnis jahrelangen Ringens waren einige Privilegien, wie die Deutsche Bundesakte sie den Mediatisierten zugestand. Niedergeschlagen kehrten die Fürstin und Lassberg nach dem Heiligenberg zurück.

Noch einmal erhob sie ihre Stimme, um den Kaiser für einen neuen Vorstoß zu gewinnen. Im Brief vom 18. Juli 1816 fleht sie Franz an, die Eröffnung des Bundestages zu einer Erklärung für die Mediatisierten zu benützen. (75) Dieser letzte, verzweifelte Versuch mußte ins Leere stoßen. Die Welt war weggegeben. Für die ehemaligen Reichsstände war nichts übrig geblieben.

## V.

Die Zeit der von der Fürstin seit 1813 allein geführten Vormundschaft ging dem Ende entgegen. Bald konnte der junge Fürst, Karl Egon II., seine Rechte selbst wahrnehmen. In einer Denkschrift, die sie dem Sohn nach der Volljährigkeitserklärung übergab, legte die Fürstin noch einmal ihre gesamten Bemühungen dar — ein Dokument menschlicher Größe, das dem Fürsten mit sicherer Hand den künf-

tigen Weg wies. (76) Sein nüchterner Sinn hatte sich mit den Tatsachen abgefunden, sein Ziel richtete sich auf die Festigung der Standesherrschaft. Ein letztes Mal schaltete sich die Fürstin ein, als es galt, der von Karl Egon gewünschten ehelichen Verbindung mit Amalie, der Tochter des Großherzogs Karl Friedrich und der Gräfin von Hochberg, die würdige Form zu geben. Mit Nachdruck forderte Elisabeth die Erhebung Amaliens zur Prinzessin von Baden. (77) Mit diesem scheinbar nebensächlichen Gegenstand aber war die Kardinalfrage des badischen Hauses und Landes verbunden: die Ebenbürtigkeit des Hauses Hochberg. Daß Elisabeth dazu beitrug, dem entschlußfähigen Großherzog Karl, dem Gatten einer Napoléonidin, die Ebenbürtigkeitserklärung abzurufen, mußte für die alte Feindin des Korsen größte Überwindung bedeuten. Daß sie sich dazu durchrang, die Hand zur Versöhnung zu bieten und der jungen Fürstin Amalie eine mütterliche Freundin zu werden, ist ein letztes Zeichen ihrer geistigen und seelischen Größe.

Für sich selbst aber verlangte die Fürstin Ruhe. Der alte Freund und Helfer, Joseph von Lassberg, nahm seinen Abschied aus fürstenbergischen Diensten. Mit ihm zusammen saß die Fürstin nun auf dem Heiligenberg oder im stillen Eppishausen, um über altdeutschen Heldenliedern von der Größe der Vergangenheit zu träumen. Vom Wiener Kongreß hatten beide einen unmeßbaren Schatz, die Handschrift des Nibelungenliedes, mitgebracht. (78) Um sie herum baute Lassberg, tätig unterstützt von der Fürstin, seine Sammlung altdeutscher Literatur auf. Auch Stein, der sich aus der Politik gleichfalls in die Geschichte flüchtete, fand bei Elisabeth Hilfe, als es um die Gründung und finanzielle Sicherung des großen Werkes der *Monumenta Germaniae historica* ging. (79) Das alte Reich war untergegangen. Der Versuch, es in der politischen Wirklichkeit neu zu schaffen, war gescheitert. Im Geiste schicksalhaft miteinander verbundener Menschen lebte vergangene Größe weiter.

## Anlagen

**I. Intervention der Eidgenossenschaft bei Napoléon wegen der gegen Fürstenberg gerichteten Zwangsmaßnahmen  
(Dezember 1805 / Januar 1806)**

1. Fürstin Elisabeth an J. v. Lassberg. Instruktion für seine Vorsprache in Schaffhausen. 20. XII. 1805. Entwurf. Dok. Sammlung, F. F. Archiv.

„Gerade vor 14 Tagen schreckte mich die Nachricht der unerwarteten Begebenheiten, unter welchen das Land meines Sohnes nun seufzt, und Sie kennen zu bestimmt mein leidenschaftliches Muttergefühl für den holden Knaben und meine Liebe für die biedern Schwaben, die ich als meine Kinder betrachte, um meinen Schmerz dabei nicht in seiner ganzen Kraft zu würdigen. Durch unsern Reichstagsgesandten war es, daß S. E. der H. L(andgraf) mir die rechtswidrige Besitznahme Unsers Landes melden ließ und mich versicherte, er würde alle Schritte thun, welche dahin führen könnten, ein Mißverständnis aufzuklären, auf welchem allein diese unerhörte Behandlung gegründet sein könne. Zwar beruhigte mich einigermaßen die Ueberzeugung des väterlichen Eifers des würdigen edlen Landgr. — aber wär ich Mutter, wenn es nicht brauste in Kopf und Herz, wenn ich nicht strebte nach eigenem Wirken in diesem großen Moment — wenn ein andrer Gedanke als der Wunsch zu handeln in meiner Seele keimen könnte. Am letzten Posttag kam von Regensburg ein zweiter Brief, noch schien kein Schritt die erwünschte Wirkung gehabt zu haben, ich erfuhr, daß der President in München gewesen und nun von dem Herren L. nach Wien berufen ward. Die Sendungen nach Stuttgart und Carlsruhe weiß ich eigentlich durch hören sagen. Gleich in dem ersten Augenblick, wo mir Schwabens Schicksal bekannt ward, wandte ich mich an S. K. G. den Kur-Erzkanzler. Ich kenne den persönlichen Einfluß des großen schätzbaren Mannes und habe schon seine Versicherung, sich des unterdrückten Waisen nach Möglichkeit anzunehmen — aber wer verdenkt es der Mutter, um Hilfe zu rufen im Geschrey ihrer Angst, wenn dem theuren, dem einzigen Sohn sein Erbtheil, das Land seiner Väter geraubt werden will. Wenn ich in Donaueschingen lebte, so würd ich um mich versammeln alle, die nicht hienaus trieb der Wunsch in fremden Gegenden Schutz zu erhalten, nun bin ich von Euch entfernt, meine Lieben, bin allein mit meinem zerrissenen Mutterherzen und es wird mir Pflicht, seinen Eingebungen zu folgen.

Vielleicht irrt das unerfahrene Weib in den Mitteln, welche sie

ergreift, aber daß solche auf keinen Fall schaden, wohl aber den größten Nutzen stiften könnten, das überzeugt mich ein inneres Gefühl, das mich nie trügt, dem ich immer gefolgt und durch das ich so glücklich war, dem Hause, dessen Namen mein Stolz ist, große Dienste zu leisten. Sie, bester H. v. L., sind derjenige, dem ich auftrage, meinen Plan auszuführen. So viel mir die Maßregeln bekannt sind, die bishero genommen worden sind, glaube ich solche den Umständen angemessen und kann nach der bekannten Einsicht des biedern H. Landgr. und dem klugen Eifer des braven Präsidenten gar nicht bezweifeln, daß alles geschehen ist, was geschehen konnte. Doch hebt sich in meiner Seele ein leiser Zweifel, ob ein Schutz von daher werden kann, woher wir solches erwarten. Wir racourirn am Kaiser der Franken, wie wenn solcher die Theilung unsrer Besitzungen halb beschlossen hätte. Wir negociirn an den Höchsten der benachbarten Kurfürsten; aber sind es nicht vielleicht diese Kurfürsten selbst, die das Land Fürstenberg als ein schönes arrondissement seit langer Zeit im Auge haben? Ist es so, wie können wir auch nur hoffen, daß sie sich der Integrität unsrer Rechte annehmen werden? Warum einen anderen Nachbarn außer Acht lassen, dem es daran liegen kann, daß wir das Erbteil der Väter ungekränkt beibehalten? Der Geist, der mich zu so manchem Unternehmen trieb, das weit über den beschränkten Kreis des Weibes reicht, flüsterte mir den Namen Helvetien ein — und Trost und Hoffnung lebt in mir wieder auf. Ich kenne Ihre reine Anhänglichkeit an unser Haus, lieber Lassberg, seit 200 Jahren ist Ihre Familie damit verwebt und der Sohn der Biedern hat ihre Grundsätze unverletzt in seiner Brust erhalten. Reichen Sie mir die Hand, um mein Vorhaben auszuführen. Hier schließe ich Ihnen einen Brief an die Regierung in Schaffhausen bey, selbst der Namen derjenigen, die die Macht haben, sich der Sache anzunehmen, ist mir unbekannt, aber schon der Namen Schweitzer ruft in mir allen Sinn des edlen und großen hervor und hat mein ganzes Zutrauen. Sie werden so gut sein, die adresse auf dem Umschlag zu machen und diese Note, auf die meine größte Hoffnung ruht, selbst nach Schaffhausen zu bringen. Ich bitte Sie nicht darum, guter L., ich weiß, Sie danken mir mit hochaufwallendem Herzen die Gelegenheit, dem Hause, das Sie lieben, einen wichtigen Dienst zu erweisen. Habe ich mich auch getäuscht in meinem kühnen Hoffen, will oder kann der Schweizerbund sich unserer Sache nicht annehmen, oh so werden Sie es doch nicht bereuen, den ersten Wunsch der Mutter Ihres Herren und Freundes erfüllt zu haben. Nur tiefstes Geheimnis kann meine Absicht befördern, hier handelt sich's nicht um eine Anfrage bey der

provisorischen Regierung, die unter dem Druck der Überwinder stehet. Ihnen allein mit einem redlichen deutschen Herzen, mit einem hellen Geiste und die persönliche Achtung unserer Nachbarn — Sie allein weiß ich in der Ungewißheit, in der ich schwäbe, gewiß an Ihrem Posten. Sie muß ich zur Ausführung meines Planes wählen — gehen Sie nach Schaffhausen, setzen Sie mündlich meinem Briefe hinzu alles, was die edlen Schweitzer bewegen kann, die Sache der Gerechtigkeit mit Eifer zu nehmen. Und der Segen einer lange mit Kummer vertrauten Mutter, der Dank eines bedrängten Hauses, die Hochachtung aller Edlen im Lande sei ihr Lohn. Dann will ich mich freuen, daß der Schutzgeist der Familie mich erkohr, um den Liebling zu retten, und daß ich eben durch Sie die Rettung bewirkte. Ist unser Schritt fruchtbar, so segnet Sie nicht minder mein dankbares Herz, aber wenn es gelingt, wie froh will ich Ihren Namen ausrufen und bekennen, daß ich den Plan nur entwarf und Sie ihn ausführten!

Die Unsicherheit der Posten gewährt mir nicht einmal die Möglichkeit, diesen Schritt S. E. und dem würdigen P. (?) mitzuteilen. Schlägt es fruchtlos, so hab ich niemand compromittiert, denn ich verlangte nur die Vorsprache eines edlen Bundes, einer Nation, die stets mit unserm Haus in freundschaftlichem Verhältnisse stand und der es nicht gleichgültig sein kann, einen ruhigen friedlichen Nachbarn an ihrer Gränze zu behalten. Gottes Segen über Ihrer Sendung und die Versicherung meiner innigsten Achtung. Ich verbleibe Euer Hochwohlgeboren

(gez.) E.

2. Fürstin Elisabeth an die Regierung des Kantons Schaffhausen. dd. Prag, 20. Dez. 1805. Entwurf im F. F. Archiv, Copie im Bundesarchiv Bern, Mediation Bd. 181.

Messieurs! Depuis des siècles la maison de Fürstenberg s'est honorée du titre de Bourgeois de Schafhouse, depuis des siècles les gouvernants de ce canton ont été unis à notre Famille, par les lieux de l'attachement et du voisinage, l'un et l'autre nous avons respecté les limites qui déterminoient notre Territoire, et en dernier lieu quand j'amenai pour la première fois mon fils dans ses Etats une députation de la noble ville de Schafhouse voulut bien se rendre chez nous, pour témoigner la qu'Elle prenoit à cet évènement. J'ai vu les respectables Députés partager l'interêt qu'inspire le fils d'un homme, qui est mort en Héros, dans les plaines glorieuses de Liptingen (1), je les ai vu jouir des qualités précosses, qu'annonce ce jeune enfant, je les ai vu applaudir aux sages mesures que prenoit son digne Tu-

teur pour le bienêtre du petit Etat, dont il est pendant la minorité le Régent, et accorder leur estime à son mère. Aujourd'hui Messieurs ce ne sont pas des sensations agréables, que j'ai à Vous faire partager, j'appelle Votre attention sur un attentat entreprit contre les possessions de Votre voisin, de Votre ami. Vous ne pouvés ignorer, que par un arrêté de Mr. l'Empereur des Français exécuté par le Marechal Augerau la Principauté de Furstenberg a été traitée en pais de conquete sous le vain (2) prétexte, que nous avions donné notre Contingent à l'Empereur d'Allemagne; nous n'avons pas été dans le cas de fournir un seul homme à S. M. et le Général Augerau pouvoit savoir mieux que personne, puisqu'il venoit de plusieurs jours dans le pais avec son Corps. Il m'est impossible de penser que cet état de chose puisse durer, mais si un pais pouvoit convenir à nos puissants voisins, et que l'Empereur Napoléon en ait projeté le démembrement, je Vous demande Messieurs, si nos malheurs seroient de peu d'importance pour Vous mêmes? Cette Constitution male et respectable qui a valu à la Suisse la vénération de l'Europe, ne courrait elle aucun risque, si un voisin formidable touchait à Votre Territoire? Qu'auriez Vous à attendre de la justice du maitre au pouvoir du quel tombroit le pais de Furstenberg, s'il avoit pu sans scrupule depouiller un Orphelin sans defense de l'héritage de ses Pères! C'est au sein de la liberté, Messieurs que se maintiennent les principes dans toute leur pureté, c'est à une Nation loyale et libre qu'une Mère peut avec confiance adresser sa plaintes, sure d'être entendue et de trouver des coeurs prêts à épouser une cause aussi juste que sacrée. Veuillez prévenir en faveur de cette chose toute la Confédération Helvetique, et s'il pouvoit etre question de demembrer notre Pais, interessés Vous par la voi de la négociation générale en faveur d'un Orphelin, qui promet à la génération future d'un petit peuple honnête et sensible, un maitre digne de la rendre heureuse. Qu'il me sera doux alors de lui conter l'histoire des jours orageux de son enfance, et de la protection vigoureuse, qu'il a trouvé chez ses respectables voisins! L'influence de Votre gouvernement ne m'est pas inconnue, Messieurs; pouvez Vous en faire un plus noble usage qu'en la faisant servir à la defense d'un enfant injustement opprimé? (3). L'estime des peuples contemporains est la recompense d'une action magnanime, l'opinion de la postérité ajoute à sa gloire. Pesés à la balance des grands Etats nous disparoissons sans doute, mais il s'agit de conserver un peuple fidèle à un maitre qu'il a l'habitude de chérir, et les bénédictions de plus de 80 mille ames, que Vous attrés sur Vos têtes en leur accordant Votre médiation, Messieurs, ne peuvent Vous etre indifférentes. Ma reclamation de Votre inter-

vention puisante n'a probablement pas les formes legales que l'usage prescrit, mais c'est le cri d'une Mère, qui s'élève vers Vous, et Vous etes dignes de l'entendre. C'est donc à Vous, Messieurs, que je remet le soin de traiter en notre faveur avec la confédération, de m'obtenir son secours; j'ignore les formalités, mais je me crois savante dans l'art de distinguer ceux dont le caractère national exige une confiance sans bornes. Une voix interieure m'a commandé de recourir à Vous et le lui obeis avec joie, parcequ'il est doux de tout espérer de ceux, que l'on estime.

Recevez l'hommage des sentiments distingués, avec les quels je suis, Messieurs, Votre très humble servante

Elisabeth

Princesse Douarière de Furstenberg née Princesse  
de la Tour et Taxis (4)

Prague 20 Dec. 1805

(1) Der Entwurf hat: „dans la journée victorieuse de Liptingen“.

(2) „vain“ in der Berner Copie eingeklammert.

(3) Die Berner Copie hatte denselben Wortlaut, veränderte dann aber diesen Satz zugunsten einer den Franzosen schmeichelhafteren Wendung.

(4) Die Copie trägt den Beglaubigungsvermerk des Kanzlers Siegrist.

3. Bürgermeister u. Rat des Kantons Schaffhausen an den Landammann der Eidgenossenschaft.  
3. Januar 1806. Or. Bundesarchiv Bern, Mediation Bd. 181.

Hochgeachter Herr Landammann!

Von Ihrer Durchlaucht der verwittibten Fürstin von Fürstenberg, Mutter des durch seine Geburt zum künftigen Regenten jenes Fürstenthums bestimmten noch minderjährigen und unter Vormundschaft stehenden Prinzen, ist Uns dasjenige Schreiben zugekommen, von dem wir Ew. Excellenz in Anlage eine Abschrift mitzutheilen die Ehre haben.

Unfähig dem in diesem Schreiben, mit so vieler Wärme und unverkennbarer Wahrheit ausgedrückten Gefühl mütterlicher Zärtlichkeit, und der Bitte einer für die Erhaltung des Erbtheils Ihres unschuldigen Prinzen besorgten Mutter um Unsern Beystand zu widerstehen, finden Wir uns gedrungen, Ew. Excellenz mit den Wünschen dieser, wegen Ihren persönlichen Verdiensten allgemein geschätzten Fürstin, mit deren alten Fürstenhauß Unser Kanton von jeher — eine kleine in dem gegenwärtigen Augenblick obwaltende Grenz-Differenz abgerechnet — in den freundschaftlichsten nachbarlichen Verhältnissen gestanden ist, bekannt zu machen, und vermit-



telst dessen auch Ihr eigenes Mitgefühl für diese würdige Dame und Ihren verwaysten Prinz in Anspruch zu nehmen. Wir sind indessen nicht gemeynt, Ew. Excellenz zumuthen zu wollen, diese Angelegenheit des Fürstl. Hauses Fürstenberg zur Sache gemeiner Eydgenossenschaft zu machen, und Wohldieselben zu Schritten zu veranlassen, die den Schein diplomatischer Unterhandlung gewinnen könnten. Unsere Absicht ist lediglich die, eine Handlung der Humanität gegen ein stets freundschaftlich gegen Uns gesinntes Fürstenhaus auszuüben, nicht aber Uns in das Interesse fremder Staaten zu mischen. Wir schränken Uns daher auch nur darauf ein, Ew. Excellenz zu bitten, als Landammann der Schweiz, und wenn Sie anders zweckmäßig erachten, gegründet auf Unser Ansuchen das Anliegen der verwitweten Fürstin von Fürstenberg durch Ihre Empfehlung bey Sr. Mayestät dem französischen Kayser zu unterstützen, und sich directe bey Allerhöchst derselben zu Gunsten des minderjährigen Prinzen gefälligst zu verwenden.

Aus diesem Gesichtspunct betrachtet, sollte eine solche Empfehlung keinen nachtheiligen Eindruck hervorbringen, vielmehr versprechen Wir uns davon — wenn anders Ew. Excellenz Unsern Ansichten beyzupflichten belieben — einen wenigstens nicht ganz ungünstigen Erfolg.

Wir legen daher die Leitung dieser Angelegenheit zutraulich und voll in die Hände Ew. Excellenz, überzeugt daß es Wohldenselben nicht unangenehm seyn wird, Ihre wichtige Laufbahn mit einer Handlung des Wohltuns zu beginnen, die, sie mag nun gelingen oder nicht, der Ehre und der von jeher behaupteten loyalen Denkungsart der Schweizer Nation keinen Nachtheil zu bringen im Stande ist.

Wir benutzen annebends die gegenwärtige Veranlassung um Unser lebhaftes Vergnügen an der Veränderung Ew. Excellenz, durch die Sie verfassungsmäßig zu der Würde eines Landammans der Schweiz gelangt sind, zu bezeugen, und Wohldieselben zu versichern, daß Wir an diesem Ereignis den aufrichtigsten Antheil nehmen und vollkommen überzeugt sind, daß Ihr Eintritt in einen so ausgebreiteten Wirkungskreis Unserm Schweitzerischen Vatterland die angenehme Gelegenheit verschaffen wird, Ihre Verdienste um dasselbe ihrem ganzen Umfang nach kennen zu lernen und behörend zu würdigen.

Indem Wir Ew. Excellenz noch insbesondere das Interesse Unsers Kantons auf das angelegentlichste empfehlen, Uns selbst aber gegen Sie zu allen dem verpflichten, was das Wohl der ganzen Eydgenossenschaft und dasjenige Unseres Kantons zu befördern im Stande ist, schließen Wir mit der dringenden Bitte, daß es Ew. Excellenz gefallen möchte, Uns von Ihren Gesinnungen in Absicht des Ansuchens

der Fürstin von Fürstenberg gütigst zu benachrichtigen, und gefälligst den Bedacht zu nehmen, daß das Schreiben dieser Fürstin nicht etwa durch Einrücken in öffentliche Blätter, eine für die Verfasserin wo nicht wirklich nachtheilige, doch wenigstens unangenehme Publizität erhalte.

Genehmigen anebens Ew. Exzellenz nebst der Versicherung Unserer ausgezeichneten Hochachtung auch Unsere aufrichtige Empfehlung in den Macht-Schutz des Allerhöchsten.

Gegeben den 3. Jenner 1806.

Bürgermeister und Rath des Kantons Schaffhausen

Der Amts Bürgermeister

Stierlin.

Für den Kleinen Rath: Der Staatsschreiber

Siegerist.

4. Antwortschreiben des Landammanns an die Regierung des Kantons Schaffhausen. 8. Januar 1806. Entwurf im Bundesarchiv Bern, Mediation Bd. 58 Nr. 25.

„Hochgeachte Herren!

Den mir durch ihren verehrten Erlass vom 3. Jänner vorgetragenen wichtigen Gegenstand habe ich in reife Beherzigung gezogen und gestehe freymüthig, daß ihre Empfindungen über die Lage der verwittweten Fürstin und des jungen Prinzen von Fürstenberg und der geäußerte Wunsch denselben bey dem Kaiser Napoleon zu einem gerechten und gnädigen Gehör verhelfen zu können, auch die meinigen gewesen sind. Der Schritt, welchen Sie deshalb gegen mich gemacht haben, macht gewiss, hochgeachte Herren! Ihrem Herzen und ihren Grundsätzen Ehre. Ich lasse mich durch keine Bedenklichkeit abhalten, demselben insoweit Folge zu geben, als es unsere Verhältnisse gegen Frankreich und die bey den gegenwärtigen critischen Umständen von uns übernommene stille und bescheidene Rolle es immerhin erlauben mögen.

Mit dem heutigen Curier setze ich also S. Kaiserlich Französische Majestät in Kenntnis des Begehrens Ihrer Durchlaucht der Frau Fürstin und der lebhaftesten Theilnahme, welche die Schweiz an den Schicksalen dieses von jeher mit ihr in guter Freund- und Nachbarschaft gestandenen fürstlichen Hauses nehmen muß. Dieses geschieht durch unmittelbare Mittheilung an den Kaiser, denn die Sache eignet sich überhaupt gar nicht zu einer Behandlung auf dem ministeriellen Wege, noch nach den für eigentliche Geschäfte angenommenen For-

men. Aus dem gleichen Grund glaubte ich ferner der Grossmuht und Gerechtigkeit des Kaisers die auf unsere Empfehlung zu nehmende Rücksicht eher anheimstellen zu sollen, als daß ich bestimmt die Zurücknahme eines bereits ergangenen Decrets begehrt hätte. Vor allem auch war es nehmlich meine Pflicht dafür zu sorgen, daß der Schritt selbst nicht unbescheiden vorkommen möchte.

Endlich, hochgeachte Herren! darf ich Ihnen nicht verhehlen, daß ich in dem Schreiben der Frau Fürstin einige Ausdrücke zu verändern und sogar ganze Stellen auszulassen fand und dies zu thun mich berechtigt glaubte, weil sonst selbige sehr leicht dem erwünschten Erfolg unserer Verwendung Hindernisse hätte in den Weg legen können.

Bey Allem dem ist dem Wunsch der Frau Fürstin, insoweit es von uns abhing, vollkommen entsprochen worden. Meine hochgeachte Herren haben demnach die Pflicht der Freundschaft und zu gleicher Zeit jene der Gerechtigkeit erfüllt. Der Lohn selbst liegt in mächtigeren Händen; Mögen dieselben sich bey diesem Anlass, so wie überhaupt in der Berücksichtigung unserer Interessen wohlthätig und freygebig zeigen!

Ich bitte, hochgeachte Herren, die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung zu genehmigen."

## II. Fürstin Elisabeth an Minister vom Stein.

11. Nov. 1815, Donaueschingen. Dokumentensammlung, F. F. Archiv.

„Die Nachricht, dass E. E. sich in Frankfurth befänden und einen wesentlichen Anteil an den Verhandlungen des nächst zu eröffnenden Bundestages nehmen würden, hat mein durch die in Wien gemachten traurigen Erfahrungen tief gebeugtes Gemüth in Wahrheit aus dem Schlummer der Hoffnungslosigkeit erweckt; denn wenn ein Mann wie Sie wieder das Ruder ergreift, muß das von den Wellen der Herrschsucht und Parteilichkeit heftig angefallene Schiff Germaniens nicht ohne Rettung sein. Die Güte, mit welcher E. E. mich von dem ersten Augenblick an, wo mir die Ehre Ihrer Bekanntschaft wurde, anzuhören geuheten, das Wohlwollen, welches Sie mir in jeder Gelegenheit zeigten, und vor allem das feste Vertrauen in den deutschen Sinn eines der ersten Freunde des Rechts, welchen Unser Vaterland verehrt, gibt mir Mut, eine Frage an E. E. zu richten, welche der einsichtsvolle Freiherrn vom Stein am bestimmtesten zu beantworten vermag: ist über den schuldlosesten Teil der ehemaligen Reichsstände, über die sogenannten Mediatisierten, der Staab in den unverantwortlichen Verhandlungen des Wiener Congresses wirklich gebrochen worden

oder dürfen die Unterdrückten in corpore oder teilweise ihre Wiedergeburt von dem Bundestag erwarten?

Vertrauensvoll richtet eine deutsche Frau an den edlen deutschen Mann diese Frage und sein Ausspruch wird ihre Schritte leiten. Wahrlich alle Bitterkeiten, die mir den Aufenthalt in Wien zu einer der peinlichsten Epoquen meines Lebens machten, würden mich nicht abschrecken, abermals in Frankfurt meinen Mitunterdrückten allen Beistand zu bieten, welchen die Mitwirkung eines Hauses wie Fürstenberg (das seine durch Jahrhunderte mit Blut besiegelte Treue an Kaiser und Reich, ein Land von einigen 40 Quadratmeilen und beinahe 100/m Untertanen an die Spitze derjenigen setzen, welche die gegründete Hoffnung der Wiedereinsetzung hoffen dürften) zulässt. Aber wieder furchtlos zu kämpfen und die Stimme der Wahrheit erschallen zu lassen, um sie wie weiland die Stimme in der Wüste verhallen zu sehen, dazu fühle ich keinen Beruf. So lange die Vernunft uns einen möglich befriedigenden Ausgang vorspiegelt, ist es Pflicht, keine Mühe, keine Beschwerlichkeit zu scheuen, und gewiss doppelte Pflicht für die Mutter, die dem einzigen Sohn sein Erbteil wieder zu erkämpfen mit jeder Aufopferung bereit sein soll, aber zwecklos zu arbeiten überschreitet die Grenzen der Verpflichtung.

Dahero wage ich es, E. E. recht inständig zu bitten, durch ein paar gütige Zeilen meine Schritte in dem gegenwärtigen Augenblick zu leiten. Die Voraussetzung, daß es keiner Entschuldigung bei E. E. bedarf, ist eine neue Huldigung, dem edlen Manne geweiht, von dem wir Deutsche so grosse Dinge für das Wohl des Vaterlandes zu erwarten uns berechtigt glauben. Genehmigen E. E. dieselbe wie den Ausdruck der gränzenlosen Hochschätzung, mit welcher ich die Ehre habe zu verharren ...“

### III. Fürstin Elisabeth an Kaiser Franz.

1. Entwurf eines Briefes an den Kaiser v. Juli 1814.  
Dokumentensammlung, F. F. Archiv.

„Da mir E. Majestät das lang ersehnte Glück gewährt haben, Ihnen meine tiefste Ehrfurcht mündlich bezeugen zu dürfen, so müssen Sie auch die Gnade haben zu erlauben, daß ich den wichtigsten Augenblick meines Lebens benutze, vor dem Monarch, der ein wahrer Vater seiner Völker ist, mein Herz ganz auszuschütten.

Wie es uns während der Zeit, seit ein feindseliges Schicksal Teutschland von seinem rechtmässigen Oberhaupt getrennt hat, ergangen ist, wissen E. M. so gut als ich. Fürstenberg, der erste unter den katholischen weltlichen Reichsfürsten, wurde suprimiert und andere

unbedeutende kleine Reichsstände wurden, aus persönlichen Rücksichten, conserviert

Fürstenberg hat mit dem durchl. Hause Habsburg mütterlicherseits eine Abstammung Rudolph der I. Graf von Habsburg und Heinrich der I. Graf von Fürstenberg hatten Berthold den Herzog von Zähringen (den Erbauer von Freiburg) zum gemeinschaftlichen mütterlichen Urgrossvater. Diese Tatsache ist so offenbar wahr, daß E. M. täglich, wenn Sie in dem hiesigen Münster dem Allerhöchsten für die verliehenen Siege danken und ihn um neue zum Wohl Ihrer Völker anflehen, die Beweise hieran schon an dem Eingang in dem Wappenschilde von Fürstenberg und in dem Chor auf den Grabsteinen sehen können. Freiburg war eher Fürstenbergisch als Oesterreichisch. Von den frühesten Zeiten an hielten die vom Namen F. immer fest und unzertrennlich bei Oesterreich. 17 fielen in den Schlachten dieses Hauses und des deutschen Reiches, der letzte noch vor wenig Monaten bei Dresden. Diese über ein halbes Jahrtausend alte, unerschütterliche Treue an Oesterreich war F. Unglück, so wie sie noch immer sein Stolz und sein Trost ist. F., so wurde bei K. Nap. angegeben, hätte 1805 dem K. v. Oesterreich Truppen gegeben. Bei Stiftung des Rheinbundes erinnerte sich Napoléon wieder Fürstenbergs, auf was für eine Art zeigte seine Mediatisierung. Was Fürstenberg nach dieser gelitten, ist mit wenig Worten nicht zu sagen. Kurz: es wurde von allem Versprochenen nichts gehalten.

4 Stunden von hier wurde R. v. Habsburg geboren, hier sind die Gräber der gemeinschaftlichen Ahnen. E. M. haben Oesterreich wieder den Glanz gegeben, den unglückliche Ereignisse auf einen Augenblick verdunkelt hatten; darf F. nicht hoffen, daß der Monarch, der v. allen dieses Weltteils der reichste an Liebe ist, sich der alten Dienste, der alten Treue mit Wohlwollen erinnert und diesem Hause zu seinem gewaltsam entrissenen Eigentum wieder verhelfen werde?

Hier steht der einzige Sohn, der letzte Sprosse der fürstenb. Linie dieses Hauses — 90 000 Seelen zählte er einst unter seine Untertanen und auch eben so viele Herzen; alle diese Herzen waren österreichisch, so wie die Herzen ihrer Fürsten — sie sind es noch und es kostet E. M. nur ein einziges Wort, so ergreifen sie alle die Waffen für Ihre, für die allgemeine Sache Deutschlands — dies Wort heisst: Fürstenberg ist wieder teutscher Reichsstand.

E. M. haben Hannover, Braunschweig, Nassau, Oranien, Oldenburg, die Hansestädte, ja selbst Frankfurt wieder hergestellt. Soll das treue Fürstenberg nicht hoffen dürfen, Ihrem Vaterherzen ebenso nahe zu sein? Der Gott, der uns die Kraft gab, unsere schweren Leiden mit Muth zu tragen, wird die Hoffnung auf das Herz unseres

geliebten Monarchen nicht zu schanden werden lassen. E. M. müssen mir verzeihen, daß ich Sie so lange behellige — der entscheidende Augenblick kommt nur einmal im menschlichen Leben, jetzt mußte ich sprechen oder nie. Nicht das Herz zu rühren, das ohnedies väterlich allen Herzen seiner Untertanen entgegenschlägt, bin ich gekommen, E. M. die wahre Ansicht unserer Sache zu geben mußte ich trachten. Erlauben Sie, gnädigster Monarch! in einem Memoire es mit mehr Ausführung zu thun. Ich habe nun noch mich und mein Haus in die höchste Huld zu empfehlen — hier steht mein Sohn, seien E. M. der Vater einer Waise, deren Vater sein Blut für Sie und die gute Sache vergossen hat, dessen Grossvater so lange Jahre mit der vollen Zufriedenheit der unsterblichen M. Theresia dem Königreich Böhmen vorstand und der wie seine Väter bereit ist, sein Blut mit Freude für E. M. und das teutsche Vaterland zu vergiessen. Für mich habe ich um nichts zu bitten, ich bin ein teutsches Weib und wenn Teutschland seinen Kaiser und durch ihn seinen alten Namen wieder erobert hat, so sind alle meine Wünsche erfüllt.“

2. „Anrede“ der Fürstin bei der Kaiseraudienz v. 22. Okt. 1814. Entw. Dok. Slg. F. F. Archiv. Vgl. J. L. Klüber, Acten d. Wiener Congr. I, S. 37 f.

„Das Zutrauen meiner Mitstände verschafft mir das Glück, vor dem Angesichte Euer Kaiserl. Majestät zu erscheinen. Ich könnte in Verlegenheit seyn, vor dem größten Monarchen zu sprechen, wenn unsere Sache nicht die gerechteste wäre, welche je vor dem Thron E. Kais. Maj. gebracht worden ist.

Die vor E. K. M. unterthänigst erscheinenden teutschen Reichstände u. ihre Familien haben seit unfürdenklichen Jahren mit unerschütterlicher Treue an Teutschlands Constitution und dem Erl. Kaiserhaus gehalten: diese Treue an Kaiser u. Reich haben ihre Väter u. Ahnen zu allen Zeiten und noch im letzten entscheidenden Feldzuge, sie selbst und ihre Kinder mit dem Blute besiegelt. Dafür aber sind sie von ihren angeborenen Rechten, von dem wohlverworbenen Erbe ihrer Ahnen, ja sogar von ihrem Eigenthume verdrängt und von ihren Unterdrückern in einen schlimmeren Zustand versetzt worden als der letzte ihrer vormaligen Untertanen.

Aus den Händen der gerechten und weisen Monarchen, welche Europa die Ruhe nicht nur wieder geben, sondern auch sichern wollen, erwarten die Beraubten vertrauensvoll die Zurückgabe ihres väterlichen Erbes u. der unveräußerlichen Rechte ihrer Häuser.

Indem ich E. K. M. unsere in gegenwärtiger Schrift enthaltene

unterthänigste Bitte in tiefster Ehrfurcht zu Füßen lege, (1) darf ich im Namen so vieler treuer deutscher Reichsstände das Wort aussprechen: dass wir weder Ruhe noch Sicherheit in Deutschland und keine Gewährleistung irgendeiner Verfassung voraussehen, wenn nicht der Vater so vieler und so grosser Völker sich bewegen lässt, auch Unser Vater und Kaiser wieder zu werden.

Gottes Gnade, die Uns bis hierher geführt hat, wende das Herz Unseres guten Kaisers wieder zu Uns und lenke seinen Willen, auf daß er zu Deutschlands Heile wieder nach dem Besitze desjenigen greife, was in anderen Händen notwendig ein Keim zu innerer Zerrüttung und sogar eine Waffe gegen ihn selbst und seine Staaten werden müsste."

(1) Die Denkschrift sh. b. Klüber aaO. S. 38 ff.

3. Antwort des Kaisers an die von der Fürstin Elisabeth zu F. geführte Delegation mediatisirter Reichsstände. (Nach Klüber, Acten S. 38).

„Ich habe meine lieben Teutschen kennen gelernt, und es ist mir unendlich rührend und schmeichelhaft, den Ausdruck dieser Anhänglichkeit neuerdings zu vernehmen. Glauben Sie sicher, daß ich alles, was in meinen Kräften steht, anwenden werde, um Teutschlands Ruhe und Wohlfahrt für die Zukunft zu sichern. Ich bin schon von mehreren Seiten angegangen worden, die teutsche Krone wieder anzunehmen, und es ist auch mein Wunsch, wenn dessen Erfüllung sich mit dem Interesse meiner eigenen Länder vereinigen läßt. So gerührt ich durch Ihre Anrede bin, so wenig bin ich in Verlegenheit Ihnen zu antworten; denn ich habe keinen anderen Wunsch noch Willen, als den nach Recht und Gerechtigkeit und dass jedem das Seine wieder werde. Sie werden auch aus dem Verlaufe der Verhandlungen sehen, dass dies mein steter und einziger Wille war. Ich weiss nun, was die Teutschen für ein gutes und braves Volk sind, und Sie können darauf zählen, dass ich Ihr gerechtes und billiges Verlangen, so viel an mir liegt, unterstützen werde.“

4. Fürstin Elisabeth an Kaiser Franz.

Wien, 16. Febr. 1815. Entw. F. F. Archiv.

„Der entscheidende Augenblick ist endlich gekommen, wo mit dem Schicksale Teutschlands auch jenes der unterdrückten Reichsstände ausgesprochen werden soll.

Wären die Fesseln, welche sie 8 Jahre lang trugen, auch verdient gewesen, so hätten die Erklärungen der Monarchen, dass der

Rheinbund gesprengt sei u. jene der Rheinbundfürsten, dass sie demselben entsagt hätten, für hinlänglich berechtigt, sich wieder in den Besitz ihres geraubten Eigentums zu setzen: aber nicht selbst nehmen wollten sie ihr Recht, sondern aus den Händen derjenigen erhalten, welche sie für die Befreier und Wiederhersteller Deutschlands ansehen.

Aus dem festen Vertrauen auf die Retter Deutschlands u. die von ihnen wiederholten Versicherungen, aus dem innigen Bewusstsein ihrer gerechten Sache entsprang die stille Ruhe, mit welcher sie bishero der Entscheidung ihres Schicksales entgegengeharrt, und die fromme Geduld, mit welcher sie bis zu diesem Augenblick die sich immer mehr steigende Unterdrückung ihrer unermüdlichen Quäler ertrugen. Wiederholt haben sie bei den zum Kongresse versammelten Ministern der hohen Mächte ihre Leiden u. ihre unverjähbaren Rechte schriftlich u. mündlich vorgestellt, wiederholt haben sie gebeten, angehört und bei den Beratungen über die deutsche Verfassung zugelassen zu werden. Keine Gnade, keine Begünstigung, nicht einmal eine Entschädigung, nur Gerechtigkeit, nur ihr klares, ihr unwidersprechliches Recht haben sie verlangt.

Dem Vernehmen nach ist jenen Fürsten Deutschlands, ja sogar den freien Städten, welche bishero den Siz in dem deutschen Comitté nicht hatten, derselbe bewilliget worden: ganz Deutschland wird diesen Beschluß als einen Akt der Gerechtigkeit ansehen u. sich desselben freuen: aber sind denn die Ansprüche der unterdrückten Reichsstände weniger gerecht? Soll denn das Gericht Napoléons, das teutsche Fürsten und Länder ohne Anklage und Verhör zum politischen Tod verurteilte, auf dem von jenen Monarchen angeordneten Congresse erneuert werden, welche diesen Krieg selbst als einen heiligen anriefen, was er nur dann ist, wenn er für das heiligste aller Rechte und für Zurückgabe des geraubten Eigentums geführt wurde.

In diesem wichtigen Augenblicke sind alle Augen auf Franz, den Vater seiner Völker, den milden, den frommen, den gerechten Franz gerichtet. Was für wichtige Gründe auch bishero E. M. mögen behindert haben, öffentlich und laut als der Beschützer u. Verteidiger der unterdrückten teutschen Reichsstände aufzutreten: jetzt sind alle Hindernisse aus dem Wege geebnet, da die in seinem Konstitutionsplane für die Unterdrückten geäußerten Grundsätze sich so sehr zur Milde hinneigen. Hannover hat schon vom Anfang des Kongresses an günstige Gesinnung für Uns ausgesprochen; es hängt also offensichtlich unser Schicksal von E. M. Aussprüche ab.“ (Schluß fehlt).



5. Fürstin Elisabeth an Kaiser Franz.  
Donaueschingen, 18. Juli 1816. Cop. im F. F. Archiv.

„Euere K. K. Majestät!

haben allergnädigst geruht mich mit so vielen und so gnädigen Ausdrücken des höchsten Wohlwollens und der aufrichtigsten Theilnahme an den traurigen Schicksalen meines fürstl. Hauses zu beglücken, Allerh. Dieselben haben mich wiederholt gnädigst hoffen lassen, dass Allerh. Sie Ihren hohen vielvermögenden Einfluss zur Verbesserung dieses Schicksals (welches mein Haus blos seiner verschütterlichen Treue an Kaiser und Reich zu verdanken hat) gnädigst verwenden würden.

Die Wiener Congressacte hat Fürstenbergs Lage nicht nur nicht verbessert, sondern selbst noch unter den ihm durch die Rheinbundacte verheissenen Zustand herabgesetzt: allein auch diese Stipulationen sind nach Jahr u. Tag noch nicht in Erfüllung gegangen und der erste unter den katholischen weltlichen Reichsständen wird in diesem Augenblicke noch wie der letzte seiner ehemaligen Unterthanen und in manchem Bezüge noch schlimmer behandelt. Fürsten, die zuvor weder Souveränität noch Reichsstandschaft hatten, sind seit dem Wiener Congress durch Allerh. Begünstigungen zu wirklichen Souverainen erhoben worden. Weit entfernt, den allgemein anerkannten Verdiensten dieser edlen Prinzen zu nahe zu treten, wünscht Fürstenberg ihnen vielmehr vom ganzen Herzen Glück zu ihrem Loose. Allein, Allergnädigster Kaiser u. König, geruhen E. M. gnädigst zu erlauben, daß auch ich des Blutes von siebenzehn für Deutschlands Ruhm und Wohl auf dem Felde der Ehre gefallenen Mitglieder eines Fürstenhauses erwähne, von dem E. M. glorreicher Ahnherr Rudolph von Habsburg in öffentlichen Urkunden sagte, dass es Blut von seinem Blut und Gebein von seinem Gebein sey.

Der deutsche Bundestag soll seiner Eröffnung nahe seyn und das Schicksal der unterdrückten Fürstenhäuser auf immer entschieden werden. Darf ich in diesem wichtigen Momente noch einmal meine flehenden Hände zu dem besten Monarchen erheben? Eurer Majestät väterliches Herz versagt mir diese Gunst nicht und ich wage es somit alleruntertänigst zu bitten, womit Allerhöchst Dieselben allergn. geruhen mögen, Allerh. dero Plenipotenz am deutschen Bundestage zu beauftragen, Oesterreichs vielvermögenden Einfluss zu Gunsten meines fürstlichen Hauses zu verwenden.

Durch diese allerh. Gnade werden sich E. M. ein unvergängliches Monument aller jetzt und künftig lebenden Fürstenberger stiften und

die alleruntertänigst Unterzeichnete nicht aufhören, in dem Gefühle des heissesten Dankes den Allerhöchsten für die Tage E. M. anzuflehen.

E. K. K. Maj. allerunterthänigste

Elisabeth verwitwete Fürstin zu Fürstenberg geborene Fürstin zu Thurn und Taxis Vormünderin“.

Donaueschingen den 18. Juli 1816.

## Anmerkungen

- (1) Zum Bild dieser Staatenwelt vgl. mein 1950 erschienenes Buch „Der deutsche Südwesten in seiner territorialstaatlichen Entwicklung.“
- (2) Für Baden: W. Andreas, *Gesch. d. bad. Verwaltungsorganisation und Verfassung 1802/18* (I, 1913); E. Arndt, *Vom markgräfl. Patrimonialstaat zum großh. Verfassungsstaat Baden*, ZGO, 101 (1953), S. 157 ff., 436 ff. Für Württemberg: E. Hölzle, *Württemberg im Zeitalter Napoléons und der deutschen Erhebung* (1937); H. B. Graf v. Schweinitz, *Die staatsrechtl. Stellung d. Mediatisierten u. d. Rheinbundverfassung in Württemberg*, *Jahrb. d. Hist. Vereins f. Württ.-Franken* (1954) S. 269 ff.
- (3) J. F. Hoff, *Die Mediatisiertenfrage i. d. Jahren 1813/15* (1913).
- (4) Anschaulich geschildert von G. Wild, *Das Fürstentum Leiningen vor und nach d. Mediatisierung*, *Mainzer jur. Diss.* 1954, insb. S. 107 ff.
- (5) Dafür sorgte vor allem das große Aktenwerk von J. L. Klüber, *Acten d. Wiener Kongresses* (1814 ff.), Aus der älteren allg. Literatur vgl. noch G. Gervinus, *Gesch. d. 19. Jahrh.* I (1855) S. 174 ff.
- (6) So schon bei Hoff aaO. S. 43 ff. Vgl. K. S. Bader, *Zur Lage und Haltung d. schwäb. Adels am Ende d. alten Reiches*, *Zs. Wttbg. LG.* V (1942) S. 375 ff. Neuerdings A. v. Platen, *Karl Egon II Fürst zu Fürstenberg* (1954) S. 7 ff.
- (7) Wir stützen uns im folgenden in der Hauptsache auf die im F. F. Archiv Donaueschingen verwahrten Urkunden und Akten, vor allem auf die Dokumentensammlung im Nachlaß der Fürstin, die bisher nur C. B. A. Fickler in Bd. IV (S. 331 ff.) zu Münchs *Gesch. d. Hauses und Landes Fürstenberg* (1847) oberflächlich benützte. G. Tumbült, *Das Fürstentum Fürstenberg* (1908) zieht für den Schlußteil seiner Darstellung, der die Mediatisierungsvorgänge behandelt, diese Quellengruppe nicht heran, woraus sich im folgenden mancherlei nicht unwichtige Ergänzungen ergeben. Einige Dokumente daraus bringt jetzt auch v. Platen aaO.
- (8) So ständig J. v. Lassberg im Briefwechsel mit den Freunden. „Eine große deutsche Frau“ nannte sie nach Lassbergs Bericht an den Fürsten Karl Egon II. v. 25. VIII. 1825 (F. F. Archiv, Priv. Reg.) anlässlich eines Besuches auf dem Heiligenberg sogar der Königin v. Württemberg, dessen erbitterte politische Gegenspielerin sie gewesen war.
- (9) Münch-Fickler IV, S. 277.
- (10) Mit Kaiser Joseph II. trat die Fürstin in ihrer Mädchenzeit in Verbindung, als sie sich um eine residenzfreie Kanonissenstelle bewarb. Im Brief v. 12. VIII. 1788, einem hübschen Dokument der Gesinnung und des Wohlwollens des Kaisers, hält dieser ihr vor, man möge frühzeitig lernen, Rechte und Pflichten miteinander zu verbinden und lieber auf die Rechte einer Stiftsdame verzichten, um Bedürftigen den Platz nicht wegzunehmen (Dokumentensammlung d. Fürstin, F. F. Archiv).
- (11) G. Tumbült, *Karl Aloys Fürst zu Fürstenberg 1760—1799* (1899).
- (12) Ein schönes Zeugnis dafür stellt der Brief der Fürstin an Kaiser Franz dar (März 1799, Entw. i. d. Dokumentensammlung d. Fürstin). Sie bittet darin den Kaiser als Schirmherrn aller Waisen um Hilfe und Gnade für den Sohn.
- (13) Vgl. Bader-v. Platen *Das große Palatinat d. Hauses Fürstenberg* (= Veröffentl. a. d. F. F. Archiv 15, 1954) S. 131 ff. mit allen weiteren Angaben. Über Kleiser vgl. auch C. B. A. Fickler, *Kurze Gesch. d. Häuser Fürstenberg usw.* (1844) S. 64; Tumbült, *Fürstent. Fürstenberg* aaO. S. 203 ff.
- (14) Dafür ein Spätzeugnis der Brief an den Sohn v. 4. V. 1817, teilweise wiedergegeben bei v. Platen aaO. S. 23 f.
- (15) Daß Fürst Karl Joachim und Kleiser zeitweise an ein Bündnis mit Frankreich dachten, ergibt sich aus dem Brief Massias an Talleyrand v. 9. VI. 1803; vgl. K. Obser, *Polit. Korrespondenz Karl Friedrichs v. Baden IV* (1896) Nr. 518.
- (16) Münch-Fickler IV S. 334. Vgl. jetzt auch Bader, *Der Reichsfreiherr Jos. v. Lassberg, Gestalt und Werk*, in: J. v. Lassberg, *Mittler und Sammler, Aufsätze zu seinem 100. Todestag* (1955) S. 28 ff.
- (17) Vgl. die Darstellung der einzelnen Maßnahmen bei Tumbült, *Fürstentum Fürstenberg* aaO. S. 205 ff.

(18) Aufschlußreich ein der Fürstin von unbekannter Seite erstatteter Situationsbericht (dat. Hechingen, 7. X. 1805), worin über die zwiespältige Stellung des Hauses Württemberg und über die kühle Haltung der Bevölkerung gegenüber dem Korsen vertraulich berichtet wird. Über die umlaufenden Gerüchte, die auch in der Presse verbreitet wurden. Tumbült S. 217 f.

(19) Nämlich aus Kleiser, Clavel, Würth, v. Auffenberg; vgl. Münch-Fickler IV S. 345. Daß Kleiser an der Spitze der provisorischen Regierung stand, die „réunit les pouvoirs et attributions qu'avoient la chambre particulière de Direction et l'assemblée générale de la Régence“ und doch zugleich auf Aufhebung der Beschlagnahme hinwirken sollte, mußte naturgemäß das Mißtrauen der Fürstin hervorrufen. Über ihre strikte Weigerung, sich an die Kaiserin der Franzosen um Hilfe zu wenden, wie Kleiser anriet, Münch-Fickler IV S. 348.

(20) Einzelheiten wiederum bei Tumbült S. 216 f. Wichtiges über die damalige Lage in Donaueschingen enthalten die von Tumbült nicht verwerteten vertraulichen Berichte Lassbergs an die Fürstin. Hierin werden die Hofräte Clavel und Frey als die Häupter der frankophilen Partei bezeichnet, die gegen die österreichfreundliche Haltung der Fürstin und des Landgrafen eingestellt seien. Kleisers Bemühen durch von Lassberg anerkannt; die vom Präsidenten gewählten diplomatischen Mittel schienen Lassberg aber ungeeignet zu sein. Noch ohne Kenntnis der neuesten Donaueschinger Ereignisse bedankte sich die Fürstin in einem an Regierung und Hofkammer gerichteten Brief v. 9. November 1805 für die Glückwünsche zu Geburts- und Namenstag des jungen Fürsten: „Wie glücklich fühle ich mich in der Beruhigung, die Geschäfte eines Fürstentums von Männern besorgt zu wissen, welche nicht bloß nach strenger Dienstpflcht, sondern auch nach den ächten Grundsätzen von Ehre, Rechtsschaffenheit und Vaterlandsliebe zu handeln gewohnt sind“ (Dokumentensammlung, F. F. Archiv).

(21) Wie man in Donaueschingen darüber dachte, zeigt ein Gedicht zum Namenstag der Fürstin (19. Nov.), das sie abschrieb und zu ihren Dokumenten legte. Darin heißt es:

„. . . Sie mögen fallen  
Die beschämten Länder-Schmukler. Dann bist Du wieder Allen  
Was Du uns immer warst: geliebt und liebevoll  
Die Mutter guter Kinder — die Mutter Karls,  
Der aller Fürstenberger Vater werden soll!“

(22) „Da Sie mir nicht deutsch und bieder sagen: ich habe in der Verwirrung in der ich war an Sie zu schreiben versäumt, so muß ich wohl glauben, daß Ihre Briefe verloren gingen, denn an meinem Freund Kleiser kann und will ich nicht zweifeln. Und nun kein Wort mehr Sie sind Vater, ein guter Vater denken Sie an die Mutter, die Kraft und Muth in sich fühlt, für den geliebten einzigen Sohn, den man berauben will, mitzuwirken und nicht weiß, was für ihn geschah und was geschehen könnte“.

(23) Mit Dalberg war und blieb die Fürstin in ständiger Verbindung. Vgl. Münch-Fickler IV S. 332 und unten Anl. I, 2. Lassberg riet auch später zu Hilfesuchen an den Fürstprimas (so am 29. VIII. 1808 an die Fürstin: „Der Fürstprimas ist so gefällig gegen Uns . . .“) Auch im Sommer 1810 (Entw. o. D.) berichtete die Fürstin Dalberg eingehend über die Lage des Hauses.

(24) 1805, Nov. 9/12 (an Dalberg): „Au moment de fermer cette lettre je reçois l'annonce que c'est sur un arrêté du Marechal Augerau d'après l'ordre de S. M. l'Emp. Napoléon que notre principauté a été occupé sous prétexte que les troupes de Fürstenberg s'étaient joints à l'armée Autrichienne ce qui est absolument faux. . . J'espère donc l'avantage, mais l'espoir le plus sacré pour moi c'est la bienveillance active de V. A. et la protection qu'elle daignera nous accorder.“ — Die Antwort Dalbergs, die mir nicht vorliegt, erwähnt bei Münch-Fickler IV S. 348.

(25) 1805, 20. Dez. (an Kaiser Franz): Hinweis auf die vielfachen Verdienste des Hauses Fürstenberg um das Erzhaus und auf den Heldentod ihres Gatten bei Liptingen. Bitte um energische Demarche bei den befreundeten Mächten. Die Antwort ließ der Kaiser der Fürstin am 23. Dezember 1805 durch den Grafen Stadion zugehen. Sie besagt nicht eben viel — man werde sehen, was man zur Aufklärung des Sachverhalts, zur Beruhigung Napoléons und für die Aufhebung des Arrests tun könne

— und schließt mit der freundlichen, aber schwachen Versicherung, „... que de vous faire part de ce que Sa Majesté a bien voulu faire en faveur d'un Prince dont la famille n'a pas manquée de donner en plusieurs occasions (!) des marques de son dévouement aux intérêts de la cour Imperiale et Imp. Royale“.

(26) Die Instruktion für Lassberg v. 20. XII. 1803 sh. A n l. I, 1, das Schreiben an Schaffhausen vom gleichen Tage A n l. I, 2. Die Dokumentensammlung d. Fürstin enthält natürlich nur die Entwürfe dieser Schreiben; das Original der Instruktion an Lassberg scheint verloren zu sein, das des Briefes an Schaffhausen liegt mir noch nicht vor. Der Vergleich der Abschrift des letzteren, die sich im Bundesarchiv Bern befindet, mit dem Entwurf zeigt fast buchstabengetreue Übereinstimmung.

(27) Vgl. A n l. I, 3 (Schreiben d. Bürgerm. Stierlin von Schaffhausen an Landammann Merian zu Basel) und A n l. I, 4 (Antwort d. Landammanns an Schaffhausen), ersteres nach dem Orig., letztere nach dem Entwurf im Bundesarchiv Bern. Für frdl. Hinweise und Vermittlung d. Berner Materials habe ich Herrn Stadtarchivar Dr. Hans Wassler in Zürich verbindlichst zu danken. — Daß der Schritt der Fürstin den Zeitgenossen in Erinnerung blieb, zeigt die Notiz bei F. von Wyss, Leben d. beiden Zürich. Bürgermeister David von Wyss I (1834) S. 352, die über das Gesuch der Fürstin und die Stellungnahme der eidgenöss. Stände berichtet (irrtümlich ist darin Bürgermeister Pfister als Schreiber genannt, der erst 1807 das Amt übernahm; so auch bei Bader in Schaffh. Beitr. z. vaterl. Gesch. 32, 1955, S. 190). Vom Schreiben der Fürstin wird darin gesagt, daß es „ein Meisterwerk mütterlicher Zärtlichkeit und weiblicher Finesse und Delikatess“ sei; man habe es dem Landammann mit der Bitte übersandt, das Ersuchen „als eine Galanterie oder Humanitätssache zu gewähren“. Zu den Vorgängen vgl. auch (Greith) Hist.-pol. Blätter f. d. katholische Deutschland 1864, S. 437 (Lassberg-Nachruf) und Bader in der Lassberg-Gedächtnisschrift 1955, S. 30.

(28) Daß man bei der Eidgenossenschaft Hilfe erwarten dürfe, war wohl auch Kleisers Meinung. Jedenfalls bestellte der Landgraf nach seiner und Kleisers Rückkehr von Paris den dortigen schweizerischen Gesandten wegen Zahlung eines Fixums zum Fürstenberg, Negotiatär (München-Fickler IV, S. 351). Dessen Tätigkeit 1806 bedürfte noch weiterer Untersuchung.

(29) Fast regelmäßig suchte die Fürstin die Schweiz i. d. Jahren 1806 ff. zu Erholungsaufenthalten auf. Der Entschluß, über Lassberg ein Asyl in der Schweiz zu erwerben, dürfte schon in jenen Jahren gereift sein. Zur Ausführung kam er bekanntlich, als die Fürstin durch Lassberg 1812 das Schloßchen Eppishausen im Thurgau ankaufen ließ, das ihr nach der Beendigung der Vormundschaft, unter gänzlich gewandelten äußeren Verhältnissen, seit 1817 neben der Witwenresidenz auf Heiligenberg zum Lieblingsaufenthalt wurde.

(30) Tumbült, Fürstentum Fürstenberg S. 228 (Brief an Fürstin Elisabeth v. 10. I. 1806).

(31) Über die wechselnden Pläne einer Anlehnung an diese oder jene Macht vgl. Tumbült S. 216 ff. Darüber berichtet auch Lassberg im Frühjahr 1806 an die Fürstin. So am 6. IV. 1806: „Bei uns (in Donaueschingen) trägt man sich mit neuen Arrondierungsprojekten, nach welchen Schwaben eine ganz neue Gestalt bekommen müßte und welche nicht aller Wahrscheinlichkeit entblößt sind. Die Aussteuer der Prinzessin Stephanie — Frankfurt und das Darmstädtische — setzt Baden in den Fall, einen Teil des Breisgaus und seine Besitzungen am Bodensee abzutreten, Württemberg soll diese samt dem Canton Schaffhausen (!) erhalten, und zu Arrondierung Fürstenberg seine böhmischen Besitzungen an Schwarzenberg Auersberg, Dietrichstein etc. abtreten und dagegen ein arrondiertes geschlossenes Land in Schwaben erhalten. Fürstenberg könnte dabei ohne Verlust ausgehen, besonders wenn es nach der Seelenzahl, welche bei allen Compensationen bisher den Masstab gab, und in einer mildren Gegend entschädigt würde“. — Am 16. April: „Fürstenberg, sagt man, soll alle seine Besitzungen in Böhmen, Österreich und Mähren abtreten, um andere im Reich possessionierte österreichische Fürsten damit zu entschädigen. Dann soll F. in Schwaben ein geschlossenes arrondiertes Land, mit vollkommener Souveränität erhalten, und die landgräfliche Seitenlinie entweder einen Teil dieses Landes oder eine hierauf radiierte verhältnismäßige apanage erhalten; denn, sagt man, die Franzosen hätten erklärt, man könne für F. nichts tun, solange es durch einen Teil seiner Besitzungen in ewiger Abhängigkeit von Österreich sei etc. Würde man

sich nun zu einem solchen arrangement von Seiten des Hauses F. nicht entschließen, so bliebe freilich nichts übrig als eine gänzliche Trennung, welche die Zuteilung der schwäbischen Besitzungen an die eine und die Überlassung der in der Österr. Monarchie gelegenen Herrschaften an die andere Linie zum Resultat haben müßte." — 28. April 1806: „Der Präsident hat geschrieben, daß die Verhandlungen zu Ende gehen und da der Landgraf vor seiner Ankunft von Wien nicht abgehen werde, so werde er suchen, seine Rückreise so viel möglich zu beschleunigen. Der Landgraf hat sich erklärt, daß er nicht kommen werde, eh die Franzosen über den Rhein zurückgekehrt seien, und dazu hat es leider noch keinen Anschein.“ — 3. Mai 1806: Es sei für Fürstenberg, das „von ungleich größerem politischem Gewicht sei“, Hoffnung, nachdem die württembergischen Wappen von hohenzollerischen Besitzungen entfernt seien. Der Präsident wünsche das Kommen der Fürstin, die Regierung zögere. Dem sei nur mit dem Imperativ zu begegnen. Wenn die Fürstin mitteile, daß sie komme, werde man sich beeilen, sie förmlich zum Kommen aufzufordern! Der Landgraf wolle erst am 3. Juni eintreffen, werde aber, wenn er höre, daß im Schloß zwei französische Generäle mit ihren Familien hausen, sein Kommen sicher noch verzögern. „Sprich in Regensburg besonnen und ernstlich mit Dalberg über Deine und Deiner Kinder Lage, er wird Dir bestätigen, was ich früher sagte: daß es scheint, Frankreich wolle in diesem Augenblick die schwäb. Fürsten noch conservieren . . .“

(32) K. Obser, Polit. Korrespondenz v. (1801) S. 577. Tumbült S. 224.

(33) Tumbült S. 220. Andreas aaO. S. 13. Der Plan war übrigens nicht in Kleisers Kopf entstanden, sondern ging auf eine Idee des französischen Publizisten Chr. F. Pfeffel zurück.

(34) Fürstin Karoline, Witwe d. Reichsfürsten Karl Joachim zu Fürstenberg und Tochter d. Landgrafen-Vormunds Joachim Egon (1777—1846).

(35) Zu schließen aus der Rückäußerung Lassbergs im Brief v. 16. VI. 1806.

(36) Tumbült S. 225

(37) Kleiser an den in München agierenden Geh. Rath Würth.

(38) Vgl. dazu Hoelzle aaO. S. 132 ff. Furcht vor dem gewalttätigen Württemberger dürfte ursprünglich auch die Triebfeder für Kleisers Handeln im Frühjahr 1806 gewesen sein. Daß er dabei völlig in die Hände der französischen und badischen Diplomatie geriet, scheint er nicht gemerkt oder in Kauf genommen zu haben. Schließlich wählte er bewußt das kleinere Übel, den Anschluß an Baden.

(39) Korrespondenz mit Mitgliedern der beiden Häuser Hechingen und Sigmaringen 1806 ff. in der Dokumentensammlung d. Fürstin.

(40) Lassberg selbst empfahl der Fürstin gutes Einvernehmen mit der Erbprinzessin Stephanie, deren Herz und Verstand er in einem köstlichen Briefe (vgl. Lassberg-Gedächtnisschrift 1955, S. 35) rühmte. Die Pflege der bad. Beziehungen oblag im übrigen hauptsächlich Kleiser.

(41) Dazu Wild aaO. S. 57 ff.

(42) Brief der Fürstin an den Landgrafen v. 10. April 1809; Briefe des letzteren an die böhmischen Beamten Ebert u. Mrkos, dd. Wien 12./15. IV. 1809.

(43) Vor allem in einem Brief an den mit Lassberg befreundeten, als antifranzösisch verschrienen und zeitweise nach Salem verbannten Prinzen Ludwig v. Baden (undat. Entwurf, Sept. 1809). Darin heißt es u. a.: „Als im Jahre 1796 der vorletzte Regierende Fürst zu Fürstenberg starb, succedierte sein Bruder Karl, ein Mann, dessen äußerst beschränkte Geistes-Gaben E. H. vermutlich nicht unbekannt geblieben sind. Von dieser Periode an war der Hofrath und nachher. President von Kleiser das einzige Organ des Fürsten, und wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, der alleinige Herrscher im Lande. Kleiser hat Verstand und Kenntnisse und leistete dem Hause viele gute Dienste. Aber die Gewohnheit, unter einem schwachen Herrn seinen Willen ohne Einschränkungen durchzusetzen, gab ihm die Überzeugung, daß diese Allein-Herrschaft ihm gebühre“. Auch der Landgraf, der seit 1804 die Vormundschaft mit strenger Pünktlichkeit und mit dem Eifer eines zärtlichen Vaters geführt habe, habe Kleiser voll vertraut und ihm eine Art Statthalterschaft eingeräumt. Die Fürstin selbst sei seit 1806 ohne Einfluß auf die Geschäfte gewesen. Nach der Übertragung der Vormundschaft habe sie sich bemüht, mit Kleiser ins Reine zu kommen. Kleiser glaube aber, der

jeweilige Fürst oder Vormund sei lediglich dazu da, die Beschlüsse der Kollegien durch seine Unterschrift zu bekräftigen. „Das Übel wächst und meine Pflicht erheischt es, mein Ansehen wieder her zu stellen.“ Die Fürstin ersucht den Prinzen dem Großherzog in geeigneter Form die Verhältnisse zu schildern.

(44) Briefe Kleisers an den Landgrafen, Okt. 1810. Dem Plan einer Teilung der Güter zwischen den beiden fürstenbergischen Linien widerriet Kleiser, um die Eventualerfolge der Landgräfl. Linie nicht zu gefährden. Auf Seiten Kleisers stand insb. die Fürstinwitwe Karoline.

(45) Großh. Bad. Reg. Bl. Nr. 13 Verordnung d. Bad. Justizministeriums v. 21. III. 1810.

(46) Wohl schon aus dieser Zeit stammt der undat. Entwurf eines Briefes (verm. an den Landgrafen), worin es heißt: „... alors je désirerois que Mr. de Kleiser passât au Service du Grand Duc- au point où en sont venues les choses entre nous il m'est impossible de lui donner ma confiance et je sens, qu'après le pouvoir qu'il a eu sur les maîtres précédents il ne peut plus servir avec plaisir.“

(47) Briefe Kleisers an die Fürstin v. 20. und 24. August 1811. Dagegen ließ sich die Fürstin bei den Feierlichkeiten anlässlich des Todes des Großherzogs Karl Friedrich im Juni 1813 von Lassberg vertreten, worüber dieser eingehend berichtet.

(48) Noch in einem Briefe an den Landgrafen v. 19. Juli 1813 (Entw.) beklagt sich die Fürstin über Kleisers Maßnahmen und Ratschläge. Der Vorwurf allzu enger Beziehungen zu Baden taucht dann auch im Brief der Fürstin an eine ungenannte Cousine v. 3. Dez. auf, worin es heißt: „Mr. de Kleiser a melle si habilement les cartes que je ne puis absolument disposer rien sans le consentement du Ministère de Carlsruhe.“ In einem Brief v. 26. II. 1814 an das Hofkammerkollegium beschwert sich die Fürstin darüber, daß der Großherzog entgegen seinen persönlichen Zusicherungen „auf die willkürlichste Weise über die Personen der diesseitigen standesherrlichen Verwaltung und ihre Verwendung disponiert. . . Wir sind nicht gewillt, uns die brauchbarsten Diener alle entziehen zu lassen.“

(49) Pers. Akten Kleiser im F. F. Archiv. 1821 wurde er zum Kreisdirektor in Konstanz ernannt wo er am 6. Mai 1830 starb. Vgl. auch Fickler, Kurze Geschichte aaO S. 64.

(50) Vgl. dazu Wild aaO., der den Gang der Verhandlungen nach den in Donaueschingen u. Amorbach vorhandenen Korrespondenzen schildert.

(51) Briefwechsel zwischen dem Fürsten Leiningen und Lassberg, sowie zwischen diesem und Mieg i. d. Dokumentensammlung d. Fürstin (1811/14). — Am 25. II. 1814 schrieb die Fürstin an Leiningen: „Glauben Sie, mein verehrter Fürst, daß ich einen harten Stand habe in einem Land das seit so vielen Jahren durch die Nachlässigkeit seiner Regenten verdorben ist und (ich nehme mit dankbarem Herzen meinen braven H. v. Lassberg aus, dessen muthvolle Tätigkeit für das Wohl des Hauses meinen eigenen Eifer aufrecht erhält) umgeben von Dienern, die teils untüchtig teils zu selbstsüchtig sind, um nicht bei allen Anlässen den Mantel nach dem Wind zu drehen. Ich fühle aber als deutsches Weib und als Mutter meine Pflicht und habe den Muth, sie auch unter den unangenehmsten Verhältnissen zu erfüllen“ (Or. in Amorbach). Fürst Leiningen anerkannte Lassbergs Bemühungen im Antwortbrief v. 12. III. 1814 (F. F. Archiv) wobei er Lassbergs Haltung der zweckstrebigen Geschäftigkeit Kleisers gegenüberstellte.

(52) Über ihn vgl. A. Herrmann in ADB 54 S. 383 ff.; Hoff aaO. S. 65 ff.

(53) Vgl. G. H. Pertz Das Leben d. Ministers Freih. v. Stein II (1850) S. 470 ff.; M. Lehmann, Freih. v. Stein III (1905) S. 95 ff.

(54) Vgl. dazu die Lassberg-Gedächtnisschrift 1955, insb. S. 31 ff.

(55) Der Briefwechsel zwischen Stein und der Fürstin ist offensichtlich nur teilweise erhalten. In der Zeit der Bedrängnis (vor Ende 1813) dürften der Korrespondenz große Schwierigkeiten entgegengestanden haben. Vor Kleisers Augen suchte man nicht nur eine so gefährliche Verbindung, sondern auch die Beziehungen zu Leiningen nach Möglichkeit zu verbergen. Das Abfangen politischer Post gehörte damals (vgl. A. Fournier, Die Geheimpolizei a. d. Wiener Kongreß, 1913) zur Aufgabe rühriger Diplomatie. In der Dokumentensammlung d. Fürstin stellen wir nur drei Briefe an Stein und neben dem gleich zu behandelnden Brief ein kurzes Billet Steins v. 13. X. 1814 (Wien) fest. In dem von E. Botzenhard herausgeg.

Briefwechsel Steins sind ebenfalls nur wenige Hinweise enthalten (so Bd. V, 9, Brief d. Fürstin v. Juli 1814).

(56) Über Gärtner vgl. Hoff aaO. S. 5 ff.; Wild, Leiningen S. 94.

(57) Dokumentensammlung, Entw. d. Briefes v. 31. X. 1814, Wien.

(58) Pertz, Stein aaO. IV S. 375 ff. Vgl. auch G. Ritter, Stein. Eine politische Biographie (1931) I S. 258 ff.

(59) Hoff aaO. S. 68 f.

(60) Vgl. Anl. II. Steins Antwort ist unbekannt.

(61) So meint eine undat. Aktennotiz von unbekannter Hand (Dok. Sammlung, F. F. Archiv) feststellen zu können: „Obschon im ganzen und besonders in Bezug auf Deutschlands neue Organisation noch nichts bestimmt, viel weniger ausgesprochen ist, so kann man doch als Erfolg der vielfältigen Negotiationen der D. Fürstin von Fürstenberg bei den zerschiedenen ministres — von welchen ihr besonders jene von Großbritannien sehr ergeben sind — für mehr als wahrscheinlich annehmen, daß das fürstliche Haus v. Fürstenberg restituiert werden wird, und obschon für Deutschland weder Vereinigung zu einem Ganzen, noch irgend etwas, was Gemeingest betrifft, nirgends zu hoffen ist, so wird doch die Erhaltung des einen oder anderen alten ächtdeutschen Hauses den heiligen Funken vor dem gänzlichen Erlöschen bewahren“. — In d. Dok. Sig. findet sich ein Brief d. Fürstin v. 3. X. 1814 an Castlereagh, worin die Fürstin eine Eingabe an den König v. England ankündigt. Darin heißt es: „Que la Grande Bretagne soit le protecteur zélé de ces victimes d'un système, contre lequel elle a combattu pendant plus de 20 ans avec un courage inébranlable couronnée de succès le plus éclatant: c'est le vœux que j'ose exprimer au noble Lord...“ Ob ein (undat., wohl gleichzeitiges) Schreiben an den König v. England u. Hannover, das in ähnlichen Wendungen gehalten ist abgesandt wurde, vermag ich nicht festzustellen.

(62) Vgl. v. Platen aaO. S. 18.

(63) Am 30. X. 1814 richtete Elisabeth ein Schreiben an Hardenberg, das ein Memorial für den König v. Preußen ankündigte. Sie verweist darin vor allem auf den großen Anteil der preußischen Waffen am Sieg über Napoleon. Nach Hoff (S. 68) befindet sich das Original d. Briefes im Gen. Staatsarchiv Berlin.

(64) Ein Brief an Metternich v. Dezember 1813 (Entwurf i. d. Dok. Sig.) enthält neben nachdrücklichen Hinweisen auf Fürstenbergs Verdienste um das Haus Österreich eine deutliche Rüge wegen des ausweichenden Verhaltens Metternichs.

(65) Im Juni 1814 sandte sie Lassberg nach Basel um Kaiser Franz zu einem Besuch in Donaueschingen zu veranlassen; dort wollte sie, wie sie an Leiningen schon am 26. April geschrieben hatte, „einen Sturm auf das Herz des vortrefflichen Kaisers Franz“ versuchen. Lassberg gelang es auch, mit dem Kaiser zu sprechen, der einwilligte, mit der Fürstin in Schaffhausen zusammenzutreffen. Am 15. VII. 1814 berichtet sie darüber an Leiningen: „Ein paar Stunden nach Lassbergs Ankunft war ich schon in vollem Lauf nach Schaffhausen. Eine ganze Stunde genoß ich das Glück, mit dem friedfertigen Sieger von meinen und der ganzen deutschen Familie Wünschen und Hoffnungen zu sprechen. Huldvoll hörte er mich an, und wenn schon er im Anfang des Gespräches sich hinter den in Wien abzuhaltenden Kongreß zu verschancen suchte, so widerstand die Herzlichkeit des echten deutschen Mannes der meinigen nicht lange und ich hörte aus dem geheiligten Munde des anbetungswürdigen Kaisers Worte des höchsten Trostes. Hätten Sie nur wie ich mit dem guten patriarchalischen Franz gesprochen, hätten Sie seine väterlichen Äußerungen gehört, Sie zweifeln nicht“.

(66) Siehe Anl. III, 1

(67) Den Text der „Anrede“ geben wir in der Form, die eine Korrektur Lassbergs berücksichtigende Reinschrift von der Hand der Fürstin festgehalten hat, in Anl. III, 2. Nach Hoff (S. 65) ging die Anregung zur Kaiseradresse von dem Grafen zu Solms-Laubach aus, der sie zusammen mit Gärtner entworfen habe. Die Idee selbst stammt aber unzweifelhaft von der Fürstin, die schon am 24. IV. 1813 Leiningen über den Plan, Kaiser Franz um Wiederannahme der deutschen Kaiserkrone zu bitten, unterrichtete, worauf Leiningen im Brief v. 28./30. IV. 1814 erwiderte: „Hat ein Haufen von Gauern einen K. v. Frankreich absetzen können, warum dürfte eine große zahlreiche Caste nicht einen Kaiser



proklamieren? Der hohe und niedere Adel, der Bürger- und Bauernstand, der Gelehrten- und Handelsstand würde mit uns einstimmen: Franz sei deutscher Kaiser!"

(68) Vgl. Anl. III, 3 (nach der „Correspondenz von und für Deutschland“ Nr. 324 v. 20. XI. 1814 in Verb. mit Klüber, Acten d. Wiener Congr. I/2 (1815) S. 37 ff.

(69) Über die versuchte Kaiserproklamation der Mediatisierten und die Rolle der Fürstin vgl. Klüber, Übersicht d. dipl. Verhandlungen d. Wiener Congresses (1816) S. 281; Gervinus, Gesch. d. 19. Jahrh. I (1855) S. 264; Hoff S. 66 ff. Eine genaue Schilderung der Audienz und die Ansprachen gibt auch das schon erwähnte Memorial im F. F. Archiv, worin berichtet wird: „Die Anrede brachte in dem Gemüthe des besten Monarchen eine solche Rührung hervor, daß er die edle Sprecherin mehrmals unterbrach. Beim Schlusse fielen Vater Franz die heilen Tränen aus den Augen und er ergriff und drückte die Hände dieser deutschen Fürstin mit Heftigkeit“.

(70) Nachweise in der Lassberg-Gedächtnisschrift (1955) S. 13. Die Statuten des Adelsvereins zur Kette gedruckt bei Klüber, Acten VI (1815) S. 452.

(71) Hoff S. 68 f mit Herrmann aaO. S. 385.

(72) Hoff ebenda.

(73) Vgl. Anl. III, 4.

(74) P. Hausheer, Der Einfluß der „Hundert Tage“ auf die polit. Willensbildung u. die polit. Beschlüsse d. europäischen Mächte (1951)

(75) Siehe Anl. III, 5

(76) Vgl. Münch-Fickler IV S. 332 ff u. v. Platen Karl Egon II. S. 23 f.

(77) v. Platen aaO. S. 22 ff.

(78) Vgl. dazu E. Johné in der Lassberg-Gedächtnisschrift S. 379 ff.

(79) H. Bresslau, Geschichte der Monumenta Germaniae historica (1921) S. 56 ff.

## Johanns Acherts Werke in den Fürstlich Fürstenbergischen Sammlungen

Von Ellen L. Noack-Heuck

Die Donaueschinger Fürstl. Fürstenbergischen Sammlungen besitzen drei Ölgemälde aus der Zeit um 1700 und eine bemalte Fahne, deren Maler aus dem Dunkel der Anonymität durch einen glücklichen Fund ans Licht tritt. Zwei der Gemälde gehören zusammen, haben gleiches Format (1) und die gleichen alten Originalrahmen. Sie stammen aus dem Besitz des Herrn Pfarrer Feurstein. Ihre ursprüngliche Provenienz ist noch ungeklärt.

Dargestellt sind zwei Szenen aus dem Leben Jesu, der Abschied von seiner Mutter und die Eccehomo-Szene. Der Maler hält sich in seiner Darstellung der Abschiedsszene an die ikonographische Tradition, wie sie sich seit dem 15. Jahrhundert herausgebildet hat (2).

Im Vordergrund einer Landschaft stehen Maria und Jesus. Links hinter ihnen eine geöffnete Gartentüre, deren Lattenwerk den Ausblick in die Tiefe verbaut. Maria und Jesus stehen in der Bildmitte, Jesus trägt ein blaues Kleid und einen roten Mantel, Maria ein hellrotes Kleid, dessen Farbe mit Gelb und Weiß changiert und einen blauen Mantel. Sie reichen einander die rechten Hände zum Abschied. Maria trocknet mit der Linken mit einem Tuch die Tränen ab. Jesus erhebt die linke Hand und deutet mit dem Zeigefinger nach oben. Zwischen beiden Gestalten unmittelbar unter den Händen erscheint Magdalena. Sie kniet hinter Maria und ergreift in verhaltenem Schmerz den Mantel des Heilandes. Das Blond ihres Haares, das Blau ihres Kleides klingen wohlthuend zusammen mit den sie umgebenden Farbtönen. Aus der geöffneten Gartentüre treten hinter Maria die Schwestern des Lazarus, nach dessen Auferweckung dieser Abschied Jesu von seiner Mutter in Bethanien stattfindet (3). Rechts hinter Jesus stehen zwei Apostel, Petrus oder Jakobus major und der jugendliche Johannes. Über der Gruppe der Menschen schweben zwei Putten; der eine trägt das Kreuz Christi, der andere den Kelch, die Leidenswerkzeuge des Herrn. Aus dem dunklen Gewölk des dunkelgraublauen Himmels bricht ein helles Strahlenbündel und wirft sein Licht herab. Die Komposition ist sehr symmetrisch ausgewogen, ohne Tiefenillusion in den Vordergrund gebaut.

Das zum Abschied der Maria gehörende Gemälde ist, wie schon gesagt, ein Eccehomo-Bild.

Pilatus stellt nach dem Text des Johannesevangeliums K. 19 V. 5 Jesus auf dem Altan des Richthauses hinter einem Geländer den Juden vor. Jesus steht dornengekrönt, den Purpurmantel über den Schultern, in der Mitte des Bildes, still in Geduld, den Blick nach oben gerichtet. Links neben ihm, bekleidet mit Turban und prächtigen Gewändern, spricht Pilatus mit lebhafter Gebärde. Seitlich hinter Beiden stehen Kriegsknechte in voller Rüstung. Am unteren Bildrande links sieht man noch die Köpfe, rechts zur Seite die Halbfiguren lauschender Juden, deren Urteil das Schicksal Jesu entscheidet. Die Szene ist auch hier auf schmaler Bühne ganz in den Vordergrund des Bildes gerückt.

Dieses Gemälde ist nicht signiert. Dagegen trägt das erst besprochene Bild rechts unten die Signatur J. A. P.

Zu ihm hat sich der Entwurf gefunden. Er liegt in der graphischen Sammlung des Klosters S. Paul in Kärnten. Er ist eingeklebt in einen der drei dort aufgefundenen Handzeichnungsbände mit insgesamt 265 Handzeichnungen. Diese sind laut Aufschrift auf den einzelnen Bänden alle von dem Maler Johann Achert (4). Sie wurden von den Benediktinermönchen aus dem Kloster S. Blasien im Schwarzwald nach S. Paul gebracht. Diese mußten nach der Säkularisation im Jahre 1806 ihr eigenes Kloster verlassen und wanderten mit dem größten Teil ihres Kunstbesitzes, der Bibliothek und der Archivalien nach Österreich aus. Sie wohnten vorübergehend in Spital am Pyhrn und fanden schließlich in dem leer stehenden Kloster S. Paul in Kärnten eine neue Heimat.

Durch diesen sehr schönen Fund von Handzeichnungen erfährt das Werk des Malers Johann Achert eine große Bereicherung. Johann Achert (5) ist um 1660 in Villingen im Schwarzwald geboren. Als junger Maler ist er von 1679—1691 in Freiburg in der Schweiz nachweisbar. In Rottweil, wo er sich verheiratet hat, lebte er seit 1792 bis zu seinem Tode im Jahre 1730. Hier sind einige Werke von ihm bekannt, vor allem die acht Emporenbilder in der Ruhe-Christi-Kirche und zwei in der Kirche in Rottenmünster. Zwei Altäre sind in der Ruhe-Christi-Kirche (6) und zwei in der Dominikanerkirche in Rottweil. Im dortigen Museum ist ein sehr schlecht erhaltenes Abendmahlbild. Ein Bild des heiligen Norbert ist in der Kirche in Unlingen und ein großes Altargemälde in Weil der Stadt (8).

Zu diesen Gemälden befinden sich eine ganze Reihe Skizzen in S. Paul, die an anderer Stelle publiziert werden. Die meisten der Zeichnungen aber sind Entwürfe zu Gemälden, die nicht bekannt

sind oder nicht ausgeführt sind. Häufig finden sich zwei oder mehrere Entwürfe zu ein und demselben Thema, die einen interessanten Einblick in den Schaffensprozeß des Malers geben und das Werden eines Bildes bis zu seiner endgültigen Formulierung. Diese, das heißt eben das ausgeführte Gemälde, das noch unbekannt als Werk Acherts irgendwo existiert, mit Hilfe der Zeichnungen zu suchen, der Anonymität zu entreißen und in das Werk seines Schöpfers einzureihen, ist eine der Aufgaben, die sich durch den Fund anbietet. Sie konnte an den beiden besprochenen Bildern in Donaueschingen gelöst werden.

Der Entwurf Abb. 3 zu dem Donaueschinger „Abschied Jesu von seiner Mutter“ ist eine weißgehöhte Pinselfeichnung (9). Die Komposition des Gemäldes entspricht bis ins Einzelne dem Entwurf. Nur ist dieser lockererer, flüssiger, bis in die Einzelheiten hinein lebendiger. Die Neigung der beiden Hauptfiguren zueinander ist weicher, das Oval ihres gemeinsamen Umrisses runder, ihre Haltung ungezwungener. Das Gemälde wirkt strenger, gestrafter, die Bindung der einzelnen Bildelemente zueinander bewußter, abgewogener, symmetrischer. Dazu kommt, daß das Ölgemälde nicht gut erhalten und sehr nachgedunkelt ist.

Unter den Zeichnungen in S. Paul (10) befindet sich noch ein zweiter „Abschied Jesu von seiner Mutter“. Ob er ebenfalls eine Studie zu dem Donaueschinger Bild oder zu einem anderen ist, ist deshalb schwer zu beantworten, weil er in der Anlage darin abweicht, daß Maria knieend dargestellt ist und die begleitenden Jünger fehlen. Vielleicht ist er auch die Studie für ein unbekanntes Bild, immerhin als Auseinandersetzung mit dem gleichen Thema nicht uninteressant, zumal in der Ikonographie dieses Themas beide Formulierungen, die knieende und die stehende Maria, parallel laufen in zwei Entwicklungsreihen (11). Jedenfalls ist durch die erste Zeichnung die Autorschaft Johann Acherts für das Donaueschinger Bild gesichert. Sie ermöglicht die Ergänzung der Signatur J. A. P. in Johann Achert Pinxit. Da aber außer Zweifel steht, daß beide Ölbilder, dieses und das Eccehomo-Bild, zusammen gehören, da sie die gleichen alten Rahmen, das gleiche Format, die gleiche Erhaltung, vor allem aber den gleichen Stil in Zeichnung und Farbe und Komposition haben, ist auch das Eccehomo-Bild als Werk Acherts anzusprechen.

Die Fürstl. Fürstenb. Sammlungen besitzen zwei weitere Bilder, von denen mit Sicherheit anzunehmen ist, daß sie von seiner Hand sind. Es ist das Dreifaltigkeitsbild aus Heidenhofen bei Aasen nordöstlich von Donaueschingen und eine bemalte Fahne mit einer Marienkrönung von unbekannter Herkunft. Zu keinem dieser Gemälde

sind genaue Skizzen vorhanden. Aber es können mehrere Zeichnungen in engsten Zusammenhang in Gruppierung und Auffassung mit diesen Bildern gebracht werden.

Das Dreifaltigkeitsbild (12) ist ein oben abgerundetes Bild in altem barocken Rahmen. Es hat sicher als Altarbekrönung gedient.

Gottvater sitzt rechts mit der Weltkugel und dem Scepter in seiner Linken. Christus sitzt links, mit dem Kreuz über der linken Schulter. Sie sind umgeben von kleinen Engelsköpfen auf den Wolken. Oben in der Mitte über ihnen schwebt die Taube des heiligen Geistes.

Sehr ähnlich erscheinen Gottvater und Christus in der Art ihres Sitzens, der Bildung der Haare, der Glieder auf der Fahne (13) wieder. Maria kniet tiefer auf Wolken zwischen ihnen mit ausgebreiteten Händen, die Krone zu empfangen.

In S. Paul gibt es sechs Zeichnungen mit der Darstellung der Marienkrönung. Zwei von ihnen (14) stehen dem Fahnenbild sehr nahe, ohne in allen Einzelheiten genaue Entwürfe zu sein. Verschieden sind die Gruppen der Engel und Putten gebaut. Aber wie nahe sind sich die drei Darstellungen der Maria, die leichte Wendung des Kopfes, die Haltung der Hände, das Knieen, die Faltung des Gewandes, das links ausschwingende Mantelende, die Figur Christi in ihrer Wendung, der Arm- und Beinhaltung, der auffallend straffen Bogung des Unterschenkels, das Sitzen Gottvaters mit den nach rechts gestellten Beinen.

Auf der Rückseite der Fahne ist das Monogramm Christi gemalt. Die gleiche Form der Buchstaben mit den ausgeschwungenen Enden treffen wir auf einer Zeichnung (15) Acherts wieder, auch dies stützt noch die Annahme, daß Achert die Fahne gemalt hat.

Abschließend ist zu sagen, daß die Zeichnungen Acherts von guter Qualität sind, mit flottem Pinsel leicht und locker hingeworfen, sicher in der Komposition ausgewogen. Sie stehen höher als die Ölbilder, zumal ihre Erhaltung eine weitaus bessere ist. Es hat den Anschein, als ob der zügige flotte Zeichenstil des Malers eigentliche Stärke sei.

## Anmerkungen

- (1) Maße 1,78 m/1,4 m.
- (2) Das Thema dieser Abschiedszone findet sich nicht in den kanonischen und nicht in den apokryphen Evangelien, sondern kommt erstmals in der religiösen Literatur des 13. Jahrhunderts vor. Seit dem 15. Jahrhundert behandelt es die bildende Kunst. Vgl. Otto Schmitt Reallexikon (R. d. K.) zur deutschen Kunstgeschichte Bd. I Stuttgart 1937 Spalte 102 ff.
- (3) Siehe R. d. K. I S. 102 ff
- (4) Die besprochenen Zeichnungen befinden sich im ersten und zweiten Klebeband. Der erste Band mit insgesamt 129 Blättern (Maße Höhe ca. 32 cm Breite ca. 21 cm) trägt die Aufschrift: Unterschiedl. Scizen delineationen, und duschierte riß zu verschidl. altar-Blätter, gemahld. verschiedenen heiligen Gottes, so titl. Herr Joan Achert Kunstmahler Von rottweil inventiert. Der zweite Band mit insgesamt 19 Blättern mit 93 Zeichnungen (Maße Höhe ca. 43,5 cm Breite ca. 36 cm) trägt die Aufschrift: Mißellanea, Unterschidl. Scitzen, Inventionen und duschte riss von Mitl. Herrn Joan Achert, berumter Kunstmaler in d. Reichs-statt Rottweil.
- (5) Die wichtigste Literatur über Achert: Eduard Paulus, Die Kunst- und Altertums-Denkmale in Württemberg Schwarzwaldkreis (Oberamt Rottweil) Stuttgart 1897 S. 18 und 335. — Thieme-Becker, Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler Bd. I. Leipzig 1907 S. 45. — Georg Dehio, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler 3. Bd. Süddeutschland Berlin 1925 S. 473. — Albert Pfeffer, Der Baumeister Josef Feurstein und die Ruhe-Christi-Kirche in Rottweil, Festschrift zum 100jährigen Bestehen des Rottweiler Geschichts- und Altertumsvereins 1831—1931. Vereinsausgabe. Rottweil 1931 S. 109—124. — W. v. Matthey und H. Kläiber, Die Kunst- und Altertums-Denkmale im ehemaligen Donaukreis Kreis Riedlingen Stuttgart-Berlin 1936 S. 220 — Frater Makarius Haller Das alte Reichsstift Rottenmünster, Gründung und Entwicklung, Aufhebung und Verwendung als Heilanstalt, Rottweil o. J. (1936) S. 31. — Eugen Ritter, Rottweils Gotteshäuser, Rottweil 1938 S. 48, 53, 54. — Franz Betz, Der Rottweiler Barockmaler Johann Achert, Rottweiler Heimatblätter Beilage zum „Schwarzwälder Volksfreund Nr. 1. 20. Jahrgang Rottweil Januar 1953. — Beschreibung des Oberamts Leonberg herausgegeben vom Württembergischen statistischen Landesamt. S. 1026. Besondere Beilage des Staatsanzeigers Württemberg Stuttgart 1929 Nr. 4. S. 101. Die Kenntnis der Donaueschinger Gemälde verdanke ich Dr. Christian Altgraf zu Salm und Herrn Johannes Taubert, die mir auch sonst mit freundlichem Rat beigestanden sind. In Rottweil fand ich dankenswerte Unterstützung bei Herrn Studiendirektor Franz Betz.
- (6) Franz Betz, vgl. Anm. 5, Auf Grund meiner Feststellung.
- (7) W. v. Matthey und H. Kläiber S. 220 vgl. Anm. 5.
- (8) Beschreibung des Oberamts Leonberg S. 1026 und Besondere Beilage des Staatsanzeigers Württemberg S. 101.
- (9) Klebeband I Blatt 117 weißgehöhte Pinselzeichnung.
- (10) Klebeband II Blatt 45. Feder- und Pinselzeichnung.
- (11) R. d. K. I. Spalte 102 ff.
- (12) Höhe 85 cm. Breite 70 cm.
- (13) Höhe 167,5 cm. Breite 112,5 cm
- (14) Klebeband I Blatt 77 und 102.
- (15) Klebeband I Nr. 34.



Abb. 1 Abschied Jesu von seiner Mutter  
Donaueschingen Fürstlich Fürstenbergische Sammlungen







Abb. 2 Ecco Homo  
Donaueschingen Fürstlich Fürstenbergische Sammlungen





Abb. 3 Abschied Jesu von seiner Mutter  
Zeichnung im Kloster S. Paul in Kärnten



Abb. 4 Abschied Jesu von seiner Mutter  
Zeichnung im Kloster S. Paul in Kärnten





Abb. 5 HI. Dreifaltigkeit  
Donaueschingen Fürstlich Fürstenbergische Sammlungen



Abb. 6 Marienkrönung  
Fahne, Donaueschingen Fürstlich Fürstenbergische Sammlungen





Abb. 7 Marienkrönung  
Zeichnung im Kloster S. Paul in Kärnten



Abb. 8 Marienkrönung  
Zeichnung im Kloster S. Paul in Kärnten







Abb. 9 Monogramm Christi  
Fahne Rückseite



Abb. 10 Christusvision der Stände  
Donaueschingen Fürstlich Fürstenbergische Sammlungen



## Die Stadt Fürstenberg

Von Werner Noack



Ansicht von der Burgseite um 1550  
Aus Sebastian Münsters Cosmographie

Die Linie der Grafen von Urach, die mit dem Grafen Heinrich bei der Erbteilung Mitte des XIII. Jahrhunderts den Besitz auf dem Schwarzwald, in der Baar und im Kinzigtal erhielt, nannte sich nach der Burg in der Baar Grafen von Fürstenberg. Um Zeit und Umstände dieser Begebenheiten näher zu umschreiben bedarf es einleitend einer kurzen genealogischen Erörterung. Mit dem Tod Bertholds V. am 18. Februar 1218 war das Geschlecht der Herzöge von Zähringen im Mannesstamm erloschen.

Seine Schwester Agnes war mit dem Grafen Eginio IV., dem Bärtigen von Urach, die Schwester Anna mit dem Grafen Ulrich von Kyburg verheiratet. Während die Kyburger den linksrheinischen Eigenbesitz der Zähringer erben, gehen die rechtsrheinischen Eigengüter im Breisgau, auf der Baar und im Kinzigtal auf Eginio V., den Sohn von Eginio IV. und Agnes über, der 1220 erstmals als comes de Vrah dominus castri de Fribvrc erwähnt wird (1); seit 1234 erscheint er als comes de Friburc (2). Bei seinem Tod 1236 waren seine zahlreichen Kinder noch unmündig. Die Regentschaft führte die Mutter Adelheid und ein Oheim Graf Berthold von Urach (3). In einer Urkunde für die Freiburger Dominikaner vom 30. August 1238 wird der älteste Sohn Chunradus comes et dominus in Friburch als zwölfjährig bezeichnet,

er ist also 1226 geboren (4). Es folgen Berthold V., eine nicht mit Namen genannte Tochter, Kunigund, Heinrich I., der Stammvater des gräflichen und fürstlichen Hauses Fürstenberg, Gebhard und Gottfried (5). Die Geburtszeiten dieser sieben Kinder müssen sich zwischen 1226 und 1236, dem Todesjahr des Vaters, verteilen. Für den Grafen Heinrich kann man schätzungsweise annehmen, daß er zwischen 1230 und 1234 geboren ist.

Zunächst führen die Grafen Konrad und Berthold ein gemeinsames Kindersiegel, das vom 8. August 1238 bis zum Juni 1241 nachweisbar ist (6). Dann folgt ein gemeinsames Siegel der Grafen Konrad und Heinrich, mit Sicherheit nachweisbar vom 16. Oktober 1243 bis vor 24. Juni 1248 (7). Graf Berthold, der nach 1241 nicht mehr erscheint, wird in jungem Alter vor 1243 gestorben sein. (8). 1245 verwendet Graf Konrad zuerst sein (Reiter-) Siegel für sich allein (9). Sein Bruder Heinrich urkundet erstmals selbständig 1250 als *Heinricus comes de Vurstenberc* (10). Wenn am 18. Juli 1248 „Graf Konrad von Freiburg mit Zustimmung seines Bruders Gebhard den Freiburger Dominikanern erneut den Hofstattzins erläßt“ (11), ohne daß Heinrich dabei erwähnt wird, so wird die Erbteilung zwischen Konrad und Heinrich unmittelbar vorher, d. h. zwischen 24. Juni und 18. Juli 1248 erfolgt sein, wohl als Heinrich volljährig geworden war.

#### I.

Neben den mehr oder weniger knappen Angaben in den Darstellungen von Heyck, Riezler, Tumbült, Lauer, Bader u. a. über die Baar und das Fürstentum Fürstenberg (12) haben sich mit der Geschichte von Burg und Stadt Fürstenberg speziell Tumbült, Barth und Revellio befaßt (13). Die Quellen, die uns über Stadt und Burg unterrichten, sind sehr spärlich und zufällig. Schon die Frage, ob die Burg vor der ersten Erwähnung 1175 zähringisch oder zollerisch war, wird verschieden beantwortet und ebenso gehen die Ansichten über die Zeit der Stadtgründung auseinander. Indessen scheinen doch noch eine Reihe von Überlegungen möglich zu sein, die zu bestimmteren Ergebnissen führen.

Von der Burg auf dem die Baar beherrschenden „fürdersten“ Berg der Länge (14) hören wir erstmals in lakonischer Kürze in den Annalen von S. Georgen zu dem Jahr 1175: *Bellum inter ducem Bertholdum et Zolrenses. Dux occupavit Fürstenberc* (15). Über die Umstände dieser Fehde wissen wir nichts. Ob der Fürstenberg erst damals in den Besitz der Zähringer kam, wird von der Forschung

teils ohne weiteres angenommen (16), teils offengelassen (17). Während dagegen Barth es aus allgemeinen Überlegungen für wahrscheinlich hält, daß die Burg von Herzog Berthold IV. zurückerobert wurde, weist Bader auf einen Weg zur Entscheidung dieser Frage hin (18): die bei der Burg gegründete Stadt Fürstenberg steht noch im späten Mittelalter in ungeteilter Markgenossenschaft mit dem Dorf Neidingen. In Neidingen befand sich eine karolingische Pfalz, in der Karl der Dicke die letzten Jahre seines Lebens zubrachte (19). Sie wird später ein Verwaltungssitz der Grafen in der Baar und als solcher Besitz der Zähringer. Zur Grundherrschaft der Pfalz Neidingen gehörten die Orte Neidingen, Hondingen, Riedböhringen und Sumpfohren (20). Der benachbarte Fürstenberg war für diese Orte von jeher der Zufluchtsort bei Gefahr. Dafür waren sie verpflichtet, zur Unterhaltung der Stadtmauern beizutragen (21). Aus dieser topographischen Einheit von Fürstenberg mit den umliegenden Ortschaften, die in das frühe Mittelalter zurückreicht, ergibt sich auch die Zugehörigkeit zur gleichen Herrschaft. Die Zollern können sich nur vorübergehend in den Besitz der Burg gesetzt haben. Ganz allgemein gehen die Herren im XI. und zu Beginn des XII. Jahrhunderts aus den Dörfern auf die benachbarten Berge und bauen sich dort ihre Burgen. Die Zähringer haben wohl in der zweiten Hälfte des XI. Jahrhunderts von Neidingen aus die Burg auf dem Fürstenberg errichtet. So haben z. B. in nächster Nachbarschaft die Herren von Geisingen ihre Burg auf dem Wartenberg gebaut: der 1112 genannte Conradus de Gisingen heißt 1138 Conradus de Wartenberg (22).

Am 19. August 1278, wenige Tage vor der Schlacht auf dem Marchfeld, bestätigt König Rudolf im Lager zu Marchegg dem Grafen Heinrich für seine Städte Villingen, Fürstenberg, Haslach und Dornstetten die Befreiung von auswärtigen Gerichten (23): *Supplicante itaque nostre maiestatis culmini nobili viro Heinricho comite de Vurstenberg, nostro consangineo, imperii fidelissimo, ut, cum Villingen, Vurstenberg, Haselach, Dornstetten et alia sua oppida quecumque . . . a) patris sui ac . . . a) ducis de Zaeringen aliorumque progenitorum suorum temporibus, qui eadem legitime possederunt, ex predecessorum nostrorum imperatorum et regum Romanorum illustrium indulto tali gausse fuerint libertate seu immunitate, quod nemo civium oppidorum predictorum utriusque sexus extra oppidum suum potuit vel debuit coram aliquo iudice extraneo conveniri, sibi suisque civibus et oppidis predictis libertatem seu immunitatem huiusmodi innouare et confirmare de benignitate regia dignaremur, nos ipsius comitis Heinrichi, qui se nostris et imperii servitiis pre ceteris hacenus fidelius et irremissius applicabat et*

adhuc applicat, incessanter precibus inclinati libertatem seu immunitatem predictam sibi suisque civibus et oppidis prenotatis innovamus et confirmamus . . . Aus dieser Urkunde werden sehr unterschiedliche Schlüsse im Hinblick auf den Zeitpunkt der Stadtgründung von Fürstenberg gezogen. Barih möchte noch in das Ende des XII. Jahrhunderts, jedenfalls aber vor 1218 zurückgehen, Tumbült und nach ihm Bastian vor 1236 oder noch in zähringische Zeit (24). Aber schon Heyck hatte darauf hingewiesen, die Urkunde zwingt nicht anzunehmen, daß Fürstenberg auch schon zu zähringischer Zeit mit Freiheiten (Immunität von den Grafengerichten) begabt gewesen sei (25). Vielleicht kann eine genauere Prüfung der Urkunde noch einige Aufschlüsse ergeben. Die Berufung auf ältere Gerechtsame zu Zeiten des Vaters (des 1236 gestorbenen Grafen Egon V. von Urach, ersten Grafen von Freiburg), des Herzogs (Berthold V.) von Zähringen und anderer Vorfahren ist sehr allgemein gehalten. Von den namentlich angeführten Städten sind Villingen und Haslach sicher zähringische Gründungen. Sie gehören zu den zahlreichen Teilen der zähringischen Erbschaft, die vom Reich beansprucht wurden und lange heiß umstritten waren. 1241 werden beide in der Reichssteuermatrikel aufgeführt (26). Es muß also dem Grafen Heinrich besonders wichtig erscheinen, gerade für diese Städte die alten Rechte bestätigt zu bekommen. Aber trotz dieser Bestätigung von 1278 erfolgt erst am 24. Mai 1283 die Belehnung des Grafen mit den beiden Städten durch König Rudolf (27). Für Dornstetten und Fürstenberg ist nicht überliefert, ob sie zähringische oder urachische Gründungen sind (28). Doch legte der Graf vielleicht Wert darauf, daß Fürstenberg als seine Residenz namentlich und an zweiter Stelle hinter der alten Zähringerstadt Villingen, der größten Stadt der Baar, aufgeführt würde. Denn daß Heinrich die Bestätigung erbeten, also doch wohl die Unterlagen für den Text vorgelegt hat, wird ausdrücklich bemerkt. Zudem wird er ein Blutsverwandter des Königs genannt (29) und als treuer Gefolgsmann des Reichs gerühmt. Wenn wir den Zeitpunkt und den Ort der Ausstellung der Urkunde bedenken und aus der Klingenberger Chronik erfahren, daß Heinrich am 26. August 1268 in der Schlacht auf dem Marchfeld der Bannerträger König Rudolfs war (30), so verstehen wir, daß der Augenblick besonders günstig gewählt war, vom König die Bestätigung zu erbitten und damit den alten Streit mit dem Reich zu einem günstigen Austrag zu bringen. Für Fürstenberg ist es die erste Erwähnung als Stadt im rechtlichen Sinn. Auffallend ist, daß die anderen fürstenbergischen Städte Vöhrenbach, Neustadt, Löffingen und Bräunlingen nicht genannt werden; sie fallen unter die summarische Angabe et

alia sua oppida quecunque. Die erste urachische Stadtgründung, von der wir sicher Nachricht haben, ist Vöhrenbach. Laut der in Freiburg am 28. Januar 1244 ausgestellten Urkunde geben die Grafen Konrad, Heinrich, Gebhard und Gottfried von Freiburg bei der von ihnen beabsichtigten Erbauung einer Stadt auf ihrem Gut zu Vöhrenbach Bauplatz, Grundbesitz und Leibeigene. Die von den vier Brüdern gemeinsam ausgestellte Urkunde trägt das Doppelsiegel der Grafen Konrad und Heinrich und fällt noch vier Jahre vor die Erbteilung Freiburg und Fürstenberg (31). Die Veranlassung zu dieser Gründung sieht Franz Beyerle sicher richtig in der Entfremdung Villingens nach 1218 durch das Reich: „Die Uracher halfen sich indem sie 1244 in unmittelbarer Nachbarschaft von Villingen, auf ihrem Gute zu Vöhrenbach, eine Konkurrenzgründung ins Leben riefen. Die Errichtung des Marktes Vöhrenbach wäre unverständlich ohne die Tatsache des damals noch vergeblichen Kampfes der Grafen um die erste Stadt der Landgrafschaft Baar“ (32). 1251 ist Villingen wieder als fürstenbergische Stadt nachweisbar (33). Neustadt ist vor 1275, Löffingen vor 1276 und Bräunlingen vor 1305 als Stadt gegründet (34). Es erscheint in diesem Zusammenhang als das wahrscheinlichste, daß die Stadt Fürstenberg neben der Burg unmittelbar nach der Erbteilung der Grafen Konrad und Heinrich gegründet wurde, als Heinrich sich die Burg als Residenz erwählte und fortan sich nach ihr benannte, also 1248—1250.

Die Nachrichten über die Stadt sind sehr spärlich: 1263 wird eine Urkunde in Fürstenberg ausgefertigt (35), 1292 „ze Fvrstenberg in grauen Friedriches stvbn von Fvrstenberg“ (36), wieder 1292 und 1296 ohne nähere Ortsangaben (37), 1295 und 1296 wird ein Schultzeiß Heinrich, Bürger zu Fürstenberg erwähnt (38), 1303 der Schultzeiß und die Bürger von Fürstenberg (39) und am 13. Juni 1307 „her Wezzel von Rischa ain ritter schulthaisse ze Fvrstenberg, vnd die burger gemainlich von der selben stat Fvrstenberg“ mit „der vorgeanten burger von Fvrstenberg insigel“ (40). Das nur an dieser Urkunde erhaltene erste Siegel der Stadt zeigt ein mit zwei Türmen bewehrtes Tor. Die Stadt war eine ausgesprochene Burg-Stadt. Die Einwohner der Stadt waren Ministerialen und Gefolgsleute der Grafen und Ackerbürger (41). Kirchlich war Fürstenberg nie selbständig. Es gehörte mit Blumberg zu den Filialen von Hondingen (42). Der um 1360/70 anzusetzende Liber marcarum im Erzb. Archiv in Freiburg enthält die Eintragung „ecclesia Haindingen cum filialibus Fürstenberg et Blumberg“. Die Überschrift des Abschnitts lautet „Decanatus Löffingen, Villingen aut Fürstenberg“ (43). Es fällt auf, daß das Dekanat offenbar zeitweise nach der Stadt Fürstenberg

benannt war, obwohl sich dort nie eine Pfarrkirche befunden hat. Wenn wir aber zu Anfang des XVII. Jahrhunderts hören, daß die Pfarrer von Hondingen damals in Fürstenberg residierten (44) (was vielleicht auch früher schon der Fall war; so wird 1486 ein „Pfaff Hannß Sporer, Kirchherr zu Fürstenberg“ erwähnt und 1508 ein „Kirchherr zu Fürstenberg“) (45), so könnte gelegentlich ein Pfarrer von Hondingen Dekan gewesen sein und das Dekanat neben der üblichen Bezeichnung Löffingen oder Villingen auch nach der gräflichen Residenzstadt benannt worden sein. Neben der Schloßkapelle, für die 1472 eine Jahrzeitstiftung überliefert ist (46), erfahren wir von einer S. Erharts-Kapelle (47) und einer der hl. Maria, S. Georg, S. Katharina, S. Barbara, S. Christoph und S. Antonius geweihten Kapelle (48). Wohl nach dem 30jährigen Krieg, unter dem die Stadt schwer zu leiden hatte, entstand die Wallfahrt zur schmerzhaften Muttergottes (49). Das Andachtsbild konnte beim Brand der Stadt am 18. Juli 1841 gerettet werden und befindet sich noch heute in der Pfarrkirche der zu Füßen des Bergs neuerbauten Stadt (50). Ende des XV. Jahrhunderts bestand auch die Schule; 1476 wird ein Konrad Berckin als Schulmeister erwähnt (51).

## II.

Neben den bisher erörterten Gesichtspunkten kann man eine Stadt aber auch nach ihrer architektonisch-formalen Anlage, als städtebauliche Leistung betrachten. Damit komme ich zu dem eigentlichen Anliegen dieser Ausführungen.

Es ist eine Großtat der Herzöge von Zähringen, daß sie beim Ausbau ihrer Hausmacht den üblichen Mitteln, die mehr oder weniger auch andere große Häuser, etwa in Schwaben die Staufer oder die Welfen, angewendet haben, etwas vollkommen Neues hinzufügen, als ihre eigenste geniale Schöpfung die planvolle Neugründung von Städten als einheitliche rechtliche, wirtschaftliche und architektonische Körper. Die Verfassungen dieser Städte sind ebenso bedeutende rechtsgeschichtliche Denkmäler wie die Stadtanlagen großartige Werke hochromanischer Baukunst. 1120 gründen sie als erste die Städte Freiburg, Villingen und Offenburg (52).

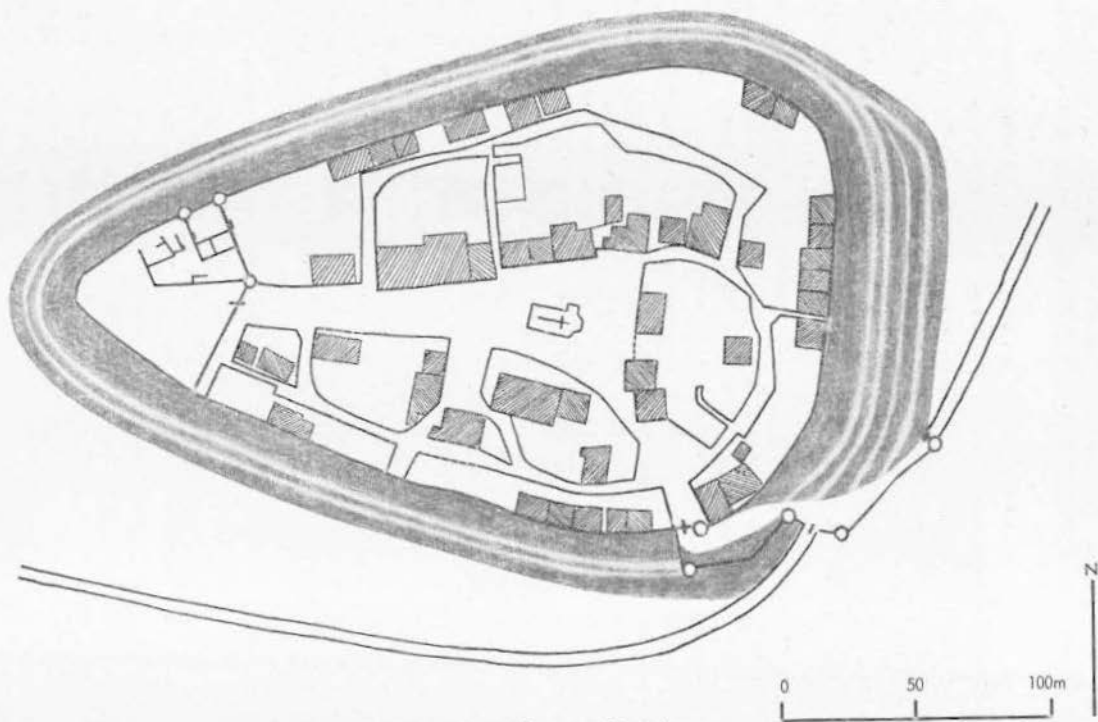
Bis zum Beginn des XII. Jahrhunderts gibt es in Deutschland nur eine verhältnismäßig kleine Zahl von Städten. Sie sind bei Bischöflichen und königlichen oder herzoglichen Pfalzen entstanden, vorwiegend aus ehemaligen Römerstädten. Infolge ihrer günstigen Verkehrslage sind sie zum Teil auch wichtige Kaufmannsniederlassungen geworden. In allmählichem Wachstum und häufig in zähem und



hartem Kampf mit den Stadtherren bilden sich in diesen Städten, vor allem seit der Wende vom XI. zum XII. Jahrhundert, auch die Rechte und Freiheiten heraus, auf denen dann die Handfesten für die Neugründungen des XII. Jahrhunderts beruhen. In baulicher Hinsicht aber sind diese neuen Stadtgründungen vom XII. Jahrhundert an planmäßige Neuanlagen aus einem Guß. Sie unterliegen den Gesetzen des Zeitstils wie alle anderen künstlerischen und formalen Äußerungen einer Zeit. Zunächst hatten sie wohl vor allem militärisch-politische Aufgaben zu erfüllen. Die Stadt mit der ganzen Bürgerschaft als Besatzung und ihren größeren wirtschaftlichen Reserven löst die Burg ab.

Die Stadt Fürstenberg ist am 18. Juli 1841 durch eine Feuersbrunst von Grund auf zerstört worden (53). Neben einigen wenigen baugeschichtlich verwertbaren Nachrichten und einigen späten Ansichten besitzen wir einen Stadtplan 1:2500 auf Blatt 1 der Bannkarte von 1794 im Rathaus in Fürstenberg (54), der sich maßstabgerecht auf das Blatt 3 des genau vermessenen Gemarkungsatlas von 1884/87 übertragen läßt (55). Auf dem Berg sind in Wegen, Besitzgrenzen usw. noch alle wesentlichen Bestandteile des ehemaligen Stadtgrundrisses zu erkennen. Gerade der Grundriß, der Stadtplan ist es, der sich im allgemeinen sehr konservativ erhalten hat. Auf ihn sind wir daher für die Darstellung einer Stilgeschichte der deutschen Stadtbaukunst des Mittelalters in erster Linie angewiesen. Dagegen sind wir für den Aufbau, der für die künstlerische Haltung der Straßen- und Platzräume von wesentlicher Bedeutung ist, bis weit in das XV. Jahrhundert hinein im allgemeinen sehr lückenhaft unterrichtet, bei der Stadt Fürstenberg im besonderen infolge der restlosen Zerstörung und des Fehlens von Einzelanichten aus dem Stadtinneren auf Analogien anderer, zeitlich wie landschaftlich verwandter Städte angewiesen.

Bei der Planung war man mehr als anderweitig durch die geographischen Gegebenheiten gebunden. Die Form des Bergplateaus schreibt mit ihrem Rand und dem Verlauf der Stadtmauer den Umriß der Stadt vor. In der spitzen Westecke befand sich bereits die Burg. Anschließend mußte in der sich nach Osten keilförmig verbreiternden Bergfläche die Stadt angelegt werden. Ihre Größe betrug etwa zwei Drittel des benachbarten Geisingen und entsprach der Größe von Wolfach im Kinzigtal, auf die beide wir zum Vergleich noch zurückkommen werden. Von Osten und Süden her ersteigen zwei Zugangswege die Höhe, die sich kurz vor dem einzigen Stadttor im Südosten vereinigen. In der Mitte der Stadtanlage erstreckt sich vom Burgtor her eine platzartig breite Straße, die sich nach Osten



Rekonstruierter Plan von Fürstenberg

dreieckförmig verbreitert, indem südöstlich der Zugang zum Stadttor abschwemmt; im Nordosten führt eine Gasse zur Randstraße. Inmitten des Dreiecks befand sich die Kirche, die Westseite mit dem Eingang zur Burg hin gerichtet, mit dem Turm nordöstlich neben dem Chor. Sie stand sehr wohl berechnet im Gefüge der Stadt, von der Burg her als Blickpunkt und monumentaler Abschluß des Platzes, den Aufgang vom Tor her aber mit dem vom Turm überragten Chor abschließend. Die Mittelachse wird beiderseitig begleitet von ungefähr parallel zu ihren Fronten verlaufenden Randstraßen, die sich am Ostrand vereinigen. Im übrigen ist das Stadtgebiet in wenige große Blöcke aufgeteilt. Der spätzeitliche Zustand der Bebauung, den der Plan von 1794 vermittelt, kann natürlich in keiner Weise mehr einen Eindruck des mittelalterlichen Bildes geben. Einen schwachen Begriff vom Aussehen der Stadt zu Beginn des XVII. Jahrhunderts

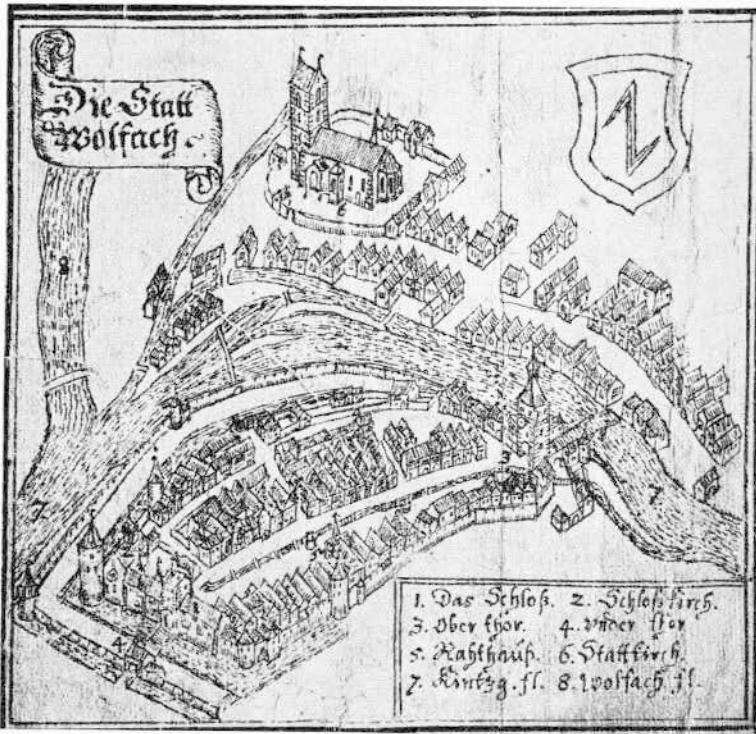


Fürstenberg auf der Bannkarte von 1620

vermittelt uns die kleine Ansicht auf der Karte der Landgrafschaft Baar vom Jahr 1620 im Donaueschinger Archiv (55a). Nach den umfangreichen Zerstörungen des 30jährigen Krieges ist das Schloß nicht

wieder aufgebaut worden und die Stadt zu einem unbedeutenden Ort herabgesunken (56). Den Zustand von 1688, von Nordoten gesehen, vermittelt uns ein Gemälde des Hüfingener Malers Martin Menradt auf Schloß Heiligenberg (57). Wir sehen links die umfangreiche, teilweise zerstörte Toranlage, rechts die Ruinen des Schlosses, dazwischen das Städtchen innerhalb der Stadtmauer malerisch als Stadtkrone auf dem Berg hingelagert, die Mitte betont von dem wohl noch aus dem Mittelalter stammenden stattlichen Kirchturm. Die wenigen überlieferten Daten (am Stadttor außen das fürstenbergische Wappen und die Jahreszahl 1513, am Schloß, an dem 1516 ein Neubau errichtet wurde und wieder 1621 unter Graf Wratisslaus Instandsetzungen vorgenommen wurden, die Zahl 1519) können uns nichts sagen (58), solange die Anschauung fehlt. Die älteste, bisher unbeachtete Teilansicht findet sich in Sebastian Münsters Cosmographie (59). Dargestellt ist die Westecke des Bergs mit der Burg, die sich — was keineswegs unwahrscheinlich ist — damals bis hart an den Bergrand erstreckte und hier mit einem turmartigen Bau gesichert war. Wir sehen auch ein Törchen mit Gußkerker darüber, von dem wir sonst nichts wissen, das aber noch 1767 auf dem Stammbaum von Carl Merck im Donaueschinger Archiv zu sehen ist (60).

Wenn oben (S. 163) die Vermutung ausgesprochen wurde, daß die Stadt Fürstenberg neben der Burg um 1250 angelegt wurde, als Graf Heinrich nach der Erbteilung die selbständige Herrschaft in der Baar angetreten hatte, so kann der Stadtplan zeigen, daß auch vom architektonisch-stilistischen her sich dieses Datum begründen läßt. Mit der Anlage der Stadt Breisach 1185 durch König Heinrich VI. erscheint im Breisgau zuerst eine Planform, die schon durch die Zähringergründungen in der Schweiz Bern (1156 und 1191), Freiburg (1157) und Murten (1170/80) vorbereitet war: eine breite Marktstraße als Rückgrat, begleitet beiderseits durch Parallelstraßen in gleichen Abständen. Diese Planform, die in ganz Deutschland sehr verbreitet ist, kommt dann z. B. in kleinerem Ausmaß im 3. Viertel des XIII. Jahrhunderts bei dem üsenbergischen Sulzburg oder zwischen 1287 und 1290 in dem schwarzenbergischen Elzach wieder (61). Auch zwei später fürstenbergische Städte gehören in diese Gruppe: Geisingen und Wolfach. Geisingen ist von den Herren von Wartenberg in der 2. Hälfte des XIII. Jahrhunderts wohl als ausgesprochene Konkurrenz gegen Fürstenberg gegründet worden (62). Während Fürstenberg nach seiner Lage und seinem beschränkten Raum vorwiegend Bedeutung als Burgstadt hatte, sollte Geisingen als Marktstadt ein wirtschaftlicher Mittelpunkt werden (63). Auch hier ist ein breiter Straßenmarkt im Zug der Landstraße von beiderseitigen Parallel-



Vogelschau von Wolfach 1655



gassen begleitet, das Ganze von einer sehr regelmäßigen rechteckigen Mauer umzogen. Gegenüber dieser sehr regelmäßigen Anlage finden wir in Wolfach eine durch das Gelände bedingte Variante dieser Grundform. Gegenüber dem im Winkel der Einmündung der Wolfach in die Kinzig liegenden alten Dorf mit der Kirche wird am linken Ufer zwischen Kinzigbogen und Käpflfelsen die Stadt angelegt, so daß am Fuß des Felsens im Zug der Landstraße der schöne breite leichtgeschwungene Straßenmarkt nach Süden verschoben ist und die ehemals zwei Parallelgassen nordwestlich von ihm angeordnet sind und die Nordwestmauer den Kinzigbogen wiederholt. Während Tumbült die Gründung der Stadt durch die Grafen von Wolfach noch „in die erste Hälfte des XIII. Jahrhunderts“, sicher aber vor 1291 ansetzt (64), datiert sie Tschira um die Mitte des XIII. Jahrhunderts (65), während Wingenroth die Entstehungszeit offen läßt (66). Ein Vergleich mit den anderen erwähnten Städten macht die Gründung in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts wahrscheinlich, jedenfalls vor dem Tod des letzten Grafen Friedrich von Wolfach 1296, dessen mit dem Grafen Heinrich II. verheiratete Tochter die Stadt den Fürstenbergern zubrachte.

Der Stadtplan von Fürstenberg erweist sich deutlich als zugehörig zu der gleichen Form von Stadtanlagen, wie sie für die zweite Hälfte des XIII. Jahrhunderts charakteristisch sind. Nur hat ihn der Städtebauer in geschickter Weise den topographischen Gegebenheiten der Form der Bergkuppe angepaßt. Die isolierte Lage bringt es mit sich, daß die Stadt nur ein sehr stark ausgebautes Tor hatte (von dem vielleicht vorhandenen Törlein an der Burg abgesehen). Fortifikatorisch erfüllt sie die Aufgabe einer Vorburg, nach Anlage und Größe geht sie aber darüber hinaus. Das zeigt z. B. ein Vergleich mit dem benachbarten Blumenfeld, ebenfalls einer eintorigen Burgstadt vor der Burg auf einer Anhöhe. Ihr Umfang ist aber nur etwa ein Drittel von Fürstenberg ohne ordnende Planung im Innern (67).

Wenn wir auch leider heute keine genaue Kenntnis davon haben, wie die Stadt Fürstenberg im Aufbau ausgesehen hat, so können wir uns doch vielleicht eine gewisse Vorstellung davon machen anhand einer von dem Basler Jacob Mentzinger gezeichneten Vogelschau von Wolfach aus dem Jahr 1655 im Donaueschinger Archiv (68). Die Stadt schmiegt sich, vom Käpflfelsen aus gesehen, in den Bogen der Kinzig, umschlossen vom Mauerring mit seinen Toren, Türmen und Gräben, die breite Marktstraße eingefast von den Reihen der Giebelhäuser, am Südende als Abschluß in der ganzen Breite das fürstenbergische Schloß mit der Kapelle in der Stadtecke. Nur müssen wir uns in Fürstenberg noch die Kirche als Stadtmittelpunkt

denken und vor allem das Ganze als Stadtkrone hoch auf dem Berg breit hingelagert, weit ins Land hineinschauend bis zu den Alpen, von weither sichtbar als Wahrzeichen der Baar, die unvergleichliche Residenz des Landesherrn.



Siegel der Stadt Fürstenberg 1307



## Anmerkungen

1. Friedrich Hefele: Freiburger Urkundenbuch I. Bd. Freiburg i. Br. 1940 (Fr. U. B. I) S. 19 n. 35.
2. Fr. U. B. I S. 41 n. 53
3. Vgl. z. B. Fr. U. B. I S. 49 n. 63 und S. 56 n. 68.
4. Fr. U. B. I S. 50 n. 63; nos completo etatis nostre anno duodecimo.
5. Vgl. die Stammtafel II bei Sigmund Riezler: Geschichte des Fürstlichen Hauses Fürstenberg und seiner Ahnen. Tübingen 1893.
6. Abb. 2 bei Johannes Lahusen: Die Siegel der Grafen von Freiburg. Freiburg i. Br. 1913. — Vgl. ergänzend Fr. U. B. I S. 48 n. 63, S. 51 n. 64, S. 55 n. 67, S. 58 n. 69, S. 59 n. 71.
7. Abb. 3 bei Lahusen (vgl. Anm. 6). — Vgl. Fr. U. B. I S. 47 n. 62. Hefele datiert diese Urkunde zwischen 1238 Mai 1 und 1240 Mai 1, schlägt selbst vor, möglichst weit gegen letzteren Termin vorzurücken; vielleicht wäre eine noch spätere Datierung möglich, S. 61 n. 75, S. 62 n. 76, S. 65 n. 78, S. 74 n. 87, S. 78 n. 91, S. 93 n. 103.
8. Sigmund Riezler: Fürstenbergisches Urkundenbuch I. Bd. Tübingen 1877 (Fb. U. B. I) S. 186 n. 211 Anm. 3.
9. Abb. 5 bei Lahusen (Anm. 6). — Fr. U. B. I S. 68 n. 82
10. Fb. U. B. I S. 195 n. 427, S. 196 n. 428. Daß 428 vor 427 anzusetzen ist, hat Georg Tumbült: Das Fürstentum Fürstenberg. Freiburg i. Br. 1908 S. 17 Anm. 1 festgestellt.
11. Fr. U. B. I S. 94 n. 109.
12. Eduard Heyck: Geschichte der Herzoge von Zähringen. Freiburg i. Br. 1891 S. 397, 512. — Riezler (Anm. 5). — Tumbült (Anm. 10). — Hermann Lauer: Kirchengeschichte der Baar. 2. Aufl. Donaueschingen 1928. — Karl Siegfried Bader: Zur politischen und rechtlichen Entwicklung der Baar in vorfürstenbergischer Zeit. Freiburg i. B. 1937.
13. Georg Tumbült: Zur Gründung der Stadt Fürstenberg. In: Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar... in Donaueschingen XV. Heft Tübingen 1924 S. 82 f. — F. K. Barth: Die Stadt Fürstenberg. In: Die Heimat. Blätter für Baar und Schwarzwald. Beilage zum Donauboten Nr. 14/1932, 24. Juli S. 73—76 (Wieder abgedruckt ohne Anmerkungen und Plan in: Alemannische Heimat, Heimatgeschichtliche Beilage der Tagespost Nr. 21. Freiburg i. Br., den 22. November 1936.) — Paul Revellio: Die Stammburg der Fürsten zu Fürstenberg. In: Festschrift zum 70. Geburtstag seiner Durchlaucht des Fürsten Max Egon zu Fürstenberg. Schriften usw. XIX. Heft. Donaueschingen 1933 S. 362—374.
14. Riezler (Anm. 5) S. 201.
15. Annales sancti Georgii MG. SS. XVII, 296. — Fb. U. B. I S. 66 n. 96
16. Riezler (Anm. 5) S. 201 und Fb. U. B. I S. 66 n. 96 Anm. 2. — Lauer (Anm. 12) S. 55.
17. Revellio (Anm. 13) S. 364
18. Bader (Anm. 12) S. 25 f.
19. U. a. Barth (Anm. 13) S. 73; Revellio (Anm. 13) S. 363.
20. Barth (Anm. 13) S. 73.
21. Tumbült 1924 (Anm. 13) S. 82; Barth (Anm. 13) S. 73; Revellio (Anm. 13) S. 363; Mitteilungen aus dem Fürstenbergischen Archiv II. (Schluß-) Band. Tübingen 1902 S. 632 f. n. 921. — Über die Mauerbaupflicht umliegender Ortschaften allgemein Franz Beyerle: Zur Wehrverfassung des Hochmittelalters. In: Festschrift Ernst Mayer (Würzburg) zum 70. Geburtstag. Weimar 1932 S. 31—91 mit zahlreichen Beispielen.
22. Revellio (Anm. 13) S. 364; Bader (Anm. 12) S. 26.
23. Fb. U. B. I S. 256 n. 525. — a) Punkte im Or.; Perg. Or. Villingen.
24. Barth (Anm. 13) S. 74; Lauer (Anm. 12) S. 91 „um 1200“; Tumbült 1924 (Anm. 13) S. 82; Johanna Bastian: Der Freiburger Oberhof. Veröffentlichungen des Alemannischen Instituts Freiburg im Breisgau. Freiburg i. Br. 1934 S. 47.

25. Heyck (Anm. 12) S. 512.
26. Karl Zeumer: Original-Matrikel der königlichen Kammer. MG. Const. III S. 2–5. In: Quellensammlung zur Geschichte der deutschen Reichsverfassung in Mittelalter und Neuzeit. 2. Aufl. Tübingen 1913 Nr. 64 S. 83 f. n. 44 u. 94.
27. Fb. U. B. I S. 283 n. 584.
28. Bastian (Anm. 24) S. 46 f.
29. Vgl. die Stammtafel bei Heyck (Anm. 12) am Schluß.
30. Fb. U. B. I S. 257 n. 526.
31. Fb. U. B. I S. 186 n. 411 und Fr. U. B. I S. 65 n. 78.
32. Franz Beyerle: Untersuchungen zur Geschichte des älteren Stadtrechts von Freiburg i. Br. und Villingen a. Schw. Deutschrechtliche Beiträge Bd. V. Heft 1. Heidelberg 1910 S. 168 f.
33. Fb. U. B. I S. 199 n. 430; 1251 urkundet Graf Heinrich in Villingen mit Villingen Bürgern als Zeugen. An der Urkunde findet sich zum erstenmal das selbständige Siegel (vgl. o. S. 160 und Anm. 10) des Grafen Heinrich (Abb. 198), daneben das Siegel civium de Villingen mit dem zähringischen Adler ohne Feh-Rand — Fb. U. B. I S. 201 n. 433; Datum apud Vilingen anno domini 1254 . . . presentibus . . . et ciuibus de Villingen.
34. Neustadt: ecclesia Nova Civitas. Lib. dec. Frbg. Diöz. Archiv Bd. 1. 1866 S. 30. — Löffingen: Fb. U. B. I S. 197 n. 429. — Bräunlingen: in der stat ze Brullingen F. U. B. V. 1885 S. 23. Da Bräunlingen 1305 an Habsburg abgetreten wird, ist die Gründung um einige Jahrzehnte früher anzunehmen, wohl auch im 3. Viertel des XIII. Jahrhunderts.
35. Fb. U. B. I S. 216 n. 454.
36. Fb. U. B. I S. 309 n. 621.
37. Fb. U. B. I S. 314 n. 627 und S. 321 n. 633.
38. Fb. U. B. I S. 324 n. 637 und S. 328 n. 642.
39. Fb. U. B. II S. 1877 S. 11 n. 13.
40. Fb. U. B. II S. 28 n. 36 und Abb. S. 29.
41. Barth (Anm. 13) S. 74.
42. Fb. U. B. V S. 360 n. 378 g Ablaßbrief vom 27. Februar 1353.
43. Frbg. Diöz. Archiv Bd. 5, 1870 S. 95.
44. Lauer (Anm. 12) S. 217 (ohne Quellenangabe): Unterm 17. November 1616 beklagte sich die Gemeinde Hondingen bei dem Dekan des Landkapitels Villingen, Pfarrer Jakob Merk zu Heidenhofen, daß den in Fürstenberg wohnenden Pfarrherren „alsbald der Berg gen Hondingen zu hoch geworden sei“. Sie hatten Hondingen wenig mehr besucht.
45. Fb. U. B. IV 1879 S. 52 n. 65; S. 418 n. 472 Anm. 1.
46. Fb. U. B. III. 1878 S. 420 n. 590.
47. 1409: Fb. U. B. III S. 37 n. 55. 1435: Fb. U. B. IV S. 25 n. 39 Anm. 1 st. Erharts Kaplan. 1504: Fb. U. B. IV S. 354 n. 379 Erhards-Kaplanei.
48. 1503: Fb. U. B. III S. 247 n. 327.8.
49. Lauer (Anm. 12) S. 290.
50. Freundl. Mitteilung Sr. Erlaucht Dr. Christian Altgraf von Salm.
51. Lauer (Anm. 12) S. 110. — Fb. U. B. VII n. 103.1.
52. Die historisch-politischen Voraussetzungen und Begleitumstände für die Städtegründungen des XII. Jahrhunderts am Oberrhein können hier nicht dargelegt werden. Vgl. dazu W. N.: Die Stadtanlage von Kolmar. In: Alemannisches Jahrbuch 1953 (Lahr) S. 184–190.
53. Die neue Stadt wurde in der Folge vom Berg herab verlegt.
54. Abgebildet nach einer Umzeichnung des Fürstl. Oberbauinspektors Moog mit Eintragung des Grabungsbefundes im Burgbezirk bei Revelio (Anm. 13) S. 366.
55. Auf unserem aufgrund dieser Übertragung von Fräulein Dr. Ingrid Felicitas Schultz gezeichneten Plan sind einige im Lauf der Jahrhunderte entstandene Verschiebungen und Unregelmäßigkeiten rekonstruiert, um ein möglichst zutreffendes Bild der ursprünglichen Anlage zu geben.
- 55a. Fürstl. Fürstenbergisches Archiv in Donaueschingen Kasten IV, Schublade I, O. Z. 5. — Den Hinweis auf die Karte verdanke ich Herrn Professor Dr. Ruthard Oehme in Karlsruhe.

56. Barth (Anm. 13) S. 75 f.; Revellio (Anm. 13) S. 372.
57. Abb. bei Revellio S. 368/9 und Badische Heimat 25. Jg. Jahresband „Die Baar“ Freiburg i. Br. 1934 S. 127. — Eine Lithographie danach von J. Velten im Denkmälerarchiv des Freiburger Augustiner Museums. — Ein in Freiburg bei Herder gedrucktes unbezeichnetes Aquatintablatt vom Anfang des XIX. Jahrhunderts vor Südosten gibt nur einen sehr allgemeinen Eindruck.
58. Revellio (Anm. 13) S. 365. 371 f.
59. Ausgabe 1550 S. 719. — In späteren Ausgaben (von 1598 an?) findet sich eine andere Ansicht, vielleicht die im gleichen Zusammenhang erwähnte Burg Hohenberg darstellend?
60. Abb. nach einer Umzeichnung bei Revellio (Anm. 13) S. 362. — Revellio bemerkt S. 369 daß er in diesem Teil des Burgareals nicht mehr graben konnte.
61. W. N.: Die mittelalterlichen Städte im Breisgau. In: Oberrheinische Heimat 28. Jg. Jahresband „Der Breisgau“ 2. Aufl. Freiburg i. Br. 1942. S. 190—193 (Breisach), 198 f. (Sulzburg), 202 (Elzach).
62. Karl Siegfried Bader: Zur Geschichte der Stadt Geisingen In: Badische Heimat 1938 (Anm. 57) S. 390.
63. Nachdem Anfang des XIV. Jahrhunderts Geisingen fürstenbergisch geworden war, ergab sich eine sinnvolle Verteilung der Aufgaben. Indessen bittet 1596 die Stadt Fürstenberg die Grafen Joachim und Albrecht, sie sollen sie des Markts zu Geisingen überheben, weil es nicht der Brauch gewesen ist, daß sie dorthin, wo wenig zu verkaufen, zu Markt fahren (Mittellungen aus dem F. Fürstenbergischen Archive II. (Schluß-)Band. Tübingen 1902 S. 682 f. n. 921).
64. Georg Tumbült: Gründung, Recht und Verfassung der Stadt Wolfach im Kinzigtal. In: Historische Aufsätze Aloys Schulte zum 70. Geburtstag gewidmet. Düsseldorf 1927 S. 134 f.
65. Wilhelm Arnold Tschira: Stadt und Schloß Wolfach. In: Badische Heimat 22. Jg. Jahresband „Offenburg und die Ortenau“ Freiburg i. Br. 1935 S. 323.
66. Max Wingenroth: Die Kunstdenkmäler des Kreises Offenburg. Tübingen 1908. S. 676. — Stadtplan 678/679.
67. Paul Motz: Die alten Hegaustädte Engen, Aach, Blumenfeld und Tengen. In: Badische Heimat 17. Jg. Jahresheft „Singen und der Hegau“ Karlsruhe 1930 S. 77 ff. mit Stadtplan S. 78.
68. Abb. bei Wingenroth (Anm. 66) S. 677 und Tschira (Anm. 65) S. 324

## Die Donaueschinger Handschrift 335

Ein Beitrag zum Werk des Jean Colombe

von Erna Huber.

Die von Barack in seinem Katalog der Handschriften der Fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek zu Donaueschingen als „lateinisches Gebetbuch“ unter Nr. 335 bezeichnete Handschrift gehört in die große Gruppe der Livres d'Heures, Gebetbücher zum privaten Gebrauch für die verschiedensten Anlässe. Es ist ein kleines, äußerlich unscheinbares Bändchen; sein Inhalt jedoch, besonders aber seine Miniaturen sind von so hoher künstlerischer Qualität, daß ein Versuch, sie kunstgeschichtlich einzureihen, ihrer Herkunft und ihrem Meister nachzuforschen ebenso verlockend wie berechtigt ist.

Eine kurze Beschreibung soll mit den Gegebenheiten vertraut machen: Der Buchblock mißt 8 x 12 cm, der Einband 9 x 12,6 cm. Nach Baracks Zählung enthält die Handschrift 194 Blatt, wobei drei Vorsatzblätter nicht mitgezählt wurden, wohl aber das letzte leere Blatt, 37 ganzseitige, 2 nahezu ganzseitige Miniaturen, sowie eine Art Vignette (musizierende Engel) verleihen der kleinen Handschrift Qualität und Wert. Sehr zahlreiche kleine Initialen und Zierleisten in feinsten Goldmalerei auf wechselnd blauem und rotem Grund schmücken die Textseiten. Das Pergament ist von schöner, heller Färbung, die Schrift gleichmäßig, doch finden sich, besonders gegen Ende der Handschrift, einige Gebete in kleineren Schriftzeichen, die aber nicht von anderer Hand stammen. Es ist eine schöne, klare, spätgotische Buchkursive mit dem charakteristischen, schief stehenden und in der Mitte verdickten langen s und i, den spitz zulaufenden und etwas gebogenen Unterlängen des p und den ebensolchen Endungsstrichen an n und m am Wortende. Die Schrift ist sehr sorgfältig, mit mehr Brechungen als Rundungen, der gotischen Schrift näher stehend als der Renaissanceschrift. Der Schreiber verwendete schwarze Tinte für den Text der Gebete und rote oder blaue für kurze Erklärungen oder Hinweise auf einen neuen Abschnitt. Jede Schriftseite hat 13 Zeilen (rote Linierung) und umfaßt eine Fläche von ca. 5,5 x 7 cm. Der Satzspiegel wirkt immer als geschlossenes Ganzes, obwohl auf eine Umrandung verzichtet wurde. Auch die illuminierten Blätter sind auf

der anderen Seite mit Text beschrieben. Die Miniaturen haben einen einfachen, leistenähnlichen perspektivisch gezeichneten Goldrand, der oben manchmal in flachem Bogen schließt.

Die liturgischen Texte, Psalmen, Evangelien und kirchlichen Gebete, den größten Teil der Handschrift einnehmend, sind in lateinischer Sprache niedergeschrieben, der Kalender, verschiedene Anmerkungen, (Fol. 167r—176r) jedoch in französischer Sprache. Eine Verwechslung unterlief dem Schreiber auf Fol. 118r unten: es muß „St. Cruce“ heißen, nicht „beate Marie“. Kürzungen im Wort sind nicht allzu häufig, öfter aber an den Zeilenenden zu finden, Kürzungen ganzer Sätze manchmal aus Platzmangel am Gebetsende, z. B. nur „per“ statt „per dominum nostrum“ auf Fol. 125v unten.

Inhaltlich beginnt die Handschrift mit einem einfachen Kalendarium ohne Bilder (Fol. 1—12), ihm folgen die Anfänge der vier Evangelien (Fol. 13—20v), ein gekürztes Evangelium der Passion und Gebete (Fol. 21r—27v). Die weiteren Abschnitte sind:

Fol. 28r—57r: Gebete und Psalmen nach dem Bild der Verkündigung — Fol. 57v—110r: „Horae beate Marie“ — Fol. 110v—124r: „Horae de sancta cruce“ — Fol. 124v—132r: „Horae de sancto spiritu“ — Fol. 132v—147r: Psalmen nach dem Bild „David“ — Fol. 147r (unten)—156v: Allerheiligenlitanei — Fol. 157r—162r: ein Gebet zur Muttergottes „Sta Maria Mater // Dei pietate plenissima . . .“ — Fol. 162v—172r: „Oraison pitieuse et devote à Notre Dame“ (Stabat Mater) — Fol. 172v—176r: „Oraison de la sainte Veronique“ — Fol. 176v—177r: „De sancto Johanne Baptista“ — Fol. 177v—178r: „De sancto Petro et Paulo. Antiphona“ — Fol. 178v—179r: Gebet zum hl. Stephanus — Fol. 179v—180r: „De Sto Laurencio“ — Fol. 180v—181v: „De sancto Sebastiano. Antiphona“ — Fol. 182: „De sancto Claudio. Antiphona“ — Fol. 183: „De sancto Francisco. Antiphona“ — Fol. 184r—185v: „Des cuiq saints privilegiez Ant. (Christophorus, Blasius, Egidius, Georg, Dionysius)“ — Fol. 186r—188r: „Pro omnibus fidelibus defunctis“ — Fol. 188r (unten)—188v: Ein Gebet zur hl. Magdalena (Anfang abgeschnitten) — Fol. 189r—189v: „cheste beneficium intravit in . . . [Sta] Anna . . .“ — Fol. 190r—191r (oben): „Sta Appola virgo et martyr.“ — Fol. 191v—192r: Gebet zu fünf hl. Jungfrauen (Anfang abgeschnitten) — Fol. 192v—193v: Gebet zu allen hl. Jungfrauen (Anfang durch Feuchtigkeit verdorben).

Die Handschrift ist heute in grünen Samt gebunden, mit zwei silbernen Schließen ohne Ornament versehen, eine Art Einband, wie er häufig um die 40er Jahre des 19. Jahrhunderts vorkommt. Beim Pergament berühren sich je zwei Fleisch- und zwei Haarseiten. Eine Lage umfaßt meist 8 Blatt, doch sind auch solche zu 6 Blatt da-

zwischen. Auf dem zweiten Vorsatzblatt recto ist mit Tinte eingetragen: „Nr. 3 Catalogue Didiet Petit (1) de Lyon 1838“ (ausgestrichen) und „Manuscrit du siècle contenant feuillets de prière en latin ou de miniatures, qui sont au nombre de “. In die Fehlstellen hat die gleiche Hand (vergl. die Zahl 1838) mit Bleistift folgendes eingesetzt: Bei der Blattzählung eine dreistellige Zahl, von der die beiden letzten eine 93 deutlich erkennen lassen. Die erste Zahl ist in ihrer ursprünglichen Form unleserlich. Eine andere Hand besserte sie in eine deutliche 1 aus. Die Zahl der Miniaturen ist mit 20 angegeben. Es ist dieselbe Hand, die die erwähnte Bemerkung schrieb. Deutlich unterscheidet sich von ihr Baracks nebenstehende „Nr. 335“. Auf dem nächsten Blatt steht oben in der Mitte schwach mit Bleistift von derselben Hand (vergl. „L“ bei Lyon) eingetragen „Louis XII“ (ausgestrichen).

Bei den meisten Miniaturen und vielen Textseiten strahlen Farben und Gold noch in alter Frische. Übermalungen oder Korrekturen sind nirgends zu erkennen. Die ersten und letzten vier Blatt zeigen geringe Schäden durch Feuchtigkeit, auch muß vom Rücken her an manchen Stellen Feuchtigkeit eingedrungen sein. Außerdem wurden die ersten fünf Blatt des Kalendariums vor dem Zuschnitt verschoben, sodaß die Schriftzeilen schräg nach oben steigen. Kleine Fehlstellen an einigen Miniaturen sind durch Abblättern oder Feuchtigkeit zu erklären, manchmal ist die Grundierung und die Vorzeichnung sichtbar. Das alles sind unbedeutende Schäden. Schlimmer ist, daß die Handschrift, wie viele andere beim Neubinden zu sehr zugeschnitten wurde. Ein Rand von ca. drei Zentimetern ist dabei bestimmt verloren gegangen. Im Textzusammenhang fehlen drei Blatt (zwischen Fol. 124 und 125, 156 und 157, 189 und 190). Das Blatt mit St. Anna ist falsch eingehftet, an seine Stelle käme laut Vorpruch Bild und Gebet zur hl. Apollonia.

Bei genauerem Durchblättern findet sich auch noch eine Lagenzählung von 1—22, die nicht von Baracks Hand stammt. Die Zahlen sind schwach mit Bleistift in den Falz am oberen Rand eingetragen. Die Art der Zahlen könnte mit der Schrift des Vermerks „Didiet Petit“ übereinstimmen. Aufschlußreicher ist das Vorkommen einer älteren Foliierung, ebenfalls mit Bleistift am unteren Rand, jeweils auf den recto-Seiten nahe am Falz. Sie ist teilweise dem Zuschnitt zum Opfer gefallen. Diese Zahlen stimmen sicher mit der Schrift der Notiz „Didiet Petit“ überein (vergl. die „3“ und „8“ von „1838“ mit z. B. der „88“ bei den fünf hl. Jungfrauen, Fol. 182r). Die ältere Foliierung beginnt beim heutigen Blatt 60 und zählt 1—6 (heute 60—65). Fol. 7—21 der alten Zählung finden wir in Fol. 76—90 der

heutigen Foliierung wieder, Fol. 22—30 im heutigen Fol. 100—114. Fol. 31 fehlt. Fol. 32—47 ist heute Fol. 140—155 und Fol. 48—59 ist Fol. 176—182. Die weiteren Zahlen der älteren Foliierung sind bis auf kleine Reste abgeschnitten. Sichtbar ist sie wieder mit Fol. 80. Die letzte Zahl ist 90. Das fehlende Blatt 31 deckt sich mit der Textfehlstelle zwischen dem heutigen Blatt 156 und 157. Die ältere Foliierung — 1—90 — betrifft also mehrere Bruchstücke der heutigen Handschrift.

Die Notiz auf Blatt 2 spricht, wie schon erwähnt, von 20 Miniaturen. Tatsächlich finden sich im Bereich der älteren Foliierung 20 Miniaturen, während der heutige Band 40 aufweist. Diese Übereinstimmung läßt die Folgerung zu, daß die vorliegende Handschrift vor 1838 aus mehreren Bruchstücken bei Didiet Petit in Lyon wieder zusammengetragen und neu gebunden wurde, wobei auch der Zuschnitt erfolgte. Die Lagenzählung geschah beim Zusammenrichten vor dem Neubinden. Sie ist im Gegensatz zur älteren Foliierung nicht zugeschnitten.

Verglichen mit berühmten Stundenbüchern, die oft 150 und mehr Miniaturen enthalten, ist die Handschrift 335 der Hofbibliothek Donaueschingen ein kleines Werkchen. Doch hat dies für die Illuminierung den Vorzug, daß die Handschrift in kürzerer Zeit angefertigt werden konnte und daß man dazu nicht eine größere Anzahl Maler benötigte. In der Tat sind die Miniaturen ziemlich einheitlich in Stil und Ausstattung. Die Unterschiede sind weniger zeitlich oder stilistisch, als gelegentlich Qualitätsunterschiede der verschiedenen Hände. Das Thema „kleines Andachtsbuch“ ist künstlerisch vortrefflich gestaltet, die Illumination echte Miniatur.

Allen Miniaturen der Handschrift ist gemeinsam die Verwendung von Pinselgold zum Aufsetzen von Lichtern, zur Modellierung von Figuren, Gewändern, Rüstungen, Architektur und Landschaftsstaffagen. Gemeinsam ist auch der stilistisch einheitliche, sehr schöne, spätgotische Faltenwurf der Gewänder. Charakteristisch ist das um die Schultern anliegende, dann in parallelen Falten fallende Gewand, das erst nach unten sich vielfach bauscht und oft zu dekorativer Wirkung ausgebreitet wird (s. Abb. 1). Die Falten selbst sind nicht unruhig, scharfkantig oder stark knitterig, sondern bei aller dekorativen Wirkung wie im natürlichen Fall geordnet und schön geschwungen ohne ausgesprochen weich zu sein. Letztlich ist noch gemeinsam das überaus feine Landschaftsbild, mit realistischen Bäumen, oft mit besonntem Wiesengrund, belebt durch Gebäude, meist Burgen auf steilem Felsen.

Trotz diesen Übereinstimmungen sind verschiedene Meister zu unterscheiden: das erste Bild, Johannes auf Pathmos stammt von einem Maler, der sich vorzüglich auf die Landschaft verstand, der einen weiten, belebten Hintergrund gibt. Die Komposition ist äußerst einfach: die Jünglingsfigur des Johannes sitzt auf einer sehr kleinen Insel vor einem Felsen, im goldenen Gewand und Haar, der Adler neben ihm. Auffallend ist die Verschmelzung und Harmonie mit der Landschaft, trotz der altertümlichen Auffassung des Themas. Das Gleiche gilt von dem entzückenden Bild der Flucht nach Ägypten (Abb. 2). Die Lieblichkeit des Ausdrucks stimmt mit der Lieblichkeit der Landschaft zusammen. Auch hier ist die Komposition äußerst einfach. Nach der Feinheit der Ausführung der Einzelheiten, dem ausdrucksvollen Gesicht, der Haltung des Körpers dürfte auch der Schmerzensmann von der Hand dieses Meisters stammen. Seine Bilder zählen zu den besten der Handschrift.

Ein anderer Maler, sehr qualitativ, doch im Temperament grundverschieden, präsentiert sich in den Bildern der drei Evangelisten, der Verkündigung und Heimsuchung, der Anbetung der Könige, der Marienkrönung, in der schönen Nachtszene der Gefangennehme Christi (Abb. 3) in der Geißelung, (Abb. 4) Kreuzigung, Grablegung, Pietà, Enthauptung des Täufers, der musizierende Engel, des Todes und des Noli me tangere. Sehr wahrscheinlich gehört auch das zweite Halbfigurenbild, Maria mit Kind vor rotem Vorhang, diesem Meister zu. Jedenfalls läßt es sich mit dem Meister des Schmerzensmannes nicht verbinden.

Alle diese Themen bedingen, mit Ausnahme der Evangelisten, eine Szene und eben im Szenischen liegt dieses Malers Stärke, ebenso wie in der Architekturdarstellung. Das stille Andachtsbild liegt ihm nicht. Aus diesem Grund ist bei ihm die Komposition stets etwas außergewöhnlich. Die Szene ist groß in die Mitte des Vordergrundes gerückt. Mittel- und Hintergrund baut der Maler in bildparallelen Schichten übereinander. Die Innenräume haben Tiefe, die menschliche Figur steht immer zu den Räumen in guter Proportion. Der Maler liebt es mehr, Menschenansammlungen zu geben, als viel Landschaft. Meist tut man nur aus einem Fenster oder Tor einen kleinen Ausblick in blaue Ferne. Die wenige Landschaft ist aber, wenn auch in minuiziöser Kleinheit, doch sehr gekonnt mit wenig Mitteln leicht und sicher hingesezt. Die menschliche Figur ist schlank, klein, doch wohlproportioniert, ihre Bewegungen und Gesten gelöst. Mit kurzen dicken Strichen skizziert der Maler Gesicht, Haar und Bart der Männer. Er schraffiert auch etwas großzügig die Schatten der Bäume und Architekturen, die Wellen des Wassers; er charakterisiert Stoffe



wie Brokat in flüchtiger Malweise mit geringen Mitteln vollkommen treffend und steht darin im Gegensatz zu der Feinheit der Malweise des ersten Meisters. Die Frauengesichter sind feiner gezeichnet. Ein Typus mit niedriger Stirn, struppigem Haar und Bart und starken Augenbrauen kommt in jedem seiner Bilder vor. Aber seine Gesichter haben immer Ausdruck, die Hände sind groß, doch fein modelliert. Das Gesamtkolorit wirkt farbig, doch nicht bunt und nicht zu hell. Goldtöne herrschen neben den ikonographisch bedingten Eigenfarben, dem duftigen Kobaltblau der Hintergründe und dem kräftigen Steingrau der Architekturen. An dieser Farbgebung ist noch alles mittelalterlich. Die Perspektive hat manchen „Fehler“, sie ist nicht mathematisch begründet, sonder erfüllt. Ein besonderes Zeichen seines persönlichen Stils ist des Meisters Neigung zur Architektur. Gerne verlegt er seine Szenen in Innenräume mit plastisch geschmückten Wänden oder vor Architekturhintergründen. Dabei ist der plastische Schmuck äußerst lebendig. Nicht nur, daß die Figuren wie lebend aussehen, sondern es kommen auch Fabeltiere, Putten und Engelshalbfiguren auf Wolkensäumen vor. Außer diesem ausgesprochenen Schmuck versteht es der Meister die Architektur an sich durch marmorierte und gedrehte Säulen, Gesimse, Frieze und Marmorintarsia zu beleben (s. Abb. 4). Architektonischer Sinn und Phantasie vereinigen sich in diesem Maler, von dem nahezu die Hälfte der Bilder der Handschrift stammt.

Wo der Meister dem Thema des Andachtsbilds nicht ausweichen kann (Geburt Christi, Darstellung im Tempel, Beweinung Christi, Pfingsten und alle hl. Jungfrauen), überläßt er es einem Gehilfen nach seiner Vorlage zu arbeiten. Das gleiche geschah auch bei Christus vor dem Hohenpriester, dem Martyrium der hl. Apollonia (Abb. 5), der Unterweisung Mariens durch ihre Mutter Anna und dem Wunder des hl. Claudius. Der Gehilfe folgt sklavisch der Vorlage. Seine Gesichter sind jedoch stumpfer im Ausdruck als die seines Meisters, die Bewegungen eckiger, die Volksmassen sind summarischer behandelt, die Komposition hat weniger Gleichgewicht. Größere volkreiche Szenen charakterisieren jedes Bild.

Ein dritter etwas selbständiger Maler schuf die Bilder der einzelnen Heiligen: Veronika, Petrus und Paulus, Franziskus, die fünf männlichen und die fünf weiblichen Heiligen, deren stilles Beisammenstehen etwas unbeholfen wirkt. Auch ist die Landschaft nicht so präzise gezeichnet.

Eine letzte Gruppe von wenigen Miniaturen (Verkündigung an die Hirten, Stephanus, Laurentius, Sebastian) entfernt sich am weitesten vom Urbild des Hauptmeisters, obwohl auch da seine Kopf-

typen vorkommen. Die Bewegungen sind fahriger, jüher, die Verkürzung der Figuren manchmal unrichtig, die Harnische fremd und prunkend. Manchmal stört eine Auffälligkeit — wie der im Vordergrund Liegende bei der Verkündigung an die Hirten — die Komposition. Mit all diesen Eigenschaften stimmt eine grelle Farbigkeit zusammen. Immer stört ein Rot — Zinnober oder helles Karmin — die Harmonie des Kolorits.

Diese beiden letzteren Maler fallen wenig ins Gewicht. Im Gegenteil, durch das überall spürbare Anlehnen an des Hauptmeisters Stil, Komposition und Eigenarten gewinnt dieser an Bedeutung. In einer Zeit des beginnenden Rückgangs der Miniaturenkunst gehört der Hauptmeister mit zu den besten Leistungen.

Wer war dieser Meister oder in welchem Werkstattzusammenhang ist er zu suchen? Wie schon mehrfach angedeutet, handelt es sich um eine Handschrift des späten 15. Jahrhunderts, die im französischen Sprachgebiet entstanden ist. Gewisse Eigenheiten, z. B. die Komposition der Marienkrönung (Abb. 1), die viele Verwendung von dekorativer Architektur oder die Art der Darstellung von blauen und roten Engeln lassen zunächst an Fouquet und sein Atelier denken. Doch genügt schon ein Vergleich mit Miniaturen der Heures d'Etienne Chevalier, (2) um sich zu überzeugen, daß der Hauptmeister der Donaueschinger Handschrift 335 zwar viele Einzelheiten von Fouquet übernommen hat, daß er aber keinesfalls Fouquet selbst ist, dessen Figuren plastischer, dessen Innenräume tiefer, dessen Architektur gebauter und dessen Gesichtstypen völlig verschieden sind.

Bei Durchsicht des einschlägigen Werkes von Leroquais (3) fand sich jedoch eine sehr nahe Verwandtschaft mit dem Heures de Louis de Laval (4), die zwischen 1469 und 1489 entstanden sein müssen. (5) Die Handschrift mißt 24,2 x 17,2 cm und hat über 150 ganzseitige Miniaturen. Inhaltlich ist sie der Donaueschinger Handschrift ähnlich. Bezüglich der künstlerischen Herkunft der Miniaturen untersucht Leroquais (6) die Möglichkeit, daß Fouquet der Hauptmeister sei, verwirft sie dann aber teils aus stilistischen, teils aus historischen Gründen. Er schreibt eine Anzahl Miniaturen schließlich dem Jean Colombe aus Bourges zu.

Jean Colombe (7), seit 1467 in Bourges tätig und dort 1529 gestorben, arbeitete um 1470 für Charlotte von Savoyen, der zweiten Gemahlin Ludwigs XI. von Frankreich, und wurde um 1485 vom Herzog von Savoyen beauftragt, die berühmten très riches Heures du Duc de Berry zu vollenden. Durrieu (8) weist ihn außerdem (9) als Mitarbeiter an mehreren französischen Stundenbüchern der Bibliothèque Nationale, Paris (10) und einer Apokalypse in der Bibliothek

des Escorial nach. (11) Der Thieme-Becker-Aufsatz „Colombe“ nennt auch die Heures de Louis de Laval, aber noch nicht Ms 677 der Pierpont-Morgan-Library, dessen Illumination der Ausstellungskatalog (12) noch als Werk eines Fouquet-Nachfolgers bezeichnet, das aber der vielen Übereinstimmungen mit den Heures de Laval wegen, jetzt dort überwiegend Colombe und seiner Werkstatt zugeschrieben wird.

Das Werk von Leroquais (siehe Anm. 3) enthält 10 Tafeln Abbildungen aus den Heures de Louis de Laval, die im folgenden zum Vergleich herangezogen wurden. In jeder der Miniaturen finden sich in Einzelheiten zahlreiche, zum Teil wörtliche Übereinstimmungen mit den charakteristischen Eigenheiten des Hauptmeisters der Donaueschinger Handschrift, von denen hier nicht näher die Rede sein soll. Wichtiger ist, daß selbst bei der Auswahl von wenigen Bildern eine Anzahl davon ganz ähnlich komponiert ist, z. B. Christus und Maria im Himmel (Pl. 78). Maria und Christus sind auf einem Thron, der mit seinem übergeworfenen Tuch wörtlich mit dem Thron bei der Marienkrönung der Donaueschinger Handschrift übereinstimmt, nebeneinandersitzend dargestellt. Über dem Thron bauen sich zwei Reihen Engel übereinander auf. Das Pfingstbild (Pl. 76) mutet an, wie ein seitenverkehrtes Gegenstück der entsprechenden Miniatur der Donaueschinger Handschrift. Auch hier erfüllt eine große Volksmenge nur eine Bildhälfte, auch hier kniet Maria im Vordergrund und einige Personen ihr gegenüber. Der Meister scheint ebenfalls die Innenräume der Landschaft vorzuziehen, wo er aber Landschaft gibt, — meist nur in kleinen Ausschnitten, — ist sie ebenso gestaltet und aufgebaut wie die Landschaften des Donaueschinger Meisters: Burgen auf steilen Felsen sind ebenfalls sein Lieblingsthema. Der Meister der Heures de Laval verrät ein noch größeres Interesse an der Architektur als der Donaueschinger Meister. Seine Bilder zeigen eine sehr reiche Architekturumrahmung, übersät mit Schmuckmotiven. Es ist die gleiche Grund-Auffassung von Architektur, wie sie den Donaueschinger Meister charakterisiert. In der gleichen Weise wie bei ihm ist auch der Innenraum bei den Vergleichsbildern der Heures de Laval gestaltet. Der Unterschied besteht jedoch darin, daß bei den (eben kleineren) Donaueschinger Bildchen jede Überladenheit vermieden wird. Alles ist hier vereinfacht, die Architekturformen und der Schmuck. Die Einzelformen sind bei den Heures de Laval gotischer .

Auch dieselbe Art der kurzstricheligen Malweise von Haar und Bart findet sich dort, ebenso wie der Typus mit niedriger Stirn, dichten Brauen und struppigem Bart. Was die Zeichnung und den Aus-

druck der Gesichter anbetrifft, so findet sich auch hier manche Übereinstimmung. Die Donaueschinger Bilder wirken aber überall da stumpfer im Ausdruck, wo ohnedies die Hand eines Werkstattgehilfen angenommen wurde. (Pfingsten, Martyrium der hl. Apollonia). Das Gleiche gilt von den Bewegungen, man braucht nur die hingebungsvolle Haltung der Maria auf dem Pfingstbild der Heures de Laval mit den steifen Knien in dem entsprechenden Donaueschinger Bildchen zu vergleichen, um sicher zu sehen, was der Meister und was der Gehilfe daraus machte. Ein Bewegungsmotiv wie bei der Donaueschinger Geiselung (Abb. 4) ist aber auch in den zu vergleichenden Miniaturen der Heures de Laval nicht übertroffen.

Der Gewandstil der Miniaturen der Heures de Laval ist durchweg etwas knitteriger, gotischer, im Grundton jedoch gleich. Einige Einzelheiten der Donaueschinger Miniaturen finden wir wörtlich in dem Heures de Laval wieder: die Vignette mit der Gruppe musizierender Engel stammt aus der ersten Reihe einer dichten Engelschar unter dem Thron von Christus und Maria. Ihre Gewänder sind einem Engelsfries der Umrahmung desselben Bildes entnommen. Auch einen Löwen mit genau demselben menschlichen Gesicht und dem stehenden Haar gibt es in den Heures de Laval (Pl. 82, der hl. Hieronymus), nur ist es hier ein schreitender Löwe.

Den ganz engen künstlerischen Zusammenhang beider Handschriften beweist schließlich noch das Vorhandensein eines Bildes, das in gleicher Komposition mit nur wenigen Änderungen in beiden Handschriften vorkommt. Bei den Heures de Laval ist es das Martyrium der hl. Agatha, (Abb. 6) bei der Donaueschinger Handschrift das der hl. Apollonia. (Abb. 5) Es mag das Vorbild gewesen sein, nach dem der Werkstattgehilfe das Bildchen der Donaueschinger Handschrift malte. Die Figuren stehen in derselben Anordnung zueinander und haben dieselbe Funktion im Bild. Die Architektur ist jedoch bei der Donaueschinger Handschrift vereinfacht, der Raum nicht durch Säulen quergeteilt, die Rückwand mit einfachen Architekturformen gegliedert, statt überzogen mit einem Puttenrelief in Rauten. Anstelle von nur vier Menschen hinter dem Alten links vorne ist am Donaueschinger Bild eine kleine Menschenmenge zu sehen. Auch der Ausblick durch die Tür ist verändert. Die Figur der Heiligen aber ist kleiner, bewegter, etwas ausdrucksvoller als beim Donaueschinger Bild.

Es sei noch ein Hinweis auf die Schrift gestattet. Bei der Tafel 73 im genannten Werk von Leroquais befinden sich oberhalb und unterhalb des Bildes je drei Schriftzeilen. Sie stimmen in der Buchstabenform, in Schriftlage und Schriftgrad absolut mit der Donaueschin-

ger Handschrift überein. Auch die Majuskel der Bildunterschriften ist dieselbe, nur kommt dort häufiger das eckige große E vor.

Die zahlreichen Übereinstimmungen beider Handschriften lassen trotz der beschränkten Vergleichsmöglichkeiten unbedingt die Annahme zu, daß beide in der gleichen Werkstatt illuminiert und aufgeschrieben wurden, und daß besonders die Hand des Hauptmeisters der Donaueschinger Handschrift unverkennbar in den Heures de Laval wieder zu finden ist. (13)

Sie ist auch wieder zu finden in einigen Miniaturen der très riches Heures du Duc de Berry, eben denen, die Durrieu als Werke von Colombe annimmt. (14) Durchweg aber tragen diese Miniaturen den Charakter einer etwas früheren Zeit. So steht z. B. die Architektur im Tempelgang Mariae (Durrieu Pl. 48) in ihren gotischen Einzelformen einer Fouquetschen Architektur näher. Auch sind die Bewegungen etwas gehemmt, das Verhältnis der Figur zum Raum nicht so ausgeglichen, die Perspektive unsicherer als bei den Heures de Laval und der Donaueschinger Handschrift. Auch der Schriftcharakter ist ein etwas früherer. (15)

Die Donaueschinger Handschrift dürfte zeitlich ganz nahe zu den Heures de Laval zu datieren sein. Das Ende 15. Jahrhundert zudatierte Stundenbuch für Anne de France (16), den Heures de Laval nah verwandt und auf sie aufbauend (17) ist bestimmt etwas später als die Heures de Laval. Da in diesen beiden Handschriften kein genaueres Datum enthalten ist, kann auch für die Donaueschinger Handschrift keine nähere Datierung gegeben werden, als der Zeitraum von 1480—90. (18) Außerstilistische Anhaltspunkte zu einer solchen Datierung sind eher negative als positive zu finden. Vor allem: das Kostüm ist nicht mehr burgundisch, weder Gewand, noch Haarschnitt, Kopfbedeckung oder Schuhe. Dem Einfluß der burgundischen Tracht konnte sich zur Zeit ihrer Blüte (bis ca. 1475) kaum ein Maler entziehen. Die Schuhe sind nicht mehr spitz zulaufend, eine Mode, deren Wende nach 1470 einsetzt. Die Schrift trägt zwar noch spätgotischen Charakter, doch ist dieser Typus über mehr als ein halbes Jahrhundert verbreitet.

Eng mit der Frage der Datierung ist diejenige nach dem Besteller verbunden. Dabei ist im voraus der Hinweis „Louis XII“ auf dem dritten Vorsatzblatt abzulehnen. Zwar wäre eine diesbezügliche zeitliche Einordnung noch möglich, (19) doch ist es undenkbar, daß die Donaueschinger Handschrift für ein Mitglied des französischen Königshauses oder für einen anderen Fürsten gearbeitet wurde, auch nicht für ein Kind. Ihre Bildchen sind verglichen mit den Heures de Laval schlicht, jeder Zierrahmen fehlt. Auch kommt nirgends ein Vermerk

im Text oder ein Hinweis in der Darstellung vor, nicht einmal ein Lilienmotiv irgendwo an Thronen oder Baldachinen, kein Orden, kein Wappen. (20) Vielleicht rührt der Vermerk „Louis XII“ von der Vermutung her, daß die Handschrift aus der Bibliothek Ludwigs XII. stammte. Der Schreiber der beiden Notizen auf Vorsatzblatt 2 und 3, der so vorsichtig in seinen Angaben war, daß er zögerte, das Jahrhundert der Entstehung einzuschreiben, würde auch nicht ohne Grund der Namen des Königs eingetragen haben.

Ein wichtiger Anhaltspunkt über die Person des Bestellers scheint jedoch vorhanden zu sein: Beim Bild des Evangelisten Matthäus trägt die Rückwand am Fries eine Inschrift: „FNO A MERAN“, die jedoch leider vorerst nicht gedeutet werden kann. Daß der Maler die Buchstaben ohne Sinnzusammenhang anbrachte, ist eigentlich nicht anzunehmen, zudem sie an der gleichen Stelle der Architektur auftauchen, an der Fouquet (dem ja das Atelier Colombes sehr nahe steht) den Namen des Etienne Chevalier („MAISTRE ESTIENNE CHLR“) des Bestellers seines bedeutendsten Stundenbuches schrieb. (21)

Mehr als über den Besteller verrät uns die Handschrift über das Land, dem der Besteller angehörte. Unter den Heiligenbildern muß der sonst wenig bekannte Hl. Claudius auffallen. Claudius wird hauptsächlich in Turin verehrt, er wirkte später auch in Lyon. (22) Daß ihm ein Bild in der Handschrift gewidmet ist, beweist, daß er einer der Hauptheiligen der Provinz war, in der der Besteller lebte, nämlich die savoyische Kirchenprovinz Turin. Nun ist urkundlich belegt, daß Colombe mit seiner Werkstatt mehrmals für das Haus Savoyen arbeitete. (s. Anm. 7).

In engem stilistischen Zusammenhang mit den Heures de Laval stehend, ist die Donaueschinger Handschrift 335 ein von diesen abhängiges, sehr vereinfachtes, aber immer noch sehr qualitätsvolles Manuskript, das anscheinend entweder im Auftrag des savoyischen Herzogshauses, oder für einen Besteller dieses Landes, bestimmt aber in der Werkstatt des Jean Colombe geschaffen wurde.

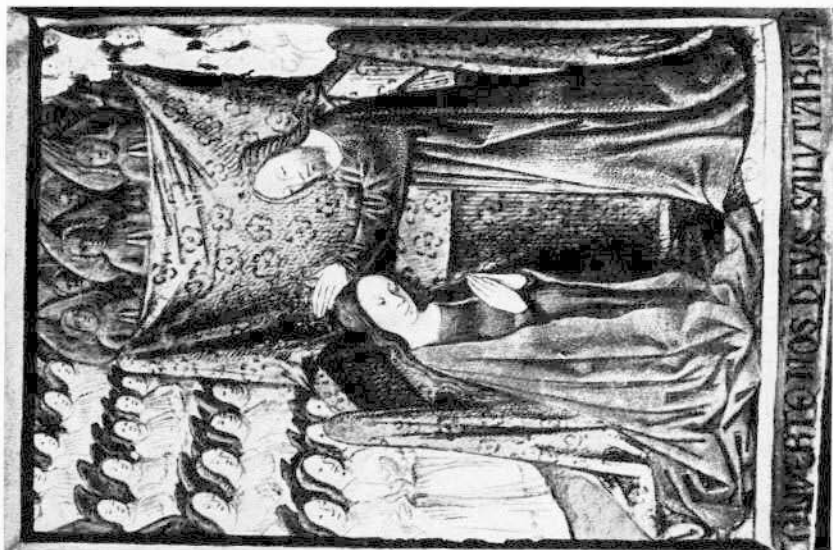


Abbildung 1



Abbildung 2







Abbildung 3

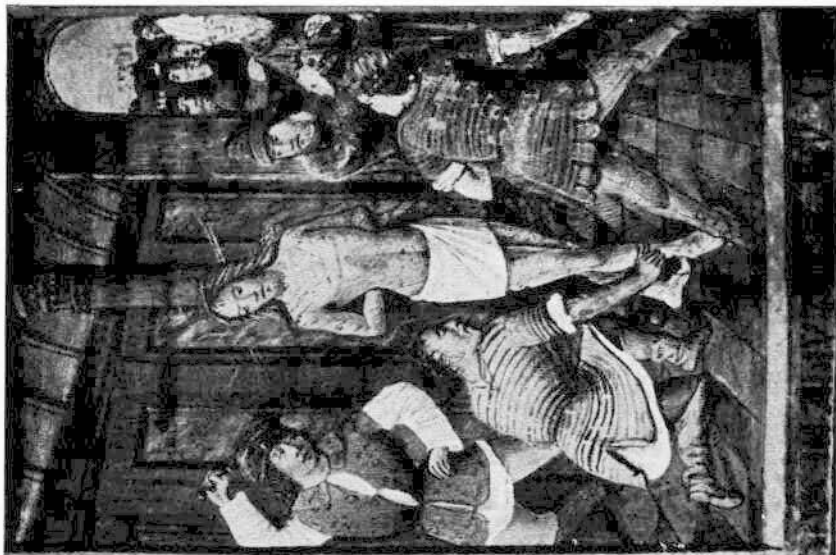


Abbildung 4





Abbildung 5

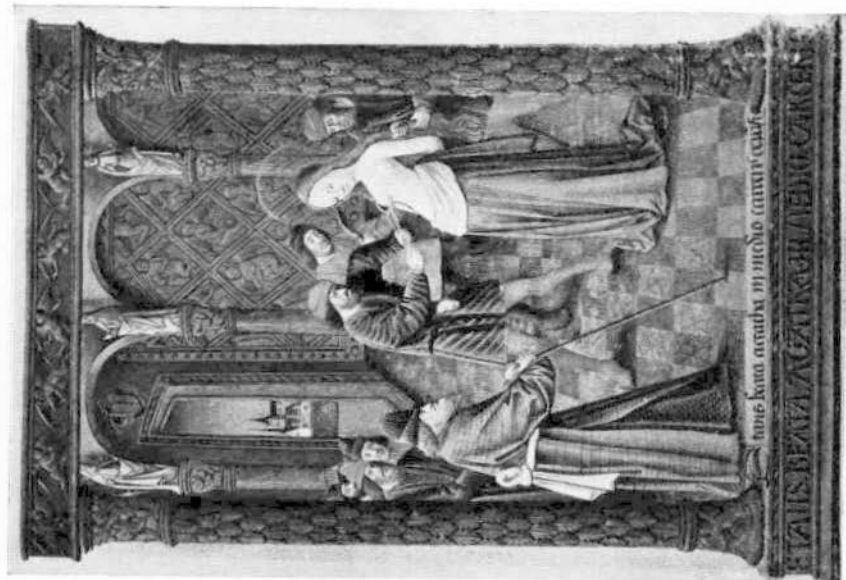


Abbildung 6



## Anmerkungen

(1) Laut Auskunft der Bibliothèque de la Ville de Lyon war Dediet Petit ein angesehener lyoner Seidenfabrikant.

(2) Chantilly, Musée Condé, Cat. Nr. 130. — Abb. bei Grete Ring: A century of french painting 1400—1500. London 1949.

(3) Leroquais, Victor: Les Livres d'Heures manuscrits de la Bibliothèque Nationale. Bd. 1. 2. u. Suppl. Planches. Paris 1927.

(4) Cod. lat. 920 der Bibliothèque Nationale, Paris.

(5) Vgl. Leroquais, T. 1, S. 15—29.

(6) Leroquais, T. 1, S. 29.

(7) Artikel Colombe in Thieme-Becker: Allgemeines Künstler-Lexikon, Bd. 7. Lpz 1917. — Henri Martin: Les Miniaturistes français. Paris 1906. S. 87. — Grete Ring, S. 244.

(8) Paul Durrieu: Les très riches heures de Jean de France, Duc de Berry. Paris 1914.

(9) s. Thieme-Becker, Bd. 7.

(10) Cod. franç. 449 Cod. franç. 5594, Cod. franç. 177—179, Cod. franç. 364.

(11) „Die Jean Bapteur und Perronet Lamey anfang des 15. Jahrhunderts begonnen hatten“ (Thieme-Becker, Bd 7.)

(12) Greene, Bella de Costa und Meta P. Harrsen: Exhibition of illuminated manuscripts, held in the New York Public Library. New York 1933. S. 56/57.

(13) Vielleicht weist auf den Namen des Malers der deutlich als Taube gekennzeichnete Vogel hin, den das Christkind in den Händchen hält? Ein Hinweis darauf, daß ein Vogel in der Hand des Christkinds im 15. Jahrhundert ein Symbol der Seele oder der Sünden der Welt bedeutet, ist nicht zu finden. Künste erwähnt in seiner „Ikonomie der christlichen Kunst, Bd 1. S. 633 lediglich nur das Spielen des Kindes.

(14) Pl. 44. 45. 46. 48. 57.

(15) Dies ist nicht so sehr als Zeichen einer früheren Entstehung anzusehen, als vielmehr als eine Angleichung an den Stilcharakter des schon größtenteils vorhandenen Werkes. Colombe soll auch Compositionen der Limburgs benützt haben. Vgl. Thieme-Becker, Bd 7.

(16) Ms. 677 der Pierpont-Morgan-Library.

(17) „Although on a smaller scale the manuscript in generally is closely related and evidently based upon the Hours of Louis de Laval . . . and it is possible, that she (Anne de France) commissioned this comparative replica of them . . .“ Greene-Harrsen, S. 56/57.

(18) Ungeklärt bleibt Baracks Datierung „1460—62“, für die sich im Text kein Anhaltspunkt findet und die sich auch stilistisch nicht aufrecht erhalten läßt.

(19) Louis XII, geb. 1462, regierte von 1494—1514.

(20) Auf dem Bild der Heimsuchung ist über dem Tor ein Wappenschild angebracht, der aber leer geblieben ist.

(21) Es sind jedoch Fälle bekannt, wo Buchstaben ohne Sinn als Verzierung dienten. Dabei scheint es sich aber immer um Buchstaben auf Maßgewändern zu handeln.

(22) Michael Buchberger: Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 2.

Alle anderen französischen Heiligen des Kalenders und der Litanee weisen nicht auf einen bestimmten Ort hin, sondern gehören verschiedenen Kirchenprovinzen Frankreichs an: S. Sulpice, Bischof von Bourges, St. Hilaire, Bischof von Poitiers, — S. Denis, Gründer der gleichnamigen Abtei — S. Florentin, Schüler des Hl. Martin in Tours, — S. Thibault, dessen Hauptverehrungsort Thann im Elsaß ist, — S. Bertin, Abt des Klosters Sithou, Artois, — S. Omer, Stadt und Abtei bei Calais sind nach ihm benannt, — Ste Foy Hauptheilige von Conques.

## Schulprämienmedaillen des Fürsten Joseph Wenzislaus zu Fürstenberg

von Josef Holler

Zum Zwecke der Zusammenstellung von Ausstellungstafeln aus der Münzensammlung des Augustiner Museums in Freiburg habe ich den ganzen Münzenbestand durchgesehen und stieß dabei auf eine gravierte silberne Medaille des Fürsten Josef Wenzel zu Fürstenberg (1762—1783) folgenden Aussehens:

Die Medaille ist oval. Der Rand geht in 24 zungenförmig abgerundeten Zähnen aus, der oberste Zahn ist gelocht und hat einen Drahting.

Avers: Eine primitiv gezeichnete, auf einer Bank sitzende Frauengestalt. Sie hält in der Rechten einen Zirkel, mit der Linken eine auf ihrem Schoß ausgebreitete Schriftrolle, in welcher „Geometria“ eingraviert ist. Auf der Bank ist eine Uhr oder ein Kompaß eingraviert.

Revers: In lateinischer Schreifschrift die fünfzeilige, das ganze Feld einnehmende Schrift Joseph/Wenzislaus Furst / zu / Fürstenberg.

Unten in unbeholfenen Buchstaben von anderer Hand eingraviert: J B K.

48,5 / 39,8 mm, 25,01 gr (s. Abbildung Nr. 1)

Die Medaille ist in dem Ende 1890er Jahre hergestellten Katalog der Freiburger Münzsammlung eingetragen, trägt aber keinen Vermerk über den Erwerb, scheint also schon lange im Besitz der Stadt Freiburg zu sein.

Eine Anfrage beim Münzkabinett Donaueschingen ergab, daß die Medaille sich dort nicht vorfindet, doch konnte Herr Archivar Wieser einen Eintrag im Katalog feststellen, daß eine ganz ähnliche Medaille vorhanden war, aber nicht für das Fach „Geometria“, sondern für das Fach „Gramatik“. Die Vermutung lag nahe, daß dieses Stück bei der Verlagerung des Münzenbestandes während des Krieges in Verlust geraten sei.

Das bekannte Werk von Dollinger „die Fürstenbergischen Münzen und Medaillen, Donaueschingen 1903“, in dem alle bis dahin bekannten Fürstenbergischen Gepräge mit großer Sorgfalt erfaßt sind, weist keine Medaille von Fürst Joseph Wenzel aus. Aus der ge-



Abbildung 1



Abbildung 2





samtan mir erreichbaren numismatischen Literatur und aus zahlreichen bis auf die 1860er Jahre zurückreichenden Münzkatalogen konnte ich weder das Freiburger Stück noch ein ähnliches finden.

Einen ersten Fingerzeig für die Ermittlung solcher Gepräge ergab die Nachschau in der Kartei einer alten Frankfurter Münzhandlung, aus welcher festgestellt werden konnte, daß eine mit der Freiburger Medaille nach jeder Richtung übereinstimmende Medaille, aber mit der Schrift „Gramatik“ statt „Geometria“ in der Auktion der Firma Dr. Merzbacher, München, vom 25. Juli 1908 unter Nr. 286 vorgekommen und dort abgebildet war. Dieser Katalog konnte in der Staatlichen Münzensammlung in München eingesehen werden. Die Medaille war im Beschrieb als „unediert“ bezeichnet, handschriftlich war bemerkt, daß sie mit 60 Mark verkauft wurde, sonst enthielt der Eintrag keine Bemerkung etwa über die Person des Erwerbers oder des Veräußerers. Das Münchener Münzkabinett hat freundlicherweise eine Fotografie der Abbildung zu Nr. 286 anfertigen lassen, die unter Abbildung 2 reproduziert ist.

Gelegentlich meines Aufenthaltes im Münchener Kabinett konnte ich feststellen, daß keine derartige Fürstenbergische Medaille dort vorhanden oder in einer Kartei verzeichnet ist.

Bei einer Münchener Münzhandlung konnte das mit Papier durchschossene Handexemplar der Firma Merzbacher des Versteigerungskataloges vom 25. 7. 1908 ermittelt werden. In diesem war bei Nr. 286 der Name des Einlieferers angegeben mit „F. Weis“, leider ohne Ortsangabe, mit dem Vermerk: Preis 80—100 Mark.

Anfragen über etwaiges Vorhandensein derartiger Medaillen wurden gerichtet an die Münzkabinette Karlsruhe, Stuttgart und Augsburg, an das Germanische National-Museum in Nürnberg und an die Bundessammlung von Medaillen und Münzen, Wien; alle verliefen ergebnislos.

Inzwischen war aber Herr Archivar Wieser nicht untätig geblieben. Er hatte in den Akten des Münzkabinetts und anschließend in Schulakten des 18. Jahrhunderts weiter geforscht und Ergebnisse erzielt, die geeignet sind, das bisherige Dunkel über die Schulmedaillen aufzuklären. In den Akten des Münzkabinetts fand sich eine Korrespondenz mit Dr. Merzbacher vom Jahre 1905, nach welcher dieser damals das Stück Nr. 286 seines späteren Kataloges als interessante Erwerbung dem Kabinett anbot. Er erhielt vom Münzkabinett die Antwort, die Medaille und der Vorbesitzer seien längst bekannt. Ein Vorbesitzer scheint nun Professor Seitz in Rastatt gewesen zu sein. Er hatte nach den Akten das Stück schon im Jahre 1905 im Tauschwege Donaueschingen angeboten, der Tausch war

aber nicht zustande gekommen. Professor Seitz ist dem Sachbearbeiter noch flüchtig aus seiner Studentenzeit um 1900 bekannt. Er war damals einer der eifrigsten Münzensammler in Baden mit Sammelgebiet hauptsächlich Baden. Er pflegte aber nur wenig in Münzhandlungen zu kaufen, sondern hauptsächlich die kleinen Händler und Privatpersonen auf dem Lande aufzusuchen, von denen er hörte oder vermutete, daß sie Münzen besaßen. Er besuchte zu diesem Zweck in seinen Ferien öfters den evangelischen Pfarrer Schenck in Unterschüpf, Amt Tauberbischofsheim, welcher gleichfalls Münzen sammelte und zugleich Pfleger für die Altertümer des Amtsbezirks Tauberbischofsheim war. In dessen Begleitung wurden dann eine Anzahl Ortschaften der Amtsbezirke Tauberbischofsheim und Wertheim aufgesucht und hin und wieder auch Erfolge erzielt. So ähnlich hat es Professor Seitz wohl auch in anderen Gegenden des Landes, etwa auf dem Schwarzwald und in der Baar gemacht. Auf solche Weise ist die hier interessierende Medaille vermutlich in seinen Besitz gelangt. Aus dem berufsmäßigen Münzenhandel dürfte sie kaum stammen, da dieses als Unikum geltende Stück sonst wohl in einer der verschiedenen noch vorhandenen Karteien der Münzhändler erfaßt worden wäre.

Bei den weiteren Nachforschungen fand Herr Wieser die vermißte Medaille erfreulicherweise doch noch vor. Die Vergleichung mit der in München aufgenommenen Fotografie schließt jeden Zweifel darüber aus, daß das jetzt wiedergefundene Stück identisch ist mit dem s. Zt. von Merzbacher versteigerten. Es ist in seiner äußeren Gestaltung und in dem Gepräge auch der Rückseite durchaus dem Freiburger Stück ähnlich. Die Vorderseite zeigt eine an einem Postament sitzende Frauengestalt, ganz ähnliche Zeichnung wie auf der Freiburger Medaille. Die Frau stützt aber den rechten Arm auf das Postament und hält mit der linken Hand ein Spruchband, das vom Postament her auf ihren Schoß läuft. Auf dem Spruchband ist eingraviert „Gramatik“. Die Medaille ist abweichend von der Freiburger leicht vergoldet und an drei Zähnen gelocht, hat aber keinen Drahring. Die Größe stimmt mit der Freiburger ziemlich überein, das Gewicht ist 24 gr.

Wie die Grammatik-Medaille in den Besitz des Donaueschinger Kabinetts gelangt sein mag, ist vorerst nicht feststellbar, weil das Zugangsverzeichnis aus der in Frage kommenden Zeit nicht mehr vorhanden ist. Vielleicht hat man sich nachträglich doch noch entschlossen, sie zu ersteigern, oder aber sie ist über einen Zwischenbesitzer erworben worden.

Nachforschungen in den Schulfondsrechnungen der Jahre 1782/83

und 1784/85 durch das Donaueschinger Münzkabinett ergaben, daß am 24. 12. 1784 der Registrator Birk als Schulfondsrechner auf eine von ihm gegebene Anregung von der Fürstenberger Hofkammer die Weisung erhielt, die „vor einigen Jahren zur Belohnung hiesiger studierender Jugend mit sehr großen Kosten angeschafften und nun unbrauchbar daliegenden 20 Stück silberne und teils vergoldete Zeichen bestmöglichst unter den Meistbietenden zu verkaufen und den Erlös in seiner Rechnung zu vereinnahmen, die beschlossene Meistbotvornahme aber nicht im Wochenblatt bekanntzumachen“.

In einem bei der Schulfondsrechnung 1784/1785 befindlichen sehr sorgfältig abgefaßten Bericht vom 3. 2. 1785 legte Birk das Ergebnis der Versteigerung nieder. Danach ergibt sich folgendes:

Es fanden sich folgende Kaufliebhaber:

Normallehrer Fluom von hier erwarb:

2 Stück	a 2.— fl.
1 „	1.46 „
1 „	1.42 „
1 „	1.27 „

Frau Provence:

5 Stück	a 1.42 fl.
1 „	1.52 „
1 „	1.25 „

Der Jud David Kussel:

3 Stück	a 1.42 fl.
1 „	1.46 „
1 „	1.50 „

Birk selbst:

1 Stück	a 1.29 fl.
1 „	1.42 „

Gesamterlös 34 fl. 21 kr.

Auf jedem veräußerten Stück ist das Gewicht in Lots angegeben. Das Durchschnittsgewicht eines Stückes ist  $1\frac{1}{2}$  Lot, eines wiegt  $1\frac{1}{4}$  Lot, 9 Stück haben ein Gewicht von etwas mehr als  $1\frac{1}{2}$  Lot. Daraus erklären sich die verschiedenen Gebote. Das Gesamtgewicht wird mit  $30\frac{3}{32}$  Lot angegeben. Unser Donaueschinger Stück wiegt genau 24 gr. Nimmt man dieses Durchschnittsgewicht an, so kommt ein Gesamtgewicht von 480 gr heraus. Fast genau zum gleichen Ergebnis kommt man, wenn man die im Protokoll festgestellte Lotziffer zugrunde legt, nämlich 30 Lot a 16 gr = 480 gr.

In der Rechnung 1782/1783 auf Seite 26 sind die für die Anschaffung der 22 Medaillen s. Zt. gemachten Ausgaben zusammengestellt. Danach haben geliefert:

Am 8. 12. 1782 Herr Braunfellner in Wien  
2 silber vergoldet „Gramatic“ und „Religion“ für 33 fl. 36 kr.

Am 28. 3. 1783 Hofgoldarbeiter Ludovicus Semelbaur  
2 silberne und 2 vergoldete für 48 fl.

Am 13. 4. 1783 derselbe  
weitere 2 silberne und 2 vergoldete von der „Schönschreibkunst“ für 48 fl.

Am 25. 7. 1783  
weitere 12 silberne und vergoldete für 144 fl.  
zusammen 273 fl. 36 kr.

Die Rechnungen und Quittungen dieser beiden Lieferanten sind als Beilagen Nr. 67—70 der Rechnung angeschlossen. Die Rechnung des Braunfellner ist ausgestellt zu Wien am 28. 12. 1782 und lautet auf je 14 fl. pro Stück Wiener Währung. In Reichswährung umgerechnet waren das 36 fl. 36 kr., für welchen Betrag Braunfellner am 19. 1. 1783 quittierte. Die von ihm gelieferten Medaillen sind als vergoldete für die Lehrfächer Gramatik und Religion bezeichnet. Hofgoldarbeiter Ludovicus Semelbaur in Donaueschingen hat 20 Medaillen in drei Abschnitten geliefert, unter denen sich die Freiburger Medaille „Geometria“ befunden haben muß. Näher bezeichnet sind in den Rechnungen nur die vier am 13. 4. 1783 gelieferten Stücke „Von der schönen Schreibkunst“. Von 15 Medaillen wissen wir also die Lehrfächer nicht, für welche sie bestimmt waren. Es dürfte wohl angenommen werden, daß die wichtigsten alten Gymnasialfächer vielleicht Latein, Griechisch, Mathematik, Philosophie und Poesie darunter waren. Auffallend ist, daß ein Teil der gelieferten Medaillen vergoldet ist, andere aber nicht. Es ist zu vermuten, daß sich darin ein Rangunterschied ausdrücken soll. Wir wissen, daß von den in großen Mengen geprägten Preismedaillen der Hohen Carlsschule in Stuttgart, von welcher unten noch zu sprechen sein wird, die „Cavaliers“, d. h. die adligen Zöglinge vergoldete Medaillen erhielten, während diejenigen der bürgerlichen nur rein silberne waren. (Binder-Ebner, Württembergische Münz- und Medaillenkunde 1907 S. 197). Bei den ganz anders gelagerten Verhältnissen am Fürstenbergischen Gymnasium in Donaueschingen ist eine solche Scheidung kaum denkbar. Ich könnte mir aber vorstellen, daß die vergoldeten Stücke gewissermaßen die erste Klasse und die rein silbernen die zweite Klasse der Auszeichnung darstellen, bei zwei-

maliger Verleihung also der bessere Schüler ein vergoldetes Exemplar erhielt.

Aus einer Notiz in der Rechnung vom Jahre 1782/1783 ergibt sich daß die Bestellung der 22 Preismedaillen zu Lasten des Gymnasium-Fonds durch den Studiendirektor „Abbée Uebelacker“, dem damaligen Leiter des Gymnasiums erfolgt ist, welcher auch die Rechnung des Ludovicus Semelbaur vom 13. 4. 1783 mit unterschrieben hat.

Auf diesen mag wohl auch der Gedanke der Herausgabe der Medaillenserie, für einzelne Fächer bestimmt, zurückzuführen sein.

Wie man zur Bestellung der Medaillen bei Braunfelder und dann bei Semelbaur gekommen ist, ist nicht mehr festzustellen. Sie scheinen mir beide keinen großen Künstler mit eigenen Ideen gewesen zu sein. Die beiden bisher bekannten allegorischen Figuren der „Geometria“ und „Gramatik“ könnten aus einem Bilderbogen, vielleicht einer Mustervorlage für Graveure, entnommen sein. Von der Persönlichkeit und den Leistungen des Hofgoldarbeiters Semelbaur war bis jetzt nichts festzustellen. Er stand jedenfalls in keinem Dienstverhältnis zur Herrschaft. Bezüglich des Braunfeldner teilt die Bundessammlung für Medaillen und Münzen in Wien auf Anfrage mit, daß über seine Persönlichkeit vorerst nichts bekannt sei, daß aber Nachforschungen über ihn eingeleitet wurden. Es scheint mir möglich, daß der Wiener Graveur von vornherein nur die Muster für die „Zeichen“ liefern sollte, die weiteren Exemplare aber dem wesentlich billigeren einheimischen Kunsthandwerker zugeteilt wurden, bei dem es keinen Währungsverlust und Transportkosten gab.

Noch bevor Semelbaur seinen Lieferungsantrag vollständig ausgeführt hatte, am 2. 6. 1783, starb Fürst Joseph Wenzel. Damit hörte selbstverständlich die Herstellung weiterer Medaillen mit dem Namen des Fürsten auf. Semelbaur lieferte am 25. 7. 1783 noch 12 Stück ab. Bis dahin waren nur zwei Exemplare an Schüler ausgegeben worden. Offensichtlich trug das Gymnasium Bedenken, weitere Medaillen auszugeben, da man die Verleihung als einen persönlichen Gnadentakt des Fürsten ansah, zu welchem nach seinem Tode keine Legitimation mehr bestehe.

Sehr nüchtern und nur fiskalische Interessen im Auge, ließ die Hofkammer schon im nächsten Jahre die restlichen 20 Medaillen versteigern, wobei mehr als der Silberpreis nicht herauskam. Hätte man doch wenigstens vorher noch Gipsabgüsse für die damals schon sehr bedeutende Hofbibliothek fertigen lassen! In dieser Hinsicht hat es die Münzverwaltung des Herzogs Carl Eugen von Württemberg mit der Nachwelt besser gemeint. Sie ließ von jeder der zahlreichen Preismedaillen der Carlsschule Abdrücke in Kupfer und Zinn für das

Herzogliche Münzkabinett herstellen und hat uns dadurch diese in künstlerischer und kulturhistorischer Hinsicht so interessante Serie lückenlos erhalten. Die Donaueschinger Serie in natura oder in Abbildungen wieder lückenlos zusammenzubringen, besteht wohl keine Aussicht. Immerhin wäre es möglich, daß irgendwo in einer öffentlichen oder privaten Sammlung noch ein Stück daraus unbeachtet ruht. Es darf daher an Sammler und Custoden von Sammlungen, denen diese Zeilen unter die Augen kommen, die Bitte gerichtet werden, von solchen Stücken den Fürstlich Fürstenbergischen Instituten für Kunst und Wissenschaft in Donaueschingen Nachricht zu geben.

Die Herausgabe dieser bisher von der Numismatik kaum beachteten Serie von Schulprämienmedaillen ist ein in der Fürstenbergischen Münzgeschichte nur einmaliger Vorgang. Es ist allgemein bekannt, daß die Fürstenbergische Verwaltung im Vergleich zu anderen Reichständen von ähnlicher Bedeutung wenig von ihrem Münzrecht Gebrauch gemacht hat und in der Medaillenprägung bis in die neuere Zeit ganz untätig geblieben ist. Wir kennen aus dem 17. Jahrhundert von der Herrschaft Fürstenberg nur neun Münztypen. Und auch in dem so prägefrohdigen 18. Jahrhundert, in dem z. B. die nach Größe und Wirtschaftskraft viel kleinere Grafschaft Montfort das Reich mit einer Unsumme, freilich oft geringwertiger, Münzen überschwemmte, beschränkte sich die Fürstenbergische Verwaltung auf Ausprägung im eigenen Territorium gewonnenen Goldes und Silbers. In Gold wurden die sogen. Eulen-Dukaten in den Jahren 1750, 1751 und 1754 aus der Goldausbeute des Fürstlichen Goldbergwerkes Kotzau bei Eule in Böhmen in geringer Menge geprägt, und im Jahre 1772 ein Dukat aus dem Golde des bekannten keltischen Goldmünzenschatzes, welcher 1771 in Podmokl auf Fürstenbergischen Boden gefunden wurde. In Silber ließ Fürstenberg nur die bekannten künstlerisch schönen Ausbeutetaler prägen, und zwar alle aus Silber aus eigenen Bergwerken. Eine Ausnahme machten nur die in den Jahren 1772 und 1773 in der Münzstätte Günzburg geprägten Kleinmünzen zu 6, 3, 1 und  $\frac{1}{2}$  Kreuzer.

Von der Medaillenprägung sah man ganz ab, obwohl die Zeit auf diesem Gebiet sehr prägefrohdig war, und z. B. Maria Theresia eine fast unübersehbare Menge von Medaillen auf alle denkbaren Ereignisse ihrer Regierungstätigkeit und Familie in die Welt sandte. Diese Zurückhaltung erfolgte aus wohl überlegter Sparsamkeit, da bekanntlich eine nicht in großen Mengen und mit viel Kleingeld erfolgende Prägung unrentabel ist.

Umso überraschender kommt uns diese Prägung von Schulmedaillen, und zwar gleich mit mindestens 6—8 Typen, vor. Ihre Entstehung

ist aus dem Geist des Jahrhunderts der Aufklärung zu erklären, der bekanntlich alle auf wissenschaftliche Forschung und Verbesserung der Volksbildung hinzielende Bestrebungen förderte, und vielleicht auch aus dem gegenseitigen Wetteifer der Länder und Gemeinden. Die Gepflogenheit, den Eifer der Schüler durch Ausgabe kleiner Geschenke anzureizen, geht schon auf das 16. Jahrhundert zurück. Hierher gehören die jedem Münzensammler bekannten Rechenpfennige aus Kupfer oder Messing verschiedener Nürnberger Rechenpfennigmacher, welche auf der einen Seite einen bärtigen Mann hinter einem Rechentisch sitzend und auf der anderen Seite das lateinische Alphabet aufweisen und welche vermutlich an die Nürnberger ABC-Schützen gewissermaßen als Fleißzettel verteilt wurden. Die im Jahre 1575 von der Stadt Nürnberg gegründete Universität Altdorf hat vom Jahre 1577 ab in ununterbrochener Folge bis zum Jahre 1617 für Studenten und Professoren eine große Zahl von Belohnungsmedaillen herausgegeben, deren Gepräge Bilder und Aufschriften aus allen Gebieten von Wissenschaft, Kunst und Schöner Literatur entnommen sind, und die durch ihre Symbolik eine heute nicht mehr verständliche Sprache sprechen. Ein bekanntes Münzwerk „Appel's Repertorium zur Münzkunde, Wien, 1828“, hat nach einem Werk vom Jahre 1617 diese Gepräge sorgfältig verzeichnet und beschrieben und kommt dabei auf nicht weniger als 170 Nummern. Das Altdorfer Beispiel wurde bald nachgeahmt, am ersten in der Schweiz, in Zürich im Jahre 1587 und in Basel 1596. Die Schweiz hat wohl die vielseitigste Prägung von Schulprämien, bis in die neueste Zeit fortgesetzt, aufzuweisen. Pater Rudolf Henggeler, der Custos der Münzsammlung des Stiftes Engelberg, hat in einer kleinen aber sehr inhaltsreichen, vor einigen Jahren als Privatdruck erschienenen Schrift die schweizerischen Schulprämien behandelt und kommt dabei auf 53 Schweizer Gemeinden und Kantone als Herausgeber solcher Medaillen mit über 400 Typen. Darunter finden sich einzelne Städte mit außerordentlich zahlreichen Typen, so sind z. B. von Bern nicht weniger als 152 verschiedene Gepräge bekannt, von Zürich 57, von Luzern 21, von Basel 16 und von Zoffingen 14. „Eine reiche Gedankenwelt, Zeugen von alter tief gegründeter Kultur, erschließt sich uns aus diesen nach dem materiellen Wert oft bescheidenen Stücken,“ schreibt Pater Henggeler mit Recht. Die Hersteller dieser Medaillen sind vielfach nicht bekannt, aber auch bekannte große Künstler auf dem Gebiete der Münzglyptik finden sich darunter. So fast alle bekannten Schweizer Medailleure wie Fechter, Mörikofer, Gessner, Brupacher, Boltschusser, sogar der berühmte Hedlinger ist mit einer sehr schönen Schulmedaille vertreten. Welchen Zweck die weisen und sparsamen Stadtväter mit diesen Geschenken

an Schüler der Volks- und höheren Schulen verfolgten, bringen oft die Aufschriften zum Ausdruck. So z. B. auf einer Schulmedaille von Bellinzona „Diligentiae incitamentum et praemium“ und auf einer solchen von Schwyz „Decus scientiarum mercesque merenti“: Ansporn und Lohn des Fleißes. Die meisten der Schweizer Schulprämien sind geprägt, kleinere Orte, deren Schülerzahl und finanzielle Mittel gering waren, haben vielfach statt geprägte billiger herzustellende gravierte Schulpfennige fertigen lassen. Pater Henggeler zählt nicht weniger als 36 Typen solcher gravierten Stücke auf.

Vielseitig wie Form und Größe waren auch die Darstellungen und Aufschriften auf den Schweizer Schulmedaillen. Vorherrschend sind die Wappen der Prägeherren. Es folgen religiöse und patriotische Motive. Häufig sind Darstellung aus der Antike und ihrer Mythologie. An der Spitze Pallas Athene. Beliebt waren auch allegorische Darstellungen. Wenn Pater Henggeler in diesem Zusammenhang schreibt: „Wenn uns da eine Frauengestalt begegnet, bald sitzend, bald stehend mit Kind oder Buch, so handelt es sich wohl um eine Personifikation der Wissenschaft,“ so werden wir unwillkürlich an unsere Fürstenberigischen Schulprämien erinnert.

Von den deutschen Ländern, welche Schulprämien brachten, steht an der Spitze das Herzogtum Württemberg unter dem schulfreudigen Herzog Carl Eugen (1744—1793). Über seine Preismedaillen und andere derartige Gepräge berichtet ausführlich Binder-Ebner auf S. 197 ff. Seine Schulgründungen begannen im Jahre 1761 mit der Akademie der Künste, welcher bald die Militärakademie, später „Hohe Carlschule“ genannt, folgten. Weitere Gründungen waren eine Schule für „Garten- und Stuccador-Knaben“ im Lustschloß Solitude und ein militärisches Waisenhaus. Die Militärakademie dehnte sich immer mehr aus, wurde 1775 nach Stuttgart verlegt und erhielt 1781 von Kaiser Joseph II den Rang einer Hochschule. Ihre feierliche Einweihung als solche erfolgte im Jahre 1782, sie zählte nicht weniger als 6 Fakultäten mit einer Reihe von Klassen für den Vorbereitungsunterricht. Die nach Begabung, Fleiß und guten Sitten sich auszeichnenden Zöglinge erhielten alljährlich silberne Preismedaillen. Es waren dies aber im Gegensatz zu den meisten anderwärts geprägten wahre Prunkstücke mit einer Größe von 70 auf 71 mm und einem Gewicht von 90—127 Gramm. Mit ihrer Anfertigung beschäftigte der Herzog einen ganzen Stab von Künstlern. Die künstlerische Leitung stand unter dem Herzoglichen Galeriedirektor Professor N. Guibal, bekannt durch seine Fresken im Ludwigsburger Schloß. Die meist sehr gelehrten Umschriften schufen Professoren und Lehrer der Schulen, die Stempel schnitten die damals bekanntesten Medailleure in Stuttgart, Nürnberg,



Mannheim und Straßburg. Der begabteste von ihnen war der Augsburger Medailleur Johann Martin Bückle, seit 1786 badischer Hofmedailleur, in Durlach gestorben im Jahre 1811. Die Darstellungen auf den Medaillen und die Aufschriften nehmen Bezug auf die zu prämierenden Lehrerziehungsfächer, deren es eine übergroße Zahl gab. Das Verzeichnis der Prämienmedaillen bei Binder-Eber weist 74 Nummern auf. Nicht weniger als 49 — ohne die verschiedenen Varianten — sind solche für ausdrücklich angegebene Lehrfächer. Darunter befinden sich solche, die uns heute für eine Hochschule komisch anmuten, wie z. B. Lesen, Schönschreiben, gutes Betragen, Statistik, Münzkunde, Tanzkunst, theatrale Tanzkunst usw..

Ich halte es für sehr wahrscheinlich, daß die Württembergischen Prägungen einen starken Anreiz auf den Donauessinger Gymnasiumsleiter ausgeübt haben, seinem Landesherrn die Ausgabe von Prämienmedaillen für die Fürstenbergische höhere Schule anzuraten. Das Fürstenbergische Schulwesen stand unter Fürst Joseph Wenzel in hoher Blüte, kostete aber dem kleinen Lande viel Geld. Das Volksschulwesen wurde neu organisiert und die sogen. österreichische Normalmethode eingeführt. Die bereits vom Fürsten Josef Wilhelm Ernst 1755 gegründete lateinische Schule, die zuerst von Piaristen geleitet wurde, wurde unter dem Fürsten Josef Wenzel zu einem Gymnasium, dem „Josefinum“ umgewandelt. Über das Fürstenberger Schulwesen jener Zeit unterrichtet uns der Aufsatz von Bertel Raufer im 18. Heft der Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar S. 97 ff. — Diesem ist zu entnehmen, daß im Jahre 1782 P. Franz Uiberacker im Benediktiner Kloster Petershausen zur Leitung des Fürstenbergischen Schulwesens berufen worden ist. Es heißt dort von ihm: „Leider sind die uns erhaltenen Akten nur sehr spärlich“. Nun findet sich merkwürdigerweise in der Schulrechnung 1782/1783 auf Rechnungsbelegen für Ausgaben des Gymnasiums die Unterschrift „Uiberacker in zwei ganz verschiedenen Formen.

1. P. Franz Uiberacker, Direktor und  
P. F. Uiberacker, Direktor,  
so vier Mal
2. Johann Georg Uiberacker, Studiendirektor,  
so acht Mal.

Die Schriftzüge unter 1 und 2 sind verschieden, unter sich aber jeweils gleich. Es scheint daher, daß in den Jahren 1782/1783 gleichzeitig zwei Schulmänner des Namens Uiberacker, vielleicht Brüder, tätig waren. Der Uiberacker, welcher in den Akten aufgeführt ist als der Mann, welcher die Schulprämien angeschafft hat, wird dort nur bezeichnet als „der Abbé Uiberacker (Rechnung 1784/1785 S. 41).

Bertl Raufer erzählt, Franz Uiberacker sei bereits 1783 von dem Nachfolger von Fürst Joseph Wenzel in den Ruhestand versetzt worden, man habe ihm u. a. den Vorwurf zu großen Geldverbrauchs gemacht und als Beispiel führt Raufer an (S. 112 a. a. O.): „Uiberacker hatte z. B. 1783 am Gymnasium und an der Volksschule Donauschingen silbervergoldete und silberne Medaillen als Prämien ausgeben lassen“. 273 fl. 36 Kr. hatte lt. Rechnung die ganze Aktion gekostet!

Die Beschaffung der Medaillen erfolgte im Jahre 1782, genau in dem Jahre, in welchem die Hohe Carlsschule, die bis dahin schon viele Preismedaillen ausgegeben hatte, eingeweiht wurde, und ist sicher durch diese Prämien beinflußt worden, namentlich auch in der Richtung, auf den Medaillen die einzelnen Schulfächer anzugeben. Dabei hat der Direktor aus Sparsamkeitsgründen keine geprägten, sondern vermutlich nach dem Vorbild der ärmeren kleineren Schweizer Gemeinden gravierte Plättchen gewählt. Auch für Künstlerentwürfe hat er sicher keinen Kreuzer ausgegeben, sondern vermutlich für seine Frauengestalten Schweizer Muster kopieren lassen.

Da war die Badische Regierung auf diesem Gebiet doch großzügiger. Wir kennen aus Ballys bekanntem Werke über die badischen Münzen von Carl Friedrich an bis einschließlich Friedrich I 33 verschiedene Typen von Schulprämienmedaillen. Sie wurden in großer Menge ausgegeben und sind heute noch sehr häufig. Von den prämierten Schülern und deren Eltern wurden sie als Auszeichnung des Landesherrn angesehen und blieben oft mehrere Generationen hindurch in einer Familie.

Wir wissen aus Hansjacobs köstlichen Erzählungen z. B. in dem Buch „Meine Madonna“, daß auch in den Fürstenbergischen Gebiets teilen, die z. T. über 500 Jahre unter dem Haus Fürstenberg standen, die „Untertanen“ in vertrautem, fast patriarchalischen Verhältnis zu ihrem Landesherrn standen, daß auch Fürst Joseph Wenzel, obwohl er nach Hansjacob das Musterbild eines Herrschers en miniature aus der Zeit Ludwig XV und Ludwig XVI gewesen sei, in Hasle allgemein beliebt gewesen sei, und daß man noch in Hansjacobs Jugendjahren dort freudige Ereignisse im Hause Fürstenberg wie solche im regierenden Herrscherhause gefeiert habe. Das gibt eine gewisse Chance, daß die „Untertanen“, die im Jahre 1784 20 Schulprämienmedaillen ihres Landesfürsten für billiges Geld ersteigert haben, nicht alle dem Schmelztiegel überantwortet haben, sondern daß manche pietätvoll aufbewahrt wurden und heute noch vorhanden sind. Die örtlichen Vertrauensleute der Denkmalspflege und alle an der Heimatgeschichte interessierten Persönlichkeiten sollten daher, wenn z. B. in einem

Nachlaß in Donaueschingen und Umgebung Münzen vorkommen, darauf Acht geben, ob nicht eine solche Prämienmedaille dabei ist, und gegebenenfalls dafür sorgen, daß sie dahin gelangt, wohin sie gehört, nämlich in das Münzkabinett in Donaueschingen.

# Geologische und biostratonomische Beobachtungen an der unterpliozänen Fossilfundstätte Höwenegg / Hegau

von Erwin Jörg, Karlsruhe

## 1. Vorbemerkungen

Seit altersher ist das Haus Fürstenberg mit den Naturwissenschaften, insbesondere mit der Geologie und Paläontologie, eng verbunden. Davon geben die F. F. Sammlungen in Donaueschingen Zeugnis, in welchen zahlreiche, wertvolle Stücke aus der geologischen Erforschung des Landes von z. T. längst aufgelassenen Fundorten liegen. Diese Verbundenheit hat auch in zwei Artbenennungen Ausdruck gefunden. H. v. MEYER (1) hat einen im Mittleren Buntsandstein von Herzogenweiler bei Villingen gefundenen Schädelabdruck eines Stegocephalen „*Capitosaurus fürstenberganus*“ benannt und H. ECK (2) beschrieb eine der von Herrn Domänenrat Hopfgartner im Trochitenkalk am Buchberg bei Donaueschingen gefundenen Korallen, dem Wunsche des Finders gemäß, unter dem Namen „*Procyathophora fürstenbergensis*“. (3)

So war es eine Anknüpfung an alte Tradition, als S. D. Max Egon Prinz zu Fürstenberg in den Jahren 1950—1953 durch Vermittlung der Herren Präsident Prof. Dr. KIRCHHEIMER und Prof. Dr. PFANNENSTIEL die Mittel zur Durchforschung der auf der SO-Seite des Höwenegg anstehenden, fossilführenden Mergel-Tuffit-Serie der Oberen Süßwassermolasse (Höwenegg-Schichten, JÖRG 1953) zur Verfügung stellte. Damit erfüllte sich ein langjähriger Wunsch von Herrn Prof. Dr. H. TOBIEN, die in ihrem Vorkommen durch gelegentliche Einzel-funde nachgewiesene, jungtertiäre Säugetiergesellschaft der Höwenegg-Molasse durch systematische Grabungen zu erschließen. Dieser Wunsch mußte zunächst durch die Kriegereignisse und später aus Mangel an Geldmitteln zurückgestellt werden.

Die Durchführung der Grabungen (jährlich 4—6 Wochen) lag in den Händen des Geologisch-Paläontologischen Instituts der Universität Freiburg i. Br.; ab 1954 wurden sie in Gemeinschaftsarbeit der Landessammlungen für Naturkunde Karlsruhe, dem Hessischen Landesmuseum Darmstadt und dem Geologisch-Paläontologischen Institut der Universität Freiburg mit staatlichen Mitteln durchgeführt. Die Erlaubnis hierzu erteilte uns Seine Durchlaucht bereitwilligst und unterstützte uns auch weiterhin in jeder nur denkbaren Weise.

Die Ergebnisse der Ausgrabungen übertrafen alle Erwartungen. Es konnte wissenschaftlich wertvollstes paläontologisches Material geborgen werden (s. JÖRG-REST-TOBIEN 1955). Vor allem die teilweise im natürlichen Skelettverband auftretenden unterpliozänen Säugetiere stellen ein Novum innerhalb altersgleicher europäischer Fundstellen dar. Darüber hinaus vermitteln die Funde neue Erkenntnisse über die erdgeschichtliche Entwicklung des Hegau und die paläogeographischen Verhältnisse im Molassetrog an der Wende Obermiozän / Unterpliozän.

Das in den Jahren 1950—1953 geborgene Material wird eine wertvolle Bereicherung der F. F. Sammlungen sowohl in wissenschaftlicher als auch in volksbildender Hinsicht darstellen. Wie groß das Interesse der Bevölkerung an den Funden ist, geht aus den zahlreichen Wünschen nach Vorträgen aus Dörfern und Städten der näheren Umgebung hervor. Allein während der sechswöchigen Grabungsperiode 1954 haben über 600 Personen die Grabungsstelle Höwenegg besucht.

## 2. Die geologischen Verhältnisse

Im Gebiet des Höwenegg befinden wir uns in der äußeren Randzone des Molassebeckens, des im Verlauf des Tertiärs zwischen dem im Süden aufsteigenden Alpenkörper und der Alb im Norden sich einmündenden Troges. In dieser Senke kamen in mehrfachem Wechsel Meeres- und Süßwassersedimente zur Ablagerung, die man als „Molasse“ bezeichnet. In der Umgebung des Höwenegg gelangten nur die jüngeren Teile der in ihrer Gesamtheit mehrere 1000 m mächtigen Schichtenfolge zum Absatz: die Obere Meeresmolasse und die Obere Süßwassermolasse. Beide sind hier durch ihre Lage am nördlichen Beckenrand bedingt z. T. lückenhaft und zeigen beträchtliche fazielle Unterschiede gegenüber den äquivalenten Ablagerungen weiter beckeneinwärts. Um diese Verschiedenheiten aufzuzeigen, und die während der Grabungen in der Oberen Süßwassermolasse am Höwenegg neu gewonnenen stratigraphischen Erkenntnisse zu verdeutlichen ist das Molasseprofil des Höwenegg mit demjenigen weiter beckeneinwärts (NW. Bodenseegebiet) in Beziehung gesetzt.

Diskordant auf dem Jurauntergrund (Massenkalk W. J.  $\epsilon$ ) liegt als tiefste Bildung der Oberen Meeresmolasse bei Mauenheim der sog. Austernsandstein oder die Austernnagelfluh. Es sind dies grobkörnige Sandkalk mit Austernschalen und Haifischzähnen sowie Einlagerungen von Geröllen alpiner Herkunft aber auch solcher jurassischer Zugehörigkeit. Darüber lagern geringmächtige deckschichtenartige Bil-

dungen. Es kommt zur Aussüßung des Meeres, die ihr Ende mit der Bildung eines Süßwasserkalkes (Albstein, Knollenkalk) findet. Zeitlich werden alle diese Schichten dem Mittelmiozän (Helvet) zugeordnet und können trotz ihrer teilweisen faziellen Verschiedenheit dem Zyklus Bodmansande — Deckschichten — Albstein der Bodenseemolasse zugeordnet werden. Die untermiozäne (burdigale) Meeresmolasse wie auch die Untere Süßwassermolasse (Aquitain) des Bodenseegebietes ist am Höwenegg nicht zur Ablagerung gekommen. Der Rand des Molassetroges lag damals noch weiter im Süden. Die obere Süßwassermolasse setzt diskordant mit der Schüttung der Juranagelfluh ein. Diese vertritt im behandelten Gebiet mit verkitteten und losen Geröllmassen — überwiegend jurassischer Abkunft, — welche in sandigem oder tonigem Bindemittel liegen, die beckeneinwärts ganz anders geardete Schichtenfolge der Oberen Süßwassermolasse. Nach den Untersuchungen von SCHAD (1908) entstammt das Material der Juranagelfluh in der Umgebung des Höwenegg mit ziemlicher Sicherheit der Südostabdachung des Schwarzwaldes. Sie wurde von der Schwarzwald- und Albseite her durch Zubringerflüsse in das Molassebecken hineinverfrachtet, wo sie sich im südlichen Hegau mit dem von der Alpenseite her transportierten Material verzahnt.

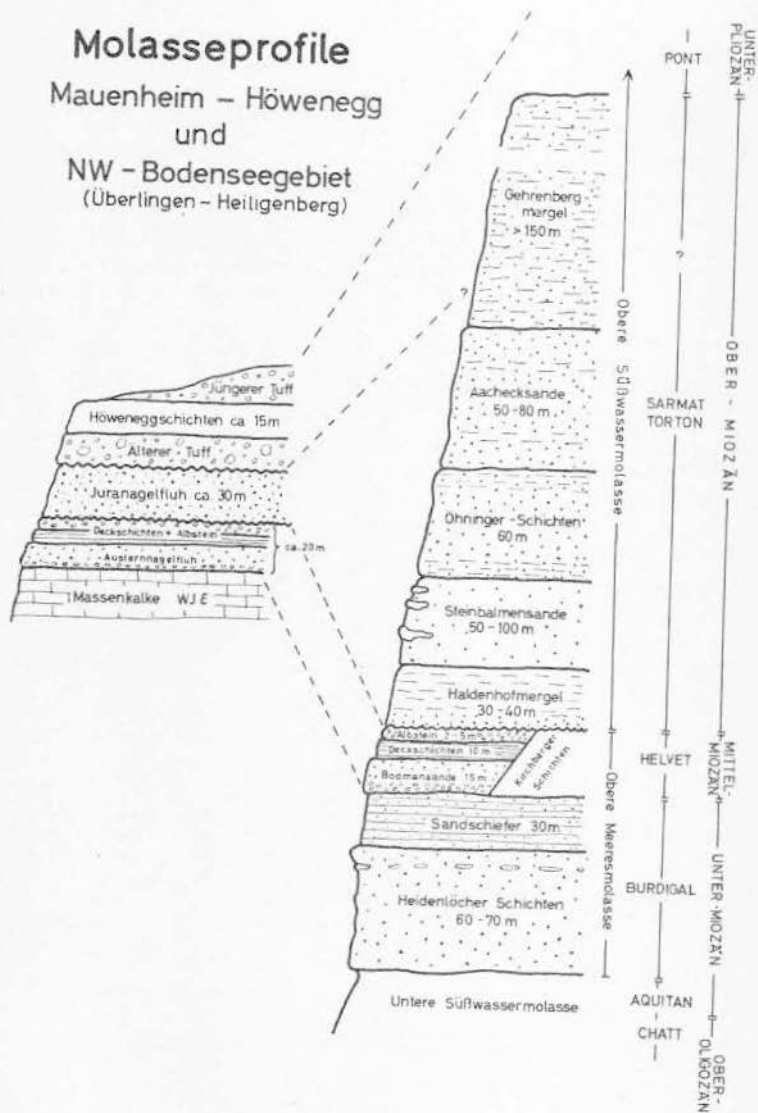
Allgemein wird die Juranagelfluh als Äquivalent der Haldenhofmergel und der Steinbalmensande betrachtet. Im südlichen Hegau trifft dies zu. Wie wir sehen werden ändert sich mit Annäherung an den Beckenrand diese Situation.

Diskordant auf die Juranagelfluh folgt am Höwenegg als erstes Anzeichen vulkanischer Tätigkeit ein flächenhaft verbreiteter, hornblendeführender Tuff (Älterer Tuff, JORG 1953). Aus ihm entwickelt sich in konkordanter Folge das bis heute in rund 12 m Mächtigkeit durch die Grabungen erforschte Mergel-Tuffit-Profil der fossilführenden Höwenegg-Schichten (JORG 1953). Den Abschluß der tertiären Gesteinsfolge bilden hornblendefreie Tuffe (Jüngere Tuffe) in der Umgebung der Kraterhügel und schließlich die Intrusion/Extrusion des Basaltes.

Frühere Autoren haben die flächenhaft verbreiteten, älteren Tuffe in der Umgebung des Höwenegg mit den Deckentuffen des südlichen Hegau parallelisiert. Man war geneigt, die gesamten vulkanischen Erscheinungen des Hegau einheitlich ins Obermiozän zu verlegen. Nach dieser Auffassung fand auch die Sedimentation im gesamten Molassebecken im Obermiozän ihren Abschluß. Die am Höwenegg sich konkordant aus dem älteren Tuff entwickelnde Mergelserie (Höwenegg-Schichten) wurde mit den Öhninger-Schichten weiter

# Molasseprofile

Mauenheim – Höwenegg  
und  
NW – Bodenseegebiet  
(Überlingen – Heiligenberg)



beckeneinwärts parallelisiert, denn auch diese sind im südlichen Hegau und am Schienerberg mit vulkanischen Tuffen verknüpft.

Die während der Ausgrabungen gewonnene Säugetierfauna (Dinotherium, Hipparion, Ictitherium usw.) weist aber den Höwenegg-Schichten ein unterpliozänes (pontisches) Alter zu. Diese nehmen daher stratigraphisch eine Sonderstellung ein. Die gesamte tertiäre Schichtenfolge im Hangenden der Juranagelfluh muß hier dem Pontien zugerechnet werden. Die Höwenegg-Schichten stellen daher das jüngste bisher bekannte Glied der Oberen Süßwassermolasse dar. Die Frage, inwieweit die Ablagerung der höchsten Teile der Bodenseemolasse (s. Profil) ebenfalls bis ins Unterpliozän hinein andauerte, muß beim Fehlen jeder Möglichkeit einer paläontologischen Datierung unbeantwortet bleiben.

Wie schon oben erwähnt ist an der Grenzfläche Juranagelfluh-Älterer Tuff ein zeitlicher, wenn vielleicht auch geringer Hiatus in der Sedimentation festzustellen. Diese Diskordanz umfaßt sicher nicht die ganze Zeitspanne während der im Beckeninneren die über den Steinbalmensanden folgende Schichtserie der Oberen Süßwassermolasse zur Ablagerung gelangte. Beckenrandwärts scheint also die Schüttung der Juranagelfluh länger angedauert zu haben als im südlichen Hegau. Leider läßt sich auch hier am Höwenegg das Ende der Schüttung durch die vorhandene Diskordanz nicht exakt ermitteln.

### 3. Das Profil der Fisch-Schichten

Das Profil der Höwenegg-Schichten an der Grabungsstelle wurde schon in früheren Arbeiten beschrieben (JÖRG 1953, JÖRG-REST-TOBIEN 1955). Neben der in diesen Schichten vorkommenden pontischen Säugerfauna, die sich in der Vertikalen über das ganze Profil erstreckt, treten auch wohlerhaltene, vollständige Skelette von Süßwasserfischen auf. Diese finden sich hauptsächlich in einem Schichtkomplex, welcher in der Profilbeschreibung (JÖRG 1953) unter der Nr. 20 als Fisch-Schichten ausgeschieden wurde. Diese gliedern sich wie folgt:

- |               |   |
|---------------|---|
| Hangendes: 19 | Tuffitüre der Höwenegg-Schichten,   |
| 20 80 cm      | Fisch-Schichten: Gutgeschichtete, weiche, hellgraue Mergel. Auf den Schichtflächen vielfach dünne Häutchen von seekreideartigem Kalk. Im ganzen Komplex mehrere papierdünne bis 0,5 Zentimeter mächtige, rostfarbene Tuffitbändchen. In den oberen 40 cm nur spärlich Einzel- |



knochen, Schlundzähnen und Otolithen von Cypriniden. Es folgen vier Lagen mit wohl-erhaltenen, ganzen Skeletten kleiner Cypriniden und zwar liegt die

1. Lage ca. 40 cm unter Tuffitmure 19. Häufigkeit ca. 20 Exempl./qm.
2. Lage 0.3 cm darunter. Häufigkeit ca. 5 Exempl./qm.
3. Lage 0.2 cm darunter. Häufigkeit ca. 5 Exempl./qm.
4. Lage ca. 8 cm darunter. Häufigkeit ca. 8 Exempl./qm. Erhaltungszustand mit Körperumriß.

10—15 cm unter Fischlage 4 finden sich mehr oder minder vollständige Skelette größerer Fische.

20 cm Mergel mit Einzelskeletteilen oder fragmentären Skelettresten aller auftretenden Fischgattungen.

Liegendes: 21 Tuffitband der Höwenegg-Schichten.

Vollständige, mit Körperumriß erhaltene Skelette kleiner Cypriniden wurden auch, allerdings vereinzelt, in Schicht 9 des Profils einem härteren, plattig verwitternden Kalkmergelband angetroffen.

Nach den bisherigen Untersuchungen setzt sich die Fischfauna der Höwenegg-Schichten aus drei Arten zusammen. Sie gehören alle verschiedenen Gattungen an. Weitaus am häufigsten sind die kleinen nach dem Untersuchungsmaterial bis 9 cm lang werdenden Weißfische der Gattung *Leuciscus*. Weiterhin ist eine Schleie vertreten. Es ist die auch von anderen Fundorten bekannte, vom Obermiozän bis ins Oberpliozän reichende *Tinca furcata* AG.. Zu den seltensten Vorkommen gehört aber ein bis 40 cm langer Wels, der bisher in zwei Exemplaren geborgen werden konnte. Die Schleie und der Wels halten sich im Vorkommen bezüglich der Häufigkeit etwa das Gleichgewicht. Schlammproben auch aus anderen Horizonten des Profils führen im Rückstand teilweise Otolithen und Schlundzähnen, die auf Grund von in situ-Funden dem Vertreter der Gattung *Leuciscus* zugerechnet werden konnten, sowie seltener Schlundzähne der Gattung *Tinca* und Bürstenzähne des Welses. Alle drei in den Ablagerungen des ehemaligen pontischen Sees am Höwenegg auftretenden Fischarten haben nach diesen Befunden den See über längere Zeit

hinweg bevölkert, als dies auf Grund der Verbreitung der vollständigen Skelette im Profil hervorgeht.

#### 4. Die biostratonomischen Verhältnisse

Eine eingehende Beschreibung der Fischfauna erfolgt zu einem späteren Zeitpunkt, wenn die Grabungen zu einem gewissen Abschluß gelangt sind. Hier sollen nur einige Beobachtungen mitgeteilt werden, die vor allem während der Frühjahrsgrabung 1952 im Horizont der Fisch-Schichten gemacht wurden.

Um über die biostratonomischen Verhältnisse zur Zeit des Todes und der Einbettung der vollständigen Fischskelette Aufschluß zu erhalten, wurde die erste Fischlage (Profil-Nr. 20 S. 203) mit *Leuciscen*, welche von allen die weitaus größte Individuenzahl aufweist in einer Fläche von 8,5 qm abgedeckt. Auf dieser Fläche lagen 165 Exemplare von den kleinen Weißfischen der Gattung *Leuciscus*, also rund 20/qm. Sie wurden in ihrer Lagebeziehung zueinander eingemessen. In der Zusammenfassung ergab sich dabei folgendes Bild (s. a. Falltafel) (Kopt zeigt in die genannte Richtung):

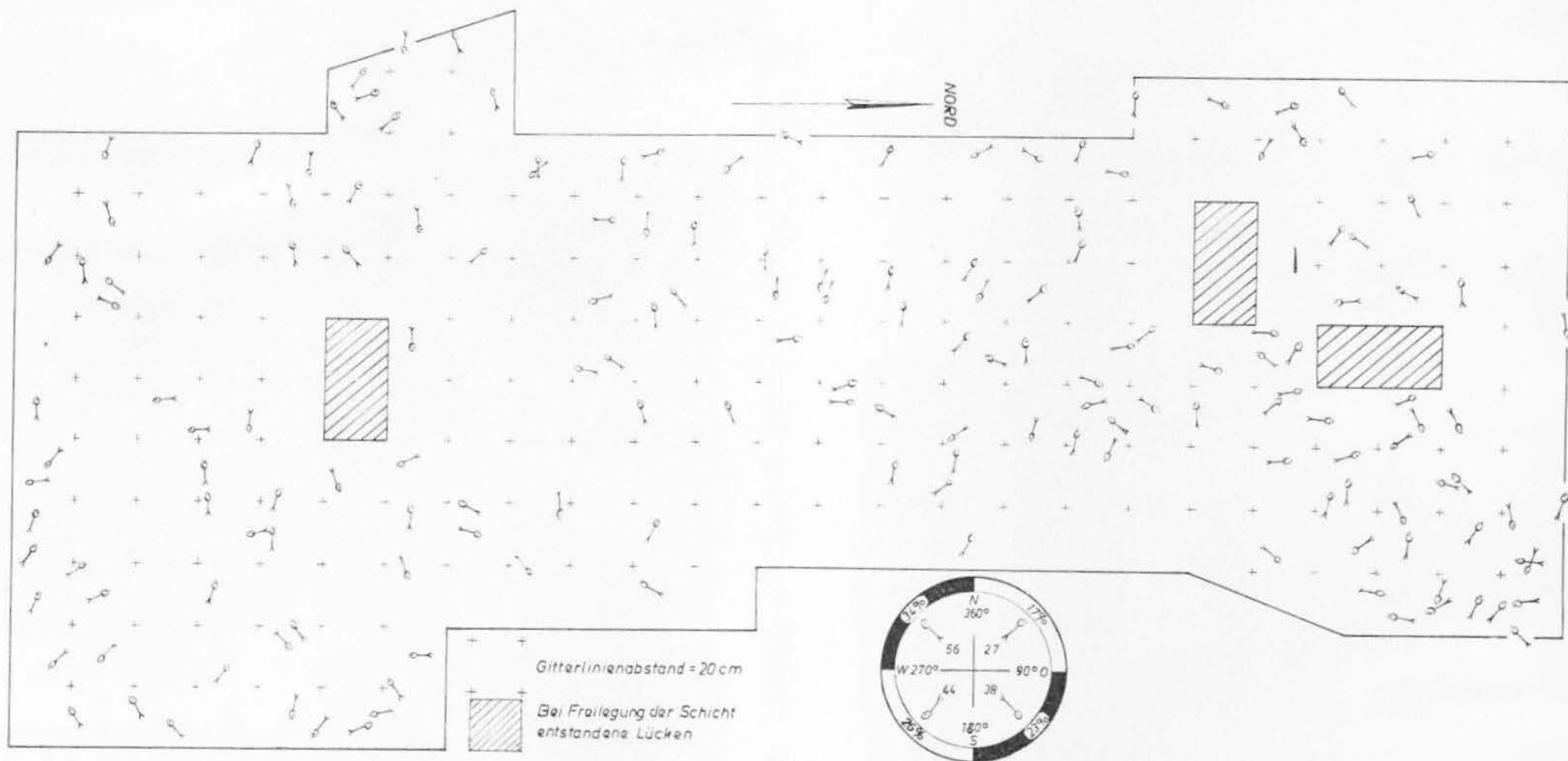
27 nach NO = 17 %

38 nach SO = 23 %

44 nach SW = 26 %

56 nach NW = 34 %

Die Häufigkeit der Fischskelette in den Fisch-Schichten läßt auf einen gemeinsamen, katastrophalen Tod der Tiere schließen. Dieser Vorgang hat sich mehrfach wiederholt, z. T. wie die geringmächtigen Sedimentlagen zwischen 1. und 2. und 3. Fischlage zeigen, in kurzer Zeit. Die Tatsache, daß Schleie und Wels zwar zusammen im selben Horizont, diese aber nie auf den Schichtflächen mit den *Leuciscus*-Skeletten vorkommen, ist eine Erscheinung, wie sie teilweise auch an den alten Öhninger Fundstätten beobachtet worden ist. Dies geht aus dem alten Schichtenprofil des oberen Steinbruchs von Öhningen (KARG 1805) und aus eigenen Beobachtungen während der dort in den Jahren 1949/50 durchgeführten Grabungen des Geologisch-Paläontologischen Instituts der Universität Freiburg hervor. Diese Erscheinung steht vielleicht in Zusammenhang mit dem unterschiedlichen Sauerstoffbedarf sowie den verschiedenen Lebensräumen der einzelnen Fischgattungen, derart, daß die katastrophalen Vorgänge, welche zum Tode führten, nur jeweils lokalisierte Stellen des Seebeckens betrafen.



Abgedeckte Schichtfläche mit Leuciscen (Fisch-Schichten 1. Lage)



Die Todesursache kann, zumal in der Nachbarschaft eines tätigen Vulkans, verschiedener Natur sein. Man könnte an Sauerstoffmangel z. B. durch Wassererwärmung oder an Vergiftung durch vulkanische Exhalationen denken. Gelegentliche Aschen- und Bombenauswürfe während der Bildungszeit der Höwenegg-Schichten sind im Profil durch nicht klassierte Tuffbänder und durch z. T. sehr große Auswürflinge des Untergrundes belegt und beweisen die vulkanische Aktivität. Der Mangel an Sauerstoff braucht jedoch keineswegs mit dem benachbarten Vulkan in Zusammenhang stehen. Die Sedimente des ehemaligen Höweneggsees deuten mit ihrer ausgesprochenen guten Schichtung, ja z. T. Feinschichtung (Warung, JORG 1953) auf Ablagerung in sehr ruhigem Wasser hin. Es ist auch auffallend, daß nach den bisherigen Befunden Ostracoden, kleine Planorben und zwei Panzerfragmente einer Süßwasserkrabbe die einzigen Spuren einer bodenständigen Invertebratenfauna in den Höwenegg-Schichten darstellen. Diese Argumente sprechen für einen mangelhaften Lüftungszustand der bodennahen Wasserzone.

Empfindlich gegen Sauerstoffmangel sind im besonderen Maße viele Fische z. B. Rotaugen, Brachsen, Barsche usw. Von der heutigen Schleie und auch einigen Welsen ist allerdings bekannt, daß ihr Sauerstoffbedarf sehr gering ist. So kann die Schleie Austrocknungsperioden, im Schlamm eingegraben, in einer Art Schlafzustand überdauern. Hier liegt vielleicht die Ursache mitbegründet, daß sich Schleie und Wels einerseits und die Leuciscen andererseits im Vorkommen ausschließen.

Es ist noch die Frage zu prüfen, ob der Todesort auch zugleich der Einbettungsort der Fische war oder ob post mortem eine Verfrachtung und damit verbunden eine Einregelung durch gerichtete Wasserströmung erfolgte. Die ufernahe Ablagerungszone der Sedimente an der Grabungsstelle erhellt aus mehreren Beobachtungen. Als Kriterien dieser Auffassung können die Tuffitmuren (JORG 1951 und 1953), das Anschwellen der Schichtmächtigkeiten an der Grabungsstelle gegen Osten, sowie die Verteilung der Säugetierfunde angeführt werden. Der bei den Grabungen von Ost nach West gerichtete Abbau traf zunächst in einer äußeren Streuzone nur Einzel-funde (Einzelknochen und Zähne), später die mehr oder minder vollständigen Skelette der Säugerfauna an (JORG-REST-TOBIEN 1955).

Es ist daher mit größter Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß die Fischleichen, auf der Wasseroberfläche treibend, gegen das Ufer verfrachtet worden sind. Beim beginnenden Verwesungsprozeß ging dabei das Schuppenkleid der kleinen Leuciscen weitgehend verloren. Nur an zwei Exemplaren konnten bisher Schuppenreste nachgewie-

sen werden. Das Absinken der kleinen Weißfische zum Seeboden und die Einbettung ist aber dann sehr rasch erfolgt. Eventuell vorher bei der Verdriftung entstandene Einregelung wurde, wie die Ergebnisse der auf der Faltafel dargestellten Untersuchungen ergeben, wieder verwischt. Die Skelette der Leuciscen zeigen nur in sehr seltenen Fällen Spuren des begonnenen Zerfalls; sie befinden sich fast vollständig im natürlichen Verband. In der Mehrzahl sind sogar die Otolithen *in situ* erhalten. Es ist bekannt, daß gerade die Gehörsteine der Fische beim Verwesungsprozeß, durch ihr Gewicht bedingt, sehr leicht ausfallen. Nur bei zwei halbwüchsigen Leuciscen wurde eine Knickung der Wirbelsäule beobachtet. Hier scheint die Verwesung bereits soweit fortgeschritten zu sein, daß beim Absinken zum Seeboden — Kopf voran — die Wirbelsäule abknickte. Ähnliche Beobachtungen sind schon an anderen Fundstellen gemacht worden.

Etwas andere Verhältnisse trifft man in den tiefsten Lagen der Fisch-Schichten an. Die Skelette der Schleien und Welse zeigen z. T. Spuren der vor der Einbettung begonnenen Auflösung. So konnte 1952 ein dorso-ventral eingebettetes Wels skelett geborgen werden dessen Flossen abgefallen waren. Bei dem Skelett einer geborgenen Schleie war der Schädel schon stark in Auflösung begriffen, einzelne Kopfknochen aus dem Verband gelöst, aber in nächster Umgebung des Schädels zur Einbettung gelangt. Die Gehörsteine sind auch bei zwei im vollständigen Verband vorliegenden Skeletten dieser beiden Gattungen nie beobachtet worden. Zwischen Tod und Einbettung liegt hier ein längerer Zeitraum als bei den kleinen Leuciscen.

### 5. Zusammenfassung

Die randnahe Fazies der Oberen Meeresmolasse und der Oberen Süßwassermolasse in der Umgebung des Höwenegg wird mit dem Molasseprofil weiter beckeneinwärts (NW Bodenseegebiet) in Beziehung gesetzt. Es werden dabei die durch die Ausgrabungen in den Höwenegg-Schichten der OSM neu gewonnenen stratigraphischen Erkenntnisse berücksichtigt.

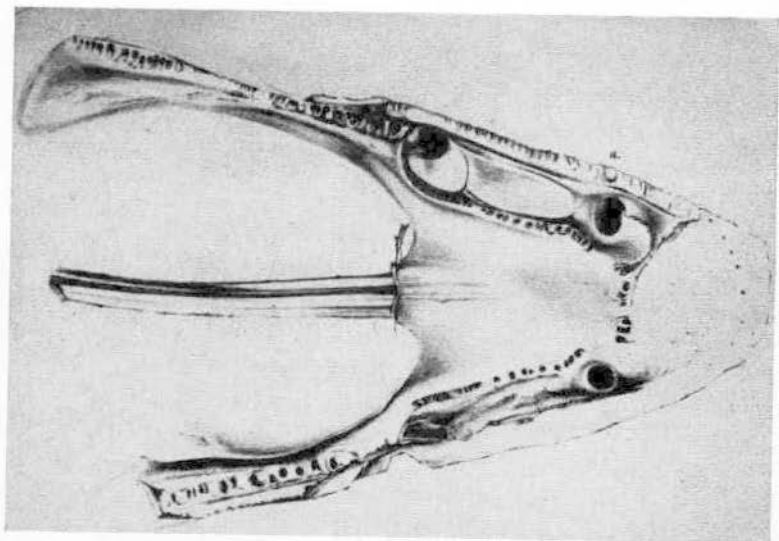
In einem als Fisch-Schichten ausgeschiedenen Komplex innerhalb der Höwenegg-Schichten treten vollständige Skelette von Süßwasserfischen der Gattungen *Leuciscus*, *Tinca* und ein Wels auf. Sie sind Gegenstand biostratonomischer Betrachtungen.

#### Anmerkungen

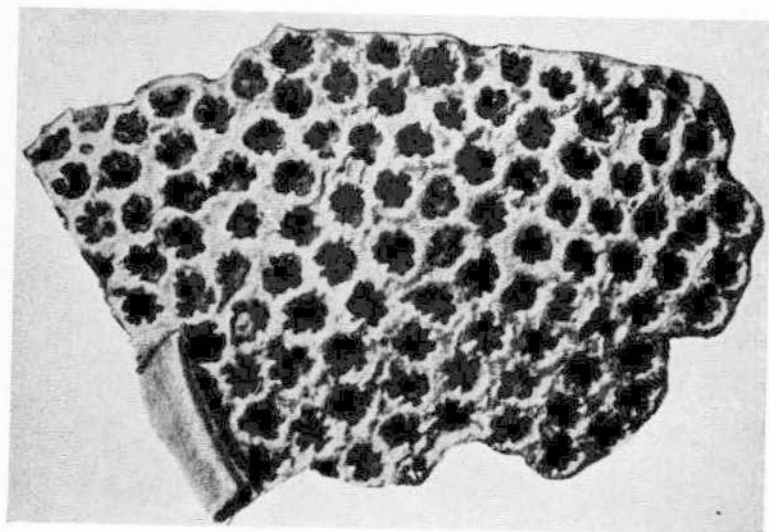
(1) H. v. MEYER: 1847—55 Zur Fauna der Vorwelt II. Die Saurier des Muschelkalks.

(2) H. ECK: 1880 Beitrag zur Kenntnis des südd. Muschelkalks. — Zeitschr. D. geol. Ges. 32.

(3) s. Tafel I Fig 1 u. 2.



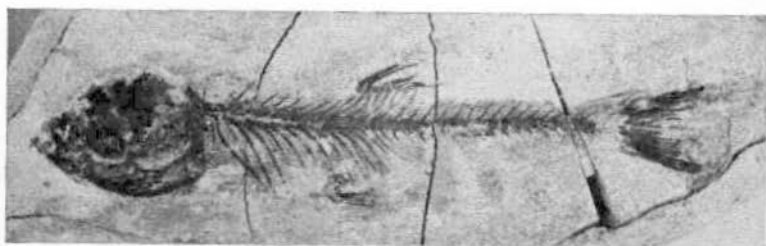
*Capitosaurus fürstenberganus*



*Procyathophora fürstenbergensis*







Leuciscus sp.



Großer Auswürfling eines Malmkalkes in den Höwenegg-Schichten



## 6. Schriften

- JORG, E.: Über einige Beobachtungen in den Öhninger-Schichten am Höwenegg. — Mitt.-Bl. bad. geol. Landesanstalt f. 1950, Freiburg i. Br. 1951.
- Die Schichtenfolge der Fossilfundstelle Höwenegg (Hegau). — Jber. u. Mitt. oberrh. geol. Ver. 35, 1953. Stuttgart 1954.
- JÖRG-REST-TOBIEN: Die Ausgrabungen an der jungtertiären Fossilfundstätte Höwenegg/Hegau 1950—54. — Beitr. z. naturkundl. Forschung in SW-Deutschland Bd. XIV,1, 1955.
- MÜLLER, A. H.: Grundlagen der Biostratonomie. — Abh. d. Deutschen Akad. d. Wiss. z. Berlin 1950, 3. Berlin 1951.
- TOBIEN, H.: Über die Grabungen in der oberen Süßwassermolasse des Höwenegg (Hegau). — Mitt.-Bl. bad. geol. Landesanstalt f. 1950, Freiburg i. Br. 1951.
- WEISSERMEL, W.: Die Korallen des deutschen Muschelkalks. II. Oberer Muschelkalk. — Jahrb. d. Pr. geol. Landesanstalt f. 1928, XLIX, 1 Berlin 1928.

## Erklärung zu Tafel 1 und 2

- Taf. 1 Fig. 1 *Capitosaurus fürstenberganus* H. v. MEYER  
Schädelabdruck eines Stegocephalen aus dem Mittl. Buntsandstein von Herzogenweiler bei Villingen. Repr. M. RITZI.
- Taf. 1 Fig. 2 *Procyathophora fürstenbergensis* ECK  
Koralle aus dem Trochitenkalk am Buchberg bei Donaueschingen. Die Abb. ist der Arbeit von WEISSERMEL (1928) entnommen. Repr. M. RITZI.
- Taf. 2 Fig. 3 *Leuciscus* sp.  
Kleiner Weißfisch aus den Fisch-Schichten der Oberen Süßwassermolasse am Höwenegg.
- Taf. 2 Fig. 4 Großer Auswürfling eines Malmkalkes in den Höwenegg-Schichten. Man beachte die Eindellung unter dem Auswürfling, und das Aufbiegen des dunklen Tuffitbandes an den Seiten, hervorgerufen durch Setzungserscheinungen bei der diagenetischen Verfestigung der Mergel.

# Zur Ökologie der jungtertiären Säugetiere vom Höwenegg / Hegau und zur Biostratigraphie der europäischen Hipparion-Fauna

von H. Tobien, Darmstadt  
mit drei Abbildungen

## I. Vorbemerkungen

Dank der Unterstützung Seiner Durchlaucht, des Prinzen Max zu Fürstenberg konnten in den Jahren 1950—1955 an der Fossilfundstätte Höwenegg im nördlichen Hegau Ausgrabungen veranstaltet werden, die neben Schnecken, Ostracoden, Süßwasserkrabben, Insekten, Pflanzenresten, zahlreiche Wirbeltiere zutage förderten (Tobien 1951, 1954, Jörg 1954, Jörg, Rest und Tobien 1955). Unter den Wirbeltieren verdienen die Säugerfunde nach Umfang und Vollständigkeit besonderes Interesse.

Folgende Arten konnten bisher identifiziert werden: *Ichthyotragium robustum*, *Machairodontine*, *Rhinocerotidae* (mindestens 2 Spezies), *Hipparion*, *Chalicotherium*, *Dorcatherium*, kleiner Cervide, *Miotragocerus*, Antilope II, *Dinotherium*. (Da bisher nur ein geringer Teil der geborgenen Materialien präpariert werden konnte, ist diese Liste durchaus als vorläufig zu bewerten).

Das Charaktertier dieser Fauna ist die Gattung *Hipparion*, ein ausgestorbener, dreizehiger Verwandter der heutigen Pferde. Nach ihr hat diese Säugergesellschaft, die in Europa weit verbreitet gewesen ist, die Bezeichnung *Hipparion-Fauna* erhalten. Ihr Alter ist unterpliozän. Anm. 1: s. S. 223.

In Europa, Asien und Afrika sind im Lauf der letzten 150 Jahre zahlreiche Fundorte dieser Fauna bekannt geworden (Abb. 1 und 2), keine dieser Lokalitäten hat vollständige Skelette der darin angetroffenen Säugerarten geliefert. Dies ist jedoch — infolge günstiger Bedingungen bei der Konservierung der Kadaver — am Höwenegg der Fall. Folgende Skelette sind bisher angetroffen worden:

- 9 *Hipparion*-Skelette,
- 8 Antilopen-Skelette, (vorwiegend *Miotragocerus*),
- 2 *Rhinocerotidae*-Skelette,
- 1 Skelett eines kleinen Cerviden.

Diese Skelette sind noch im ursprünglichen Verband erhalten. Dazu kommt das weitgehend zerfallene, und daher nicht vollständige Ske-

lett eines großen Dinotheriums. Hierzu treten noch zahlreiche Einzelfunde (vgl. Jörg, Rest u. Tobien 1955).

Wie in vielen anderen Fossilfundstätten (z. B. in Ohningen (ob. Miozän), Solnhofen (ob. Jura) enthalten die Ablagerungen des einstigen Höwenegg-Sees nicht eine Lebensgemeinschaft, also nicht nur Bewohner des Süßwassers, sondern auch Tiere des Festlandes, d. h. der Uferregion und der weiteren Umgebung. Für sie ist der See in vielen Fällen zur Todes-, auf alle Fälle zur Grabstätte geworden. Die Tierwelt des Höwenegg stellt also eine Totengesellschaft, oder besser Grabgemeinschaft dar, die post mortem zusammengeschwemmt und in den Ablagerungen des Seegrundes begraben worden ist.

Zu den eigentlichen Seebewohnern gehört eine kleine Wasserschnecke der Gattung Planorbis, ferner Ostracoden, die Süßwasserkrabbe und Fische. Unter ihnen sind vertreten: Leuciscus-artige Weißfische, Welse und Schleien (s. Jörg, dieses Heft, S. 203).

Als Tiere der Uferregion, für die der See eine Lebensnotwendigkeit bedeutete, sind die Sumpfschildkröten (Emydinen) und die Weichschildkröten (Trionychiden) anzusprechen.

Eigentliche Landbewohner waren die Landschnecken, die Landschildkröten (Testudininen), möglicherweise die Insekten, vor allem aber die Säugetiere.

## II. Zur Ökologie der Säugetierfauna des Höwenegg

Wichtige Hinweise auf den Charakter der damaligen Landschaft geben die Säugetiere. Die zahlreichen Fundstellen der Hipparion-Fauna in Europa und Vorderasien lassen sich nach den Untersuchungen von v. Koenigswald (1929) und Thenius (1951) auf zwei verschiedene ökologische Typen verteilen, die man summarisch als Wald- bzw. Steppentypus der Hipparion-Fauna bezeichnen kann.

Der Waldtypus ist z. B. an der klassischen Lokalität Eppelsheim (nördl. Worms) vertreten. Für ihn ist neben zahlreichen Resten von Hipparion das Auftreten von geweihlosen Zwerghirschen (Dorcatherium), Hirschen mit einfachem Gablergeweih, Waldschweinen und Tapiren charakteristisch. Eine wesentlich andere Zusammensetzung weist die Hipparion-Fauna des Steppentypus auf, wie sie z. B. durch die altbekannte Lokalität Pikermi bei Athen repräsentiert ist. Viele der hier angetroffenen Säugetierarten sind als Bewohner offener Landschaften (Steppen, Savannen) anzusprechen, wie z. B. die Antilopen, die zahlreichen Gazellen, ferner Giraffen, Erdferkel, Stachelschweine, Klippschliefer, Steppennashörner (Diceros) erweisen. Unter den Vögeln ist der Strauß vertreten, ein typischer Steppenbewohner. Diese

Arten fehlen in Eppelsheim, während andererseits die Trockenwald- und Sumpfwaldbewohner der Eppelsheimer Fauna in Pikermi nicht vorhanden sind.

Dieser Gegensatz zwischen Waldfaunen und Steppenfaunen innerhalb der unterpliozänen Säugervergesellschaftung zeigt, worauf besonders Thenius (1951) hingewiesen hat, in Europa und Vorderasien eine gewisse gesetzmäßige Verteilung. (Abb. 1): In Ost- und Südosteuropa finden sich fast nur Lokalitäten, die — wie Pikermi — die Steppenfauna geliefert haben, auch in Südwesteuropa ist sie z. T. angetroffen worden. Dort, aber vornehmlich in Mittel- und Westeuropa, überwiegen dagegen die Faunengemeinschaften vom Typus Eppelsheim mit Sumpf- und Trockenwaldelementen.

Die Unterschiede der 2 Faunentypen und ihre regionale Verteilung sind auf 2 Faktoren zurückzuführen: 1. Untersucht man den Artenbestand der Waldfauna vom Typus Eppelsheim hinsichtlich seiner Abstammungsverhältnisse, so zeigt sich, daß der größte Teil der Arten, vor allem jene, die an ein Waldbiotop angepaßt gewesen sind, von Vorfahren abstammen, die bereits seit längerer Zeit, sicher seit dem Obermiozän, in Mitteleuropa bodenständig waren. Sie haben sich seit dieser Zeit in ihren Skelett- und Gebißmerkmalen wenig oder garnicht weiterentwickelt. Sie reichen mithin vom Miozän in das Unterpliozän hinein. Man kann sie als Superstiten bezeichnen (Tobien in Weitzel und Tobien 1952, S. 12). Ihnen stehen Arten gegenüber, die im miozänen Säugerbestand Mittel- und Westeuropas nicht vertreten sind, sie können nur mit Beginn des Pliozäns zugewandert sein, wobei sie aller Wahrscheinlichkeit nach von Osten gekommen sind. Ein solcher Zuwanderer ist zweifellos Hipparion. Die Gattung ist in Nordamerika entstanden und hat sich von hier aus an der Wende Miozän/Pliozän über ganz Asien bis nach Europa und Nordafrika ausgebreitet. Als Landbrücke zwischen der Alten und Neuen Welt kann dabei nur das Gebiet der heutigen Beringstraße, in dem damals wesentlich günstigere klimatische Bedingungen als heute herrschten, fungiert haben.

Zugewanderte Arten überwiegen dagegen in den Vorkommen vom Typus Pikermi. Hier treten — was die Zahl der Arten (und in den meisten Fällen auch die Individuenmenge) angeht — die bodenständigen Elemente stark zurück. Was an zugewanderten Arten von dort bekannt geworden ist, stammt zum größten Teil aus dem Osten, zum Teil aber auch aus Afrika (Klippschliefer z. B., vermutlich auch die Stachelschweine). Es sind vorwiegend Steppen- und Buchsteppenbewohner gewesen. (Anm. 2: s. S. 223).

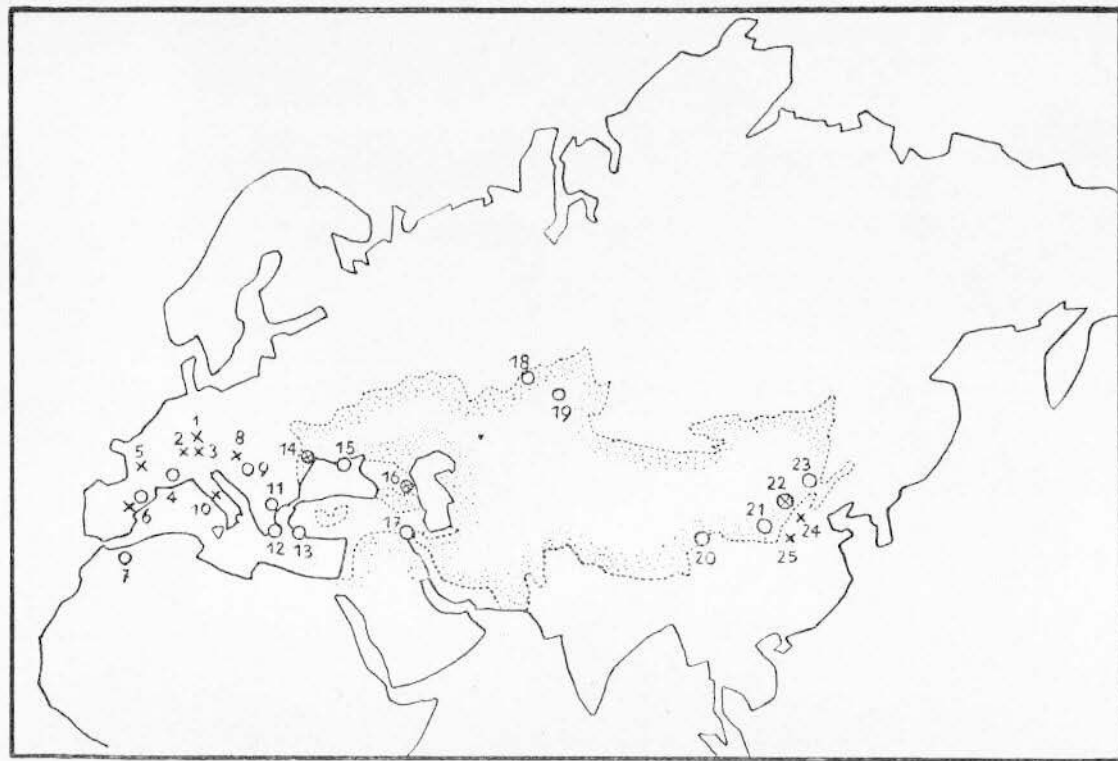


Abb. 1: Verteilung des Wald- und Steppentypus innerhalb der unterpliozänen Hipparionfauna Eurosiens. Kreuze: Fundorte mit überwiegender Waldelementen, Kreise: Fundorte mit überwiegender Steppenelementen, Kreuze in Kreisen: Mischtypen, Punktirt Grenzen des heutigen eurasiatischen Wüsten- und Steppengebietes (ohne Tundren). (Nach Thenius 1951 und Kurtén 1952, abgeändert und z. T. ergänzt). Liste der Fundorte (Auswahl): 1: Eppelsheim, 2: Charmoille, 3: Höwenegg, 4: Mt. Lébéron 5: Orignac 6: Valles Penedés, 7: Bou Hanifia, 8: Wiener Becken, 9: Polgårdi, 10: Mte. Bamboli, 11: Saloniki, 12: Pikermi, 13: Samos, 14: Taraklia 15: Sewastopol, 16: Eldor, 17: Maragha, 18: Ischim, 19: Pawlodar, 20: Tassun-nor, 21: King-Yang-Hsien, 22: Pao-Tse-Hsien, 23: Ertemte, 24: Wu-Hsiang-Hsien, 25: Hsien-An-Hsien.

2. Ein wesentlicher Faktor für die regionale Verteilung liegt in der Entwicklung der klimatischen und paläogeographischen Verhältnisse während des jüngeren Tertiärs: Zur Miozän-Zeit hatte das Mittelmeer eine größere Ausdehnung als gegenwärtig, was durch entsprechende Ablagerungen in verschiedenen Teilen Europas bezeugt wird. Bereits gegen Ende des Miozäns und verstärkt zu Beginn des Pliozäns setzt ein allgemeiner Rückzug des Meeres ein. Im Zusammenhang mit dieser sogen. pontischen Regression wurden weite Gebiete im heutigen Mittelmeer-Raum landfest, die vorher vom Meer bedeckt waren, oder aber — wie in Osteuropa — wurden einzelne Meeresbecken zu Brackwasserseen und süßten schließlich völlig aus.

Offensichtlich im Zusammenhang mit dieser Meeresregression nahmen die klimatischen Verhältnisse in Ost- und Südeuropa einen kontinentaleren Charakter an. Sie begünstigten die Entwicklung einer Vegetation von Steppen- und Savannen-Charakter. (Hierbei ist allerdings zu beachten, daß auch in Steppengebieten, vornehmlich entlang größerer Wasserläufe, Wälder vorhanden gewesen sind, in denen eine Waldfauna zusagende Lebensbedingungen gefunden haben mag, in ähnlicher Weise wie dies in heutigen Steppen mit den Galeriewäldern der Fall ist).

Die Regression des jungtertiären Mittelmeeres und der wohl dadurch bedingte Umschlag in kontinentaleres Klima mit entsprechendem Vegetationscharakter zur Unterpliozän-Zeit haben offensichtlich das Vordringen der Zuwanderer nach Europa begünstigt. Allerdings fand die Masse der Zuwanderer nur in Süd- und Osteuropa die ihnen zusagenden Steppenverhältnisse, während nördlich der Alpen ausgedehnte Waldgebiete, so wie sie bereits im Miozän vorhanden waren, ihrem Vordringen Einhalt geboten haben. Nur einigen unter ihnen, die offenbar besonders anpassungsfähig waren, gelang es, auch in diesen Waldgebieten heimisch zu werden. Neben einigen Raubtieren (wie z. B. *Machairodus*) gehört zu diesen Ubiquisten vornehmlich *Hipparion*. Ob es sich bei den Hipparien, die in den Faunen vom Eppelsheimer Typus häufig angetroffen werden — wie auch wieder das Beispiel Höwenegg zeigt — um ausgesprochene Waldbewohner gehandelt hat, mag dahingestellt bleiben. Wahrscheinlich gab es auch in diesen Wäldern größere Lichtungen oder Parklandschaften, die für diese Tiere besondere Anziehungspunkte bedeuteten, und in denen sie nicht in großen Herden, wohl aber in Rudeln gelebt haben mögen.

Eine Betrachtung der Höwenegg-Säuger, soweit sich ihr Bestand z. Zt. übersehen läßt, zeigt, daß sie überwiegend bodenständige Superstiten darstellen, wie z. B. *Dinotherium*, *Dorcatherium*, *Chalicotherium*.



rium, wahrscheinlich auch die Nashörner und der kleine Cervide. Auch die häufige Antilope *Miotragocerus* ist, wie Thenius (1948, S. 119) gezeigt hat, die Weiterentwicklung eines bereits im Miozän nördlich der Alpen heimischen Stammes und hat mit den Antilopen in den Steppenfaunen vom Typus *Pikermi* keine direkten Beziehungen. Dementsprechend ist sie auch an mehreren Fundstellen des Eppelsheimer Typus nachgewiesen worden (Ungarn, Wiener Becken, Salmendingen (Schwäb. Alb), Charmoille (Schweiz), Eppelsheim, Vallés-Penedés (NO-Spanien), (Papp & Thenius 1954, S. 73). Auch eine zweite, bisher am Höwenegg nur spärlich belegte Antilopenform scheint die Weiterentwicklung einer heimischen, in Mitteleuropa bereits im Obermiozän bekannten Gattung zu sein.

Zuwanderer in der Höwenegg-Fauna sind dagegen *Machairodus* und vornehmlich *Hipparion*. Die Mehrzahl der Höwenegg-Säuger sind Waldbewohner gewesen, die Fauna gehört mithin zum Eppelsheimer Typus. Auch die dem Höwenegg nächst benachbarten Fundorte der *Hipparion*-Fauna zeigen diesen Charakter: es sind Salmendingen/Melchingen (Schwäb. Alb) und Charmoille (Berner Jura). An beiden Lokalitäten sind gleiche Arten wie am Höwenegg vertreten, der bodenständige Charakter tritt auch hier deutlich hervor, umsomehr, als die Artenlisten umfangreicher sind, als am Höwenegg.

Es ist mithin keine Steppenlandschaft gewesen, die sich an den Ufern des Höwenegg-Sees zur Unterpliozän-Zeit ausdehnte, sondern mehr oder weniger dichte Wälder, vielleicht von größeren Lichtungen durchsetzt, werden die Säugerarten beherbergt haben, deren Skelette und sonstige Knochenreste am Seegrunde abgelagert worden sind. In einer derartigen Landschaft waren die Vulkane tätig, deren Tuffe in den See verfrachtet wurden oder direkt in ihn hineinfielen, und welche die Wechsellagerung mit den eigentlichen See-Sedimenten, den Mergeln, bedingen.

Ähnliche Unterschiede zwischen Wald- und Steppenfaunen zur Unterpliozänzeit hat es nicht nur in Europa, sondern auch in Ostasien, d. h. am Ostrande der eurasiatischen Kontinentalmasse gegeben, wie Kurtén (1952, S. 16ff.) neuerdings gezeigt hat. Ein Teil der Fundplätze der hier ebenfalls vorhandenen *Hipparion*-Fauna enthält vorwiegend Hirsche, d. h. Laub-fressende Waldbewohner, an anderen Lokalitäten überwiegen Antilopen, d. h. Hartgräser-fressende Steppenbewohner. Auch hier ist eine regelmäßige Verteilung erkennbar (Abb. 1): Die Waldfaunen liegen im Osten, dem Pazifischen Ozean genähert, während die Lokalitäten mit Steppenfaunen westlich davon, d. h. mehr im Innern des Landes angetroffen werden. In geographisch vermittelnder Lage finden sich Mischfaunen. Offenbar

machte sich in dieser Verteilung der Einfluß des Pazifischen Ozeans, der ein niederschlagreiches maritimes Klima begünstigte, bemerkbar, während die Lage der Steppenfaunen weiter landeinwärts auf den Einfluß des riesigen zentralasiatischen Wüsten- und Steppengebietes zurückgeht, das damals offensichtlich in ähnlicher Ausdehnung wie heute bestanden hat (Kurtén 1952, S. 31). Die Grenze zwischen den Faunentypen der ostasiatischen Hipparion-Fauna fällt — nach Kurtén — sogar mit der heutigen Ostgrenze des Trockengebietes zusammen.

Unter diesem Gesichtspunkt wird auch die Verteilung des Wald- und Steppentypus in Europa verständlich: Im Grunde finden sich die europäisch-vorderasiatischen Lokalitäten der Hipparion-Fauna in Bezug auf das zentralasiatische Trockengebiet in gleicher Randlage wie die ostasiatischen Fundplätze. Auf die ost- und südosteuropäischen Steppenfauna-Fundorte folgt nach Westen, d. h. in einer äußeren Randzone in West- und Mitteleuropa das Verbreitungsgebiet der Waldfaunen vom Typus Eppelsheim. Möglicherweise ist das Waldareal, dem dieser Faunentypus zugeordnet ist, letztlich durch Einflüsse des damaligen Atlantiks bestimmt. Jedoch reichte das Steppenareal — im Zusammenhang mit der Regression des Mediterranik — zur Unterpliozänzeit generell weiter nach Westen als gegenwärtig, sodaß die Steppenelemente entsprechend weiter nach Westen vordringen konnten.

Das Eindringen der östlichen Einwanderer in das westeuropäische Faunengebiet zeigen in überaus bemerkenswerter Weise die Hipparion-Faunen, welche von Crusafont & Villalta (1954) aus Nordost-Spanien (Valles-Penedés-Becken westl. Barcelona) beschrieben worden sind. In den teils kontinentalen, teils marinen und im oberen Teil ausschließlich kontinentalen Gesteinsfolgen dieses Gebietes ist durch die genannten Autoren eine lückenlose Faunenfolge vom unteren über das mittlere und obere Miozän bis in das Unterpliozän bekannt geworden: Eine in der europäischen Säugetierpaläontologie einzigartige Gelegenheit, für diese Zeit die Geschichte des Säugetierbestandes ein und derselben Region zu studieren.

Über dem Niveau mit einer obermiozänen Waldfauna — wie sie in ähnlicher Art auch im übrigen Westeuropa angetroffen wird — folgen in lückenlosem Übergang Schichten, welche die ersten Vertreter der Gattung Hipparion enthalten, zusammen mit sonstigen Elementen der Eppelsheimer Fauna. Über dieser Säugervergesellschaftung mit Waldcharakter liegt nun eine typische Pikermi-Fauna mit Giraffen, Antilopen, Hyänen usw., die Ablösung des Waldbiotopes durch eine Steppen- und Savannenlandschaft andeutend.

In diesem Gebiet ist der Eppelsheimer Faunentypus der ältere, der

Pikermi-Typus der jüngere. Wieweit dies allgemein gilt, bleibe dahingestellt. Wahrscheinlicher ist sogar, zumindest nach dem heutigen Stand unserer Kenntnisse, daß der Eppelsheimer Typus in Mitteleuropa nördlich der Alpen — entsprechend der Persistenz der Waldlandschaft — das gesamte Unterpliozän überdauert hat, denn nirgendwo sind dort bisher Faunen des Pikermi-Typus angetroffen worden. Ähnlich dürfte der in Ost- und Südosteuropa vorhandene Pikermi-Typus hier das ganze Unterpliozän hindurch angehalten haben. Immerhin ist jedoch auffallend, daß z. B. in Südfrankreich — worauf u. a. Thenius (1948, S. 127) hingewiesen hat — neben Lokalitäten mit Steppencharakter (z. B. la Croix Rousse bei Lyon, Mt. Lébéron) andere mit Waldcharakter vorkommen (Orignac, Soblay, St. Jean-de-Bourney). Ob es sich hierbei um Altersunterschiede, ähnlich denen im Valles-Penedés-Becken handelt, oder nur eine, zumindest im Sinne geologischer Zeiträume, gleichaltrige Verzahnung von Steppen- und Waldbiotopen, d. h. eine fazielle Differenzierung vorliegt, kann erst dann entschieden werden, wenn sichere Beweise dafür existieren, daß innerhalb der Hipparion-Fauna, wie sie während des Unterpliozäns in Europa gelebt hat, effektive Altersunterschiede vorhanden sind. Dafür fehlen aber z. Zt. noch sichere Anhaltspunkte.

### III. Zur Biostratigraphie der Hipparion-Fauna

Wie oben S. 212 erwähnt, hat die Regression des Mittelmeeres zur Unterpliozänzeit das Vordringen der östlichen Einwanderer nach Europa begünstigt. Diese Anschauung findet ihre Stütze in den Verhältnissen in der Umgebung Wiens, im Wiener Tertiärbecken. Dort läßt sich das Obermiozän in Torton und Sarmat gliedern, wobei das ältere Torton vollmarin ausgebildet ist und die typische obermiozäne Säugerfauna enthält. Das jüngere Sarmat ist durch eine Brackwasserfazies repräsentiert, in der sich der beginnende Rückzug des Mittelmeeres aus dieser Region anzeigt. Auch die Säugerfauna dieses Zeitabschnittes trägt noch obermiozänes Gepräge. Erst im Pannon, das aus einer Folge von Süßwasser-Ablagerungen besteht, erscheinen die typischen Elemente der unterpliozänen Hipparionfauna. In diesem Gebiet stellt sich die Hipparionfauna somit erst nach dem Verschwinden der marinen Fazies ein.

In kontinentalen, in Süß- und Brackwasser-Ablagerungen ohne direkte Beziehungen zu vollmarinen Serien liegen auch die ost- und südosteuropäischen, sowie die vorderasiatischen Hipparion-Faunen vom Pikermi-Typus (Abb. 2). In kontinentalen und Süßwasser-Ablagerungen finden sich auch die meisten mittel- und westeuropäischen

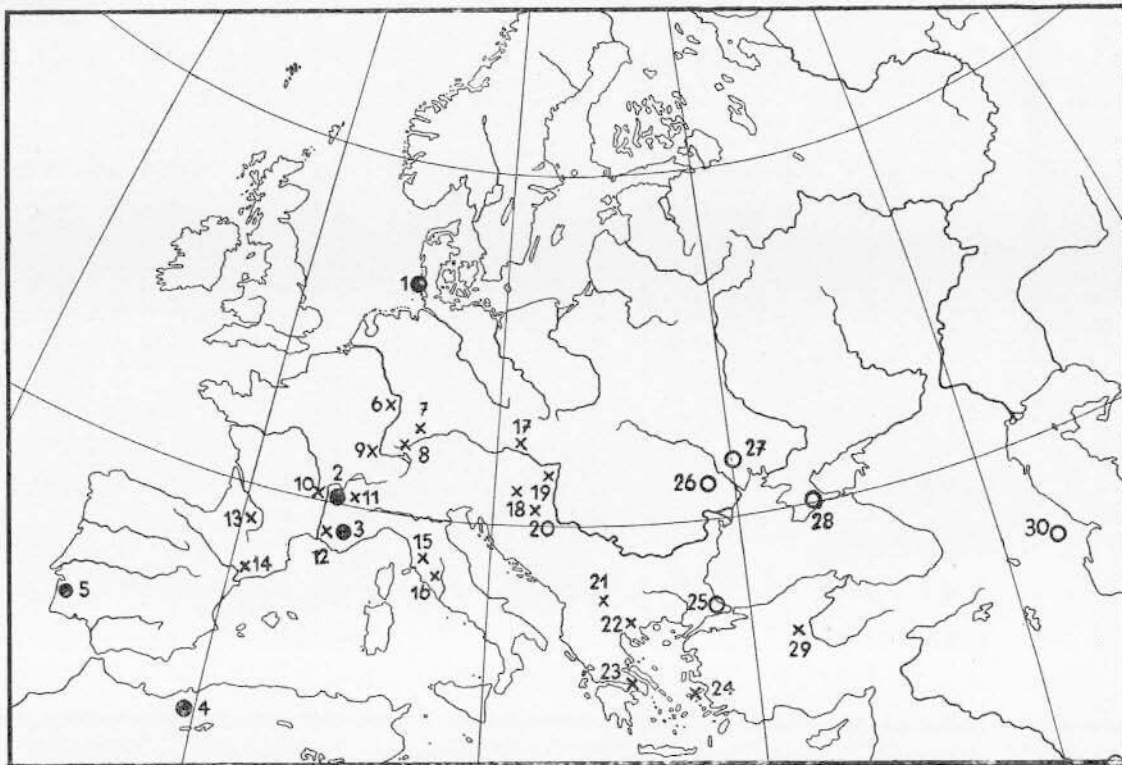


Abb. 2: Vorkommen von Hipparion be:w. der Hipparion-Fauna im Unterpliozän in: marinen Sedimenten (bzw. mit solchen verknüpft): Punkte, in kontinentalen und Süßwasserablagerungen: Kreuze, in Brackwasser-Ablagerungen: Kreise. Liste der Fundorte: (Auswahl) 1: Sylt, 2: Saint-Fons (bei Lyon), 3: Cabrières d' Aigues (Vaucluse), 4: Bou Hanifia (Algerien), 5: Vale do Sado (südl. Lissabon), 6: Eppelsheim, 7: Salmendingen/Melchingen (Schwäb. Alb), 8: Höwenegg, 9: Charmoille (Westschweiz), 10: La Croix Rousse (bei Lyon) 11: Soblay (Ain), 12: Mt. Lébéron, 13: Orignac, 14: Valles-Penedés, 15: Mte: Bamboli (Toscana), 16: Casino, 17: Wiener Becken, 18: Csakvar (Ungarn), 19: Polgárdi (Ungarn), 20: Baltavar, 21: Veles (Mazedonien), 22: Saloniki, 23: Pikermi, 24: Samos, 25: Küçükçekmece, 26: Taraklia, 27: Tschobrutschí (Bessarabien), 28: Sebastopol, 29: Ilhan (Türkei) 30: Eldar (Transkaukasien).

Hipparion-Faunen (wie z. B. am Höwenegg). Ebenso sind die Vorkommen in Spanien und Italien an nichtmarine Sedimente geknüpft.

Diese Befunde schienen dafür zu sprechen, daß Hipparion und seine Begleiter erst nach dem Torton auftauchen, als die Regression ihr Maximum erreicht hatte. In auffälligem Widerspruch zu diesen Befunden stehen jedoch einige Nachrichten, nach denen Hipparion auch in marinen Ablagerungen vorzukommen scheint (Abb. 2):

1.) In der Provence ist aus sehr fossilreichen, marinen Mergeln bei Cabrières d' Aigues (Vaucluse), die eine typische Mollusken-Fauna des Torton enthalten, Hipparion durch Gebißreste belegt (Denizot 1939).

2.) In der Umgebung von Lyon ist in marinen Sanden mit spärlicher, aber typisch tortonischer Molluskenfauna (Sables de Saint-Fons) neben Hipparion ein weiterer charakteristischer Vertreter der Hipparion-Fauna: *Tragocerus amaltheus* angetroffen worden (Viret 1945).

3.) Aus dem Jungtertiär bei Lissabon sind Hipparion-Funde nicht nur aus kontinentalen Schichten im Hangenden der tortonischen Serie, sondern offensichtlich aus diesem marinen Horizont selbst bekannt geworden (Vale do Sado südlich Lissabon, Zbyszewski 1947, 1949 S. 66).

4.) In die Reihe dieser Vorkommen gehört möglicherweise auch der Hipparion-Zahn von der Insel Sylt (Nordseeküste), falls er — was sehr wahrscheinlich ist — wirklich dem Glimmerton, einem marinen Sediment, dessen Mollusken-Fauna in das Torton zu stellen ist, entstammt (Staesche 1930, Wirtz & Illies 1951 S. 82).

5.) Scheinbar paradoxe Verhältnisse zeigt das Profil von Bou Hanifa (Prov. Oran, Algerien. Cornet 1952 S. 9 ff., Arambourg 1954, S. 295 ff.): Am dortigen Staudamm findet sich folgende Schichtserie: Die Basis bilden marine Mergel, die als Untermiozän (Burdigal) datiert werden. Darüber liegt eine bis 400 m mächtige, aus kontinentalen Ablagerungen bestehende Serie. Es ist möglich, daß zwischen diesen beiden Komplexen eine Schichtlücke vorhanden ist. Die kontinentale Serie wird von einer sehr mächtigen marinen Folge überlagert. Sie enthält eine reiche Mollusken-Fauna, die in das Torton gehört. In der Umgebung von Bou Hanifa vollzieht sich der Übergang von der kontinentalen in die hangende marine Serie ganz allmählich durch Einschaltung brackischer Lagen, die mit rein marinen Schichten wechsellagern. Diese marine Serie tortonischen Alters geht anderwärts in eine Gesteinsfolge über, die auf Austrocknungs- und Eindampfungserscheinungen (Gipsmergel z. B.) des Marins hinweist und das Ende des marinen Zyklus bedeutet. Darüber folgt dann die marine Trans-

gression des Plaisancien/Astien, die dem Mittelpliozän zugerechnet wird, und eine gänzlich andere Mollusken-Fauna enthält.

In der erwähnten kontinentalen Serie ist nun — ca. 200 m unter der Basis des marinen Torton — eine reichhaltige Säugerfauna mit folgenden Komponenten entdeckt worden: Hipparion, Diceros (Steppennashorn), Palaeotragus (primitive Giraffe), Antilopen (Palaeoryx, Gazella), Erdferkel (Orycteropus), Hyaena, Ictitherium, Strauß. Es sind charakteristische Angehörige der Hipparion-Fauna, speziell des Pikermi-Typus, wie sie auch im Unterpliozän Südost-Europas angetroffen worden sind. Daraus ergibt sich folgender paradoxer Sachverhalt: Eine Säugerfauna, die eindeutig das Unterpliozän (Pont) kennzeichnet, wird von einer marinen Molluskenfauna, die für das Obermiozän (Torton) typisch ist, überlagert, d. h. eine Umkehrung der Verhältnisse, wie sie im Wiener Becken angetroffen werden (siehe oben S. 215).

Wie können diese Befunde im westlichen Teil des mediterranen Beckens bzw. an der Atlantik-Küste mit denen im Wiener Becken in Übereinstimmung gebracht werden? Folgende Lösung bietet sich an. Die charakteristischen Elemente der Hipparion-Fauna sind Zuwanderer, die aus dem Osten nach Europa und Nordafrika vordringen und hier — zumindest im geologischen Sinne — überall gleichzeitig erscheinen. Dies gilt vor allem für Hipparion selbst. Damit ist eine scharfe Zeitmarke gegeben (vgl. hierzu auch Papp & Thenius 1949 S. 768, Fußn.).

Im Wiener Becken erscheinen Hipparion und seine Begleiter zu einem Zeitpunkt, an dem der marine Charakter der dortigen Ablagerungen (Torton) längst verlorengegangen ist, und die Aussüßung des Sedimentationsbeckens im Pannon — im Anschluß an die brackische Phase des Sarmats — vollzogen ist.

Im Rhône-Tal dagegen treffen Hipparion und seine Begleiter noch die marine Fazies an, die ihren tortonischen Charakter bewahrt hat. Anschließend erfolgte hier jedoch bald die Aussüßung und der Übergang in kontinentale Ablagerung (Pont), in denen die Hipparion-Fauna ebenfalls vorhanden ist. Ähnliches gilt für die Verhältnisse an den Küsten des damaligen Atlantik (Vale do Sado) und der Nordsee (Insel Sylt); auch hier findet Hipparion marine Faunen mit tortonischem Charakter vor.

In Nordafrika, wo die Hipparion-Fauna wohl zum gleichen Zeitpunkt wie in Europa angekommen sein dürfte, hält die marine Fazies und Fauna sogar noch einige Zeit nach ihrem Erscheinen an, wie die mächtigen marinen Serien im Hangenden des Fundhorizontes der Fauna von Bou Hanifa erweisen. Mithin erscheint die pontische Fauna in Westeuropa zu einem Zeitpunkt, an dem die tortonische,

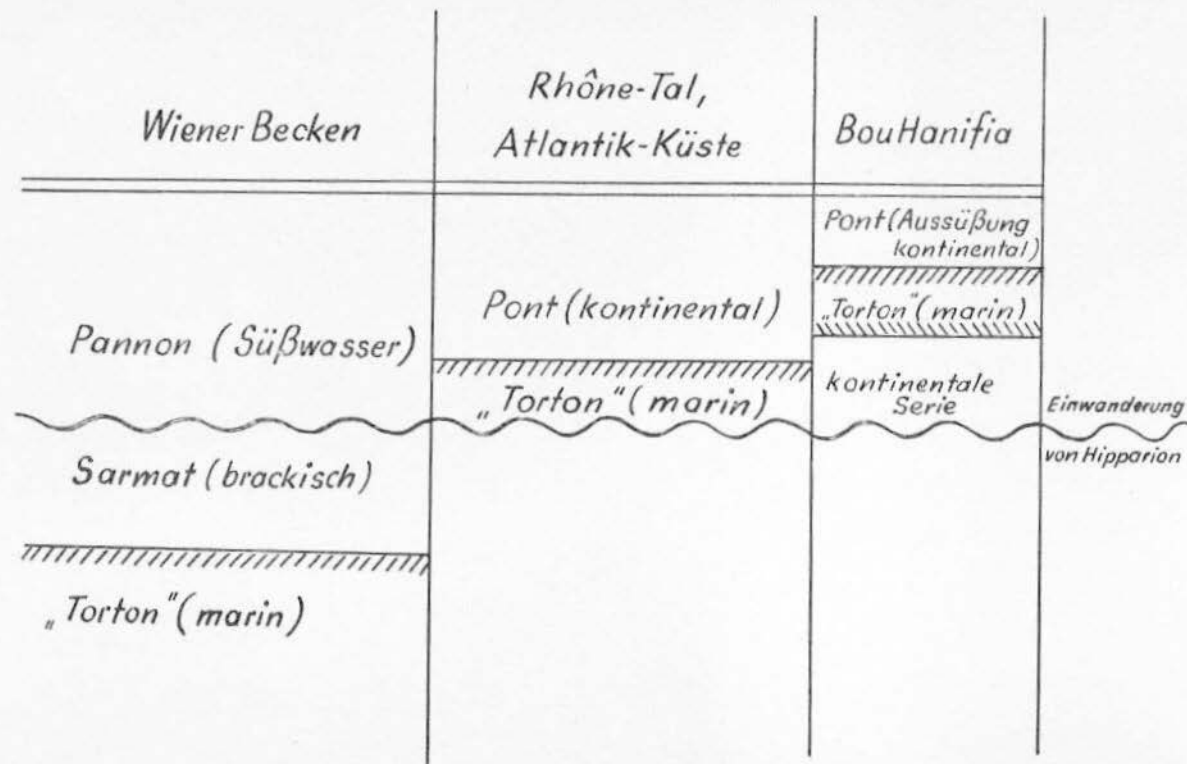


Abb. 3: Versuch einer schematischen Darstellung der Beziehungen zwischen marinen Fazies von tortonischem Charakter und der durch die Einwanderung von Hipparion gegebenen Zeitmarke in Europa und Nordafrika.

marine Mollusken-Fauna noch unverändert erhalten geblieben ist. (Abb. 3).

Daraus folgt: Das „Torton“ des Wiener Beckens (mit seiner obermiozänen Säugerfauna) kann nicht zeitgleich mit jenen tortonen Schichten im Rhône-Tal und an der Atlantik-Küste sein, die Elemente der Hipparion-Fauna enthalten, oder gar mit der tortonen Serie über dem Niveau der Fauna von Bou Hanifia. Mit anderen Worten: Die marine Torton-Fauna behält im Zeitraum Obermiozän bis Unterpliozän ihren Charakter offensichtlich unverändert bei, während die kontinentale Säugerfauna Europas im gleichen Zeitraum eine erhebliche Umwandlung — in der Hauptsache durch das Erscheinen östlicher Zuwanderer bedingt — erfährt.

Das Profil von Bou Hanifia, die Hipparion-Funde aus dem Rhône-Tal und von den atlantischen Küsten lehren, daß die Annahme: das marine Torton hat sein Ende, bevor die Hipparion-Fauna in Europa und Nordafrika eintrifft, nicht ganz stichhaltig ist. Vielmehr zeigen marine Serien, die Elemente der Hipparion-Fauna enthalten, noch den Charakter des Torton. Die stratigraphische Überlagerung: Unterpliozäne Säugerfauna über marinem Torton ist offensichtlich nur vorgtäuscht, insofern als bei den dafür in Frage kommenden Profilen (Wiener Becken) eine vor Eintreffen der Hipparion-Fauna einsetzende Verbrackung und Aussüßung vorliegt, die aus letztlich regionaltektonischen Gründen die typische vollmarine Mollusken-Fauna lokal zum Verschwinden bringt. Dort, wo die marine Fazies aus lokalen Gründen länger persistiert — wie z. B. im südlichen Rhône-Tal, an den Atlantik-Küsten und auch in Nordafrika — behält sie ihr tortones Gepräge, die Zuwanderer finden sich daher in tortoner Molluskengesellschaft oder sind sogar noch von ihr überlagert.

Voraussetzung hierfür ist die m. E. zutreffende Annahme einer Gleichzeitigkeit der Ankunft typischer Elemente der Hipparion-Fauna in Europa und Nordafrika. Ist diese Annahme gültig, so folgt daraus:

1. Es gibt ein marines Torton, das älter ist als die Hipparion-Fauna. Beispiel hierfür ist das Wiener Becken. Dies ist der bisher bekannte „Normalfall“.
2. Daneben aber gibt es ein marines Torton, das noch gleichzeitig mit der Hipparion-Fauna existiert hat
3. Auch die Frage des Sarmats ist unter diesem Gesichtspunkt zu prüfen. (vgl. hierzu Mongin 1954).

Dieser Sachverhalt kann nicht verwunderlich erscheinen, denn warum soll eine marine Molluskenfauna sich zu dem Zeitpunkt in ihrer Zusammensetzung ändern, wo sich in einer Landsäugerfauna ein Umschwung einstellt. Die Faktoren, welche die Umwandlungen morpho-



logisch, physiologisch und ökologisch so verschiedener Tiergruppen, wie es Säuger und Mollusken sind, bedingen, wirken zweifellos in sehr verschiedener Weise, zumindest aber nicht - wie dieser Fall zeigt - gleichzeitig. Durch örtlich und zeitlich verschiedene Fazieswechsel wurden falsche zeitliche Beziehungen zwischen diesen für stratigraphische Zwecke herangezogenen Tiergruppen vorgetäuscht.

#### IV. Zusammenfassung

1. Die in den unterpliozänen Seeablagerungen des Höwenegg (Hegau) angetroffenen Tierreste stellen eine Grabgemeinschaft dar, in der Elemente des Sees selbst (Wasserschnecken (Planorbis), Ostracoden, Süßwasserkrabben, Süßwasserfische), der Uferregion (Weichschildkröten, Sumpfschildkröten) sowie des nahen und weiten Hinterlandes (Landschildkröten, Säugetiere) vereinigt sind.

2. Innerhalb der unterpliozänen Säugerfauna Europas und Vorderasiens gehört die am Höwenegg angetroffene Säugergesellschaft einem Waldbiotop an, das zu dieser Zeit in Mittel- und Westeuropa vorhanden gewesen ist. Höwenegg fügt sich damit in das ökologische Bild ein, das durch die benachbarten und gleichalten Fundstellen Salmendingen/Melchingen (schwäbische Alb), Chormoille (Westschweiz) und Eppelsheim (Rheinhessen) geliefert wird, und steht damit im Gegensatz zu dem Steppentypus der Hipparion-Fauna, wie er in Ost- und Südosteuropa angetroffen wird.

3. Während die meisten Fundorte der unterpliozänen Hipparion-Fauna in Europa in kontinentalen, Süßwasser- und Brackwasser-Ab lagerungen angetroffen worden sind, existieren einige Vorkommen in Europa und Nordafrika, die mit vollmarinen Serien, deren Molluskenfauna tortonisches Gepräge trägt, verknüpft sind. Die biostratigraphischen Konsequenzen dieses Zusammenvorkommens werden diskutiert.

## V. Schrifttum

- Arambourg, C.: La faune à Hipparion de l'Oued el Hammam (Algérie). — Congr. géol. intern. 19. sess. Ass. serv. géol. afric. 2, S. 295—302. Alger 1954.
- Cornet, A.: Les barrages de l'Oued el Hammam. — Congr. géol. intern. 19. sess. Géol et Probl. de l'eau en Alger. t. 1, S. 94—124. Alger 1952.
- Crusafont Pairó, M. & Villalta Comella, J. F. de: Características bióticas del Pontense español. — Congr. géol. intern. 19. sess., sect. 13, fasc. 13, S. 113—126. Alger 1954.
- Denizot, G.: La Crau, la Camargue et l'Etang de Berre — Trav. Lab. géol. Fac. Sc. Univ. Aix-Marseille 2, S. 22. Marseille 1939.
- Jörg, E.: Die Schichtenfolge der Fossilfundstätte Höwenegg (Hegau) — Jber. u. Mitt. oberrh. geol. Ver. 35, S. 67—87. Stuttgart 1954.
- Jörg, E., Rest, H., Tobien, H.: Die Ausgrabungen an der jungtertiären Fossilfundstätte Höwenegg/Hegau 1950—1954. — Beitr. naturk. Forschung in SW-Deutschland. 14, S. 3—23, Taf. 1—6. Karlsruhe 1955.
- Koenigswald, G. H. R. v.: Bemerkungen zur Säugetierfauna des rheinhessischen Dinotheriensandes. — Senckenbergiana 11, S. 267—279. Frankfurt/M. 1929.
- Kurtén, B.: The Chinese Hipparion Fauna. — Soc. Scient. fennica; Comm. biol. 13, H. 4, 82 S. Helsingfors 1952.
- Mongin, D.: Note préliminaire sur une faune miocène saumâtre recueillie par M. Arambourg au Sud de Mercier-Lacombe (Algérie). — Congr. géol. intern. 19. sess. Ass. serv. géol. afric. 2, S. 303—308. Algier 1954.
- Papp, A. & Thenius, E.: Über die Grundlagen der Gliederung des Jungtertiärs und Quartärs in Niederösterreich — Sber. österr. Ak. Wiss. math.-naturw. Kl. Abt. I, 158, S. 763 bis 787. Wien 1949.
- Papp, A. & Thenius, E.: Vösendorf, ein Lebensbild aus dem Pannon des Wiener Beckens. — Mitt. geol. Ges. Wien 46, 109 S., 15 Taf. Wien 1954.
- Paraskevaidis, J.: Eine obermiozäne Fauna von Chios. — Neues Jb. f. Min. etc. Beil. Bd. 83, Abt. B, S. 363—442, Taf. 11—14. Stuttgart 1940.
- Staesche, K.: Zur Gliederung des obermiozänen Glimmertones. — Jb. preuß. geol. L.—A. f. 1930, 51, S. 55—87. Berlin 1930.

- Thenius, E.: Die Säugetierfauna aus den Congerienschichten von Brunn-Vösendorf bei Wien. — Verh. geol. Bund.-Anst. Wien S. 113—131. Wien 1948.
- Thenius, E.: Die jungtertiäre Säugetierfauna des Wiener Beckens in ihrer Beziehung zu Stratigraphie und Ökologie. — Erdölzeitung Nr. 5, S. 52—54. Wien 1951.
- Tobien, H.: Über die Grabungen in der oberen Süßwassermolasse des Höwenegg (Hegau). — Mitt.-Bl. bad. geol. L.-A. t. 1950, S. 72—74. Freiburg i. Br. 1951.
- Tobien, H.: Jungtertiäre Wirbeltiere vom Höwenegg/Hegau. — Die Umschau, 54, S. 559—561, 8 Abb. Frankfurt/M. 1954.
- Viret, J.: Sur la coexistence des Equidés Anchitherium et Hipparion en Europe occidentale. — Bull. Soc. géol. France (5) 15, S. 361—364. Paris 1945.
- Weitzel, K. & Tobien, H.: Indarctos und Ursavus (Carnivora, Mamm.) aus den unterpliozänen Dinotheriensanden Rheinhessens. — Notizbl. hess. L.-Amt f. Bodenforsch. (VI) 3, S. 7—14. Wiesbaden 1952.
- Wirtz, D. & Illies, H.: Plio-Pleistozängrenze und Günzeiszeit in Norddeutschland — Eiszeitalter u. Gegenwart 1, S. 73—83. Öhringen 1951.
- Zbyszewski, G.: Hipparion gracile du Vale do Sado. — Com. Serv. geol. Portug. 28, S. 287—300. Lisboa 1947.
- Zbyszewski, G.: Contribution à la connaissance du Pliocène portugais — Com. Serv. geol. Portug. 30, S. 59—78. Lisboa 1949.

#### Anmerkungen

(1) Das Unterpliozän gehört in den jüngeren Abschnitt der Tertiärzeit. Das Tertiär, mit dem die Neuzeit der Erdgeschichte einsetzt, begann vor ca. 70—75 Mill. Jahren. Es wird in Altertär (40—45) und Jungtertiär (28) gegliedert. Das Jungtertiär besteht aus dem älteren Miozän (17) und dem darauffolgenden Pliozän (11). Auf das Tertiär folgt das Quartär (1), welches das Eiszeitalter und die geologische Gegenwart umfaßt (In Klammern die wahrscheinliche absolute Dauer der Zeitabschnitte in Millionen Jahren.)

(2) Dies gilt zweifellos bei einem Vergleich der Verhältnisse in Mittel- und Westeuropa, wo nicht nur Hipparion-Faunen, sondern auch obermiozäne Säugerfaunen gut bekannt und durchforscht sind. Aus Ost- und Südosteuropa sind jedoch artenreiche Faunen aus dem Obermiozän bisher kaum bekannt geworden. Es wäre von Interesse zu erfahren, ob sich die obermiozäne Säugerfauna dieser Region ökologisch ähnlich zusammensetzt, wie die Mittel- und Westeuropas. Die von Paraskevaidis 1940 beschriebene Obermiozän-Fauna von der Insel Chios (Aegaeis) spricht zwar in diesem Sinne, sie enthält jedoch nur wenige Arten.

# Das natürliche Waldbild der Baar und der angrenzenden Landschaften

von Fritz Reinhold

## 1. Die Sonderart der Waldvegetation der Baar im Vergleich mit der anderer Mittelgebirgsgebiete.

Schon Oltmanns (1) hat die Sonderart der Baarwaldungen gut erfaßt, als er feststellte, man hätte beim Betreten dieser Wälder das Gefühl, daß die Baar-Tannen-Fichten-Wälder eigentlich nicht mehr in den mitteleuropäischen Rahmen paßten und vielmehr an skandinavische Nadelwälder erinnerten. Die gleiche Feststellung könnte auch für die westlich angrenzenden Fichten-Tannen-Höhenkieferwälder des Buntsandsteinplateaus des Südostschwarzwalds gelten. Dieser Eindruck kommt wohl daher, daß (bis auf den Unterhölzer-Naturwald-rest) die Buche — wie auch Ulme — auf der eigentlichen Baarhochebene fast vollkommen fehlt, obgleich sie auf den höher gelegenen, südlich und östlich das Hochplateau der Baar umfassenden Jurahängen und -plateaus fast rein auftritt und in den nördlich angrenzenden Gäulandschaften und den nordwestlich anschließenden Ost-Schwarzwaldteilen sowohl auf Buntsandstein wie auf Urgestein mehr oder minder stark dem Nadelholz beigemischt ist.

Es wurde deshalb häufiger die Vermutung ausgesprochen, daß die Buche infolge der langen Besiedlung der Baar künstlich vernichtet sei. Eine forstgeschichtliche Überprüfung, wie sie erstmalig Albrecht (2) in großen Umrissen durchführte, ergibt jedoch, daß seit Mitte des 18. Jahrhunderts, von wann ab eine fast lückenlose Beschreibung der Waldungen der Fürstenbergischen Landgrafschaft Baar und über Wald (Gebiet bis zum Feldberg) in landesherrlichem und Gemeindegut vorliegt, im eigentlichen Baargebiet (zwischen Buntsandsteinstrand im Westen, Wutachschlucht und Weiß-Jura im Süden und Osten) — außer dem Sonderfall des Unterhölzerwaldes und des Wartenbergs — Buche nicht angeführt ist, daß auch in den — leider nur vereinzelt — Angaben aus der Mitte des 17. Jahrhunderts diese Tatsache sich bestätigt findet. Wir dürfen also wohl mit Recht annehmen, daß die Baar eine heute mehr oder minder natürlich buchenfreie Insel darstellt und daß auch das westlich

anschließende Buntsandsteinplatteau dieser Insel hinzuzuziehen ist, weshalb ich als Landschaftsbegriff für dieses zur historischen Landgrafschaft Baar gehörende Gebiet als kennzeichnend den Begriff „Baarschwarzwald“ vorschlage — wie auch die ebenfalls zur historischen Baar gehörenden Weißjura-teile der Südwestalb schon den Namen „Baaralb“ (3) führen. —

Das an die Baar nördlich anschließende oberste Neckartal, dessen rechte Talstufenhänge bis fast Rottweil (W- bis NW-exposition, bunte Keupermergel) noch Tannen-Fichtenwaldungen entsprechend denen der „Inner-Baar“ (s. u.) tragen, weist auf dem linken, flachen Gehänge (auf oberem Muschelkalk, mäßige Lichthänge) erstmals wieder Buche auf. Doch diese ist — nach einer Grenzbeschreibung von 1579 (4) — selbst im Gebiet der Rottweiler Waldungen (600 bis 750 m Meereshöhe) — nur untergeordnet vorhanden gewesen.

Von den beschriebenen, bei Grenzmarken stehenden Bäumen auf Muschelkalk (insgesamt 111 Bäume) entfallen auf:

Nadelholz ungegliedert („Tanne“)	Weiß- tanne	Rot- tanne	Forche	Eiche
23	46	13	15	16
Buche	Esche	Apfel- baum	Birn- baum	Kirsch- baum
2	2	6	6	1

(89 Bäume) auf Keuper (vor allen Gipskeuper, ferner Keupermergel und Keupersandstein)

Nadelholz ungegliedert („Tanne“)	Weiß- tanne	Rot- tanne	Forche	Eiche
23	5	1	3	37
Buche	Esche	Apfel- baum	Birn- baum	Kirsch- baum
3	—	3	3	2

(ferner auf Muschelkalk 1 Erle, 4 Birken, 1 Sale, 3 Aspen, 2 Haseln, 1 Wachholder, 1 Linde, 1 Weide;  
auf Keuper: 2 Erlen, 1 Aspe, 3 Wachholder, 3 Feldahorn).

Wenn auch die Angabe dieser Bäume an Grenzmarken keinen absoluten Hinweis für eine etwaige Waldzusammensetzung bedeutet, so zeigt sich doch, daß wir Verhältnisse vor uns haben, die — mit Ausnahme der Buche mit ihrem auch nur geringen Anteil — denen der Baar entsprechen: auf Muschelkalk ein Fichten-Tannen-Kiefern-(Buchen)-wald mit hohem Wildobstanteil und Esche; auf Keuper einen Eichen-Tannen-Fichten- (Kiefern, Buchen)wald mit ebenfalls hohem Wildobstanteil, den wir auf der Baar ähnlich dann wieder auf Opalinuston im Unterhölzerwald als Eichen- Buchen- (Tannen)-wald antreffen, während auf den steileren Keuperhängen der Baar ein Tannen-Fichten-wald (mit einzelnen Eichen) herrscht.

Die pollenanalytische Forschung, die in ihrer Anfangszeit die Baar — mit den damals noch in der Entwicklung stehenden Methoden (5) — weitgehend erforschte, zeigt, daß Fichte schon im Neolithikum (etwa  $\pm$  2500 v. Chr.; erste Besiedlung der inneren Ried-Baar durch Pfahlbauer sowie auf oberem Dogger (Bürgle buck bei Eschach) durch die südlichsten Vorposten der Bandkeramiker, die beide nur wenig in die ursprüngliche Waldlandschaft eingriffen (6); untere Grenze der Eichen-Mischwald (EMW)-zeit, des Atlantikum = jüngere, mittlere Wärmezeit) in höherem Prozentanteil als im Südschwarzwald auftrat. (7) Sie hat im Verhältnis zur Tanne, die schon ab etwa 5000 v. Chr. wie im Schwarzwald in den Eichenmischwald eindrang und ab etwa 4000 v. Chr. sich stärker ausbreitete, einen größeren Anteil als im benachbarten Südschwarzwald, was Firbas (7) auf die größere Winterkälte der Baar zurückführt. Tanne selbst spielt in der abklingenden Wärmezeit (2000 bis 1500 v. Chr.) eine alles beherrschende Rolle, indem die Rotbuche mit auffallend niederen Werten vertreten ist und deshalb der Tannenanteil größer als im Schwarzwald ist (8); auch bei Blumberg in der Baaralb ist der Tannengipfel sehr stark ausgebildet. Zu dieser Zeit, der Früh-Bronzezeit, besteht Pfahlbaukultur noch weiter und es treten die Viehzucht betreibende Nomadenvölker der Hügelgräberbronzezeit auf, (von denen mehrere Einzel- und Grabhügel-Funde vorliegen, sogar erstmalig bis ins Buntsandsteingebiet bei Mistelbrunn hinein), die zweifellos durch Waldweide und Weidbrennen Buche und Eiche zu begünstigen suchten, jedoch eine Verringerung der Tannenvorherrschaft nicht erreichten. Erst zu Beginn der Frühbronzezeit, der die Ackerbau betreibenden Urnenfeldleute angehörten, trat wohl eine stärkere Besiedlung — westlich bis etwa zu einer Linie Villingen - Marbach - Wolterdingen - Hüfingen - Unadingen — landschaftsverändernd auf, verbunden mit einer Zunahme des Buchenanteils, der aber immer noch geringer ist als der

Tannenanteil. Die Baar war also von ihrem Riedkern aus erst durch extensive Weidewirtschaft und dann durch Ackerbau wohl zeitweise in ihrem vollem Umfang erfaßt worden (6). In der folgenden prähistorischen und frühgeschichtlichen Zeit (frühe Eisenzeit: Hallstattleute mit sehr vielen Funden als Ackerbauer und Viehzüchter, die allgemein im süddeutschen Gebiet nördlich der Donau wohl die stärkste Entwaldung hervorriefen (6); dann Früh-Latènezeit (ebenfalls Kelten) vor der Zeitwende mit nur wenig Funden am Jurafuß im Süden und Osten, Spät-Latènezeit mit dichter Besiedlung; desgleichen zur Römerzeit mit Zentren um Hüfingen und Schwenningen; geringere Besiedlung zu Beginn der Alemannenzeit und stärkere ab etwa 700) ist der hohe Buchenanteil auffällig, der den der Tanne bei ganz zurücktretenden Fichtenwerten, aber bei recht hohen Kiefernwerten — die nach Firbas (7) für den Gesamtverlauf der Vegetationsentwicklung als Ausdruck der größeren Trockenheit und Winterkälte der Baar ebenso charakteristisch für unser Gebiet wie etwa die geringeren Haselwerte während der Haselzeit ( $\pm 6000$  v. Chr.) dem Schwarzwald gegenüber sind — etwas übertrifft. Diese Erscheinung setzt sich dann bis etwa 1000/1200 n. Chr. fort, wo dann Tanne etwas zurücktritt und Fichte schließlich in jüngster Zeit langsam die Buche einholt. Einschränkend muß allerdings bemerkt werden, daß diese Darstellung der Entwicklung ab Chr. Geburt nur auf den Ergebnissen der Untersuchung des Schwenninger Moors beruht. Dieses Moor jedoch in der Nordbaar liegt nur etwa 4 km von den dort beginnenden und auch heute noch erhaltenen Buchen- und Nadelholz-Buchenwäldungen auf oberem Muschelkalk (z. B. Gemeindewald von Dauchingen) und 10 km von den reinen Buchenwäldern der Alb entfernt, so daß ein typisches Bild für die eigentliche Baar aus diesem einzigen Profil nicht erschlossen werden kann. Selbst auf dem nach Westen bis auf die Höhe von Friedenweiler—Vöhrenbach vorgelagerten Buntsandsteinplateau des „Baar—Schwarzwalds“ ist — als typischer Unterschied zum Südschwarzwald — ab Chr. Geburt die Buche niemals zur eindeutigen Vorherrschaft der Tanne gegenüber gekommen und ab 1000 n. Chr. von der Tanne wieder überholt worden (neueste Untersuchungen von Oberdorfer (9)), so daß in dem klimatisch wesentlich extremeren Gebiet der Baar Buche noch wesentlich mehr zurückgetreten sein müßte. Ab dem 16. Jahrhundert ist dann eine heute allgemein anerkannte Klimaverschlechterung eingetreten, die der Buche besonders auf der Baar abträglich sein müßte.

Wenn auch aus den bisherigen pollenanalytischen Ergebnissen der Schluß gezogen werden muß, daß Buche bis ins Spätmit-

telalter in größerem Umfang vorhanden gewesen sein muß, so zeigt sich die Sonderart der Baar allgemein darin, daß die Wuchsbedingungen insgesamt ungünstiger waren als im angrenzenden Urgebirgs-südschwarzwald: in der Haselzeit (Boreal) geringere Haselwerte; früheres Eindringen der Fichte (Ende des Atlantikum); höherer Anteil der Tanne der Buche gegenüber in der ausgehenden Wärmezeit (Subboreal); vorher schon höherer Anteil der Fichte im Verhältnis zur Tanne — selbst in der Baaralb; keine eindeutige Überlegenheit von Buche gegenüber Tanne in der Nachwärmezeit (Subatlantikum); zu allen Zeiten ein wechselnd hoher Kiefernanteil.

Man hat häufig die frühe und zeitweise dichte Besiedlung, die schon vor Christi Geburt i. a. den Wald auf etwa seine heutigen Standorte — und ortsweise darüber hinaus — zurückdrängte, dafür verantwortlich gemacht, daß Buche künstlich vernichtet wurde. Sicher ist eine Beeinträchtigung durch diese Maßnahmen erfolgt, aber doch nicht so stark, daß Buche in älteren Exemplaren in der inneren Baar nicht mehr zu finden sein müßte; denn für die Weidewirtschaft wäre die Buche geradezu schätzenswert gewesen, wie auch für den gleichen Zweck ab mindestens dem 17. Jahrhundert künstliche Eichenpflanzungen nachweisbar sind; ferner konnte sich die Buche im Eichen-Buchenwald des Unterhölzerwaldes erhalten, aber — klimatisch bedingt — diese nicht verdrängen wie an den benachbarten Jurahängen. Dieser Wald stand zwar bis etwa Mitte des 18. Jahrhundert nicht unter Holznutzung, war dagegen von den umliegenden Gemeinden beweidet, was hier zu Beschränkung des Fortkommens von Tanne und Fichte, jedoch nicht von Buche führte. Der Brennholzbedarf der Baargemeinden konnte — wie auch noch heute — aus den nahegelegenen Buchenwaldungen der Alb gedeckt werden. Daß auch die Eisenhütten im Baar-Schwarzwald (und der Baaralb) Buche nicht vernichten konnten, wenn sie nur auf für sie günstigen Standorten stockte, beweist die Erhaltung der Buche auf Granit und anschließendem Buntsandstein unmittelbar bei der früher großen Hütte Hammereisenbach im Baarschwarzwald, wo sie heute noch in guter Qualität und teils in reinen Beständen auftritt. Das gleiche gilt für die — klimatisch als atlantisch getönt zu bezeichnenden — Hänge der Wutachschlucht wie das Gauchachtal und des südlichen Scheffheu auf oberem Dogger, die für das Eberfinger Bergwerk teils kahl abgetrieben wurden (zwischen 1645 und 1708).

Ein weiterer Einwand gegen das natürliche Nichtvorhandensein von Buche in neuerer Zeit kann von der Seite der Flurnamenforschung kommen. Denn tatsächlich finden sich mehrfach „Buch“-namen (Buchhalde — NO-hang, zwischen Bräunlingen und Hüfingen;



Buchberg — W-bis S-hang bei Donaueschingen; Buchhalde — südlich Marbach; alle drei stocken auf oberem Muschelkalk, bzw. -dolomit in sehr flachgründiger Rendzina — ausbildung. Ferner Buchwald südlich der Hirschhaldewiese bei Dürnheim — mittlerer Keuper in allen Stufen, W-hang und anschließend die Buchäcker auf Lias-Alpha (mittelschwere, nährstoffreiche Böden). Der Buchberg ist als „buochberg“ bis in das Donaueschinger Urbar von 1584 nachgewiesen. Auffällig ist es nun, daß alle diese Hangstandorte — mit Ausnahme der Buchäcker —, auf denen z. Tl. noch Buche vorhanden ist, typische Standorte für Kiefern-steppenwaldpflanzen sind oder solche unmittelbar neben sich aufweisen, wie auf Schosen neben den „Buchhalden“ und auf der Hirschhaldewiese („Himmelswiese“, die jetzt mit Fichte gänzlich aufgeforstet ist und ihren floristischen Reichtum verloren hat) neben dem „Buchwald.“

Nach der genauen floristischen Durchforschung während des letzten Jahrhunderts (9a) fanden sich hier (leider heute z. Tl. weitgehend infolge menschlicher Kultur verschwunden) als typisch: *Anemone Pulsatilla* (europ-kont (10)), *Cytisus nigricans* (europ-kont.), *Vicia silvatica* (euras-kont.), *Rubus saxatilis* (euras-no (kont.) (12)), *Fragaria collina* (euras-kont.), *Cotoneaster tomentosa* (med-alp (13)), *Ribes alpinum* (no-alp-med (euras.) (14)), *Laserpitium latifolium* (med-mo (gem.-kont) (15)), *Pyrola chorantha* (kont (no)), *Gentiana lutea* (west-alp.), *Lithospermum officinale* (med.), *Veronica Teucrium* (kont. (16) (auf Kalk)), *Daphne Cneorum* (alp-med (kont)), *Gymnadenia odoratissima* (alp-med), *Platanthera bifolia* (euras-med (kont)), *Ophrys muscifera* (medsubatl. (17)), *Cephalanthera rubra* (med-kont)), *Epipactis rubiginosa* (alp-med-kont), *Goodyera repens* (no-kont), *Polygonatum officinale* (kont), *Carex ornithopoda* (alp-med), (nur einmal: *Carex sempervirens* (alp) — sonst nur an der Länge) u. a.

Dabei kommen im Prinzip die kont.-Arten hauptsächlich in dem kontinentalen Kiefernsteppenwald und dem auch - alpinen Geißklee-Kiefernwald trockener, felsiger Kalkstandorte, die med-alp. Arten im alpinen Schneeheide- und Pfeifengras-Reliktöhrenwald steiler Mergelhänge vor und treten beide bei uns in den „Steppeheide-wald“ Gradmanns (3), der vom Döggingerwald bis nach Hüfingen auf dem (oberen) Muschelkalk - (und dolomit) - plateau (730 bis 760 m Meereshöhe), auf der Kuppe und den Hängen des Schellenbergs (oberer Muschelkalk, teils von Buntsandstein überrollt; 790 bis 720 m), von Donaueschingen bis nach Marbach am östlichen (!), ± westexponierten sehr flachgründigen mittleren Gehänge (700—760 m) des oberen Muschelkalks einen nördlichen ausklingenden Ausläufer auf der Baar vom Jura und vom Wutachtal her besitzt. Dazu kommt

— als heute nur noch fragmentarisch vorhandenes Gebiet — das Gebiet ostwärts Dürnheim (Hirschhaldewald und -wiese, bis nach Aasen hin) auf Keuper sowie bei Mundelfingen die Lias- und Doggerandgebiete der Wutachschlucht, wo ein verarmtes Pineto-Cytisetum und Querceto-Lithospermetum als Trockenwälder von Oberdorf (18) beschrieben sind. (Am Wartenberg finden sich nur Trockenrasenelemente, die nahe zu den Kiefern- (und Eichen-)trockenwäldern zu stellen sind.)

Und gerade in diesen Trockenwaldgebieten, die charakteristischerweise auch die meisten Fundorte aus der Hallstattzeit (19) aufweisen, hat sich der „Buch“-name am längsten erhalten, was den Schluß erlaubt, daß hier Tanne und Fichte nach der Klimaverschlechterung ab dem 15./16. Jahrhundert zuletzt mit der Buche fertig geworden sind, da diese infolge des großen Kalkreichtums — entsprechend den Standorten auf der benachbarten, höher liegenden Alb — in einem Wuchsbedingungsoptimum lebte, wovon noch Restvorkommen bei Bräunlingen und Marbach zeugen. (Auf Keuper wird dieser Prozeß leichter vor sich gegangen sein; typisch ist, daß die dortigen Kiefern- (und Eichen-) trockenwaldarten sich vor allem auf einer offenen Trockenwiese gehalten haben).

Einschränkend für das Gebiet bei Dürnheim muß darauf hingewiesen werden, daß für Lias und Keupersandstein (auch nach dem Schwäbischen Wörterbuch 1904) in den Gäulandschaften vor Einführung der geologischen Nomenklatur der Begriff „Buchstein“ gilt; da Buch„äcker“ auf Lias alpha sowie „Buchwald“ auf allen mittleren Keuperstufen stocken, ist es naheliegend, für diese beiden Orte „Buch“ — eher auf den Boden als auf die Bestockung zu beziehen.

Ein weiteres wichtiges Ergebnis dieser Ableitung ist es, daß Kiefer (und Eiche) auf diesen Standorten ein natürliches Glied — wie auch heute öfters noch — gewesen ist.

Diese Standorte besitzen heute eine eigenartige Pflanzengesellschaft, (19a) indem unter Tanne-Fichte (-Kiefer) Trockenwaldarten auftreten, wie *Brachypodium pinnatum* (med (kont)), *Anthericum ramosum* (med (kont)), *Chrysanthemum corymbosum* (med-mo), *Melittis Melissophyllum* (med., auf Kalk), *Geranium sanguineum* (med (gem.-kont)), *Amelanchier vulgaris* (med-alp), *Bupleurum falcatum* (kont (med)), *Vincetoxicum officinale* (euras-kont (med)), *Digitalis ambigua* (gem.-kont), *Rhamnus cathartica* (euras-med), *Astragalus Cicer* (euras-kont), *Peucedanum Cervaria* (kont) u. a.) (20); ferner eine Großzahl von Orchideen (21) wie *Cypripedium calceolus* (euras-kont), *Platanthera viridis* (alp), *Pl. bi-*

folia (euras-med (kont)), (*Orchis militaris* (euras-med), *O. ustulata* med), *O. aranifera* (desgl.), *Herminium Monorchis* (euras (kont)), *Epipogon aphyllus* (euras-med (kont)), *Cephalanthera alba* (med-gem. kont), *C. longifolium* (gem. kont), *Listera ovata* (euras-med), *Neottia nidus avis* (euras), *Corallorrhiza innata* (no(kont)); neben typischen Buchenwaldarten (Fagion-arten) wie *Elymus europaeus*, *Euphorbia dulcis*, *Lonicera alpigena*, *Galium rotundifolium*, *Prenanthes purpurea*, Laubmischwaldarten (Fagetalia-arten) wie *Carex digitata*, *Milium effusum*, *Polygonatum multiflorum*, *Lilium Martagon*, *Mercurialis perennis*, *Lathyrus vernus*, *Daphne Mezereum*, *Asperula odorata*, *Phyteuma spicatum*, *Lactuca muralis*, *Catharina undulata* und Klassencharakterarten der Querceto-Fagetea wie *Corylus avellana*, *Euonymus europaeus*, *Viola silvatica*, *Paris quadrifolia*, *Scrophularia nodosa*, *Cornus sanguinea*, *Carex silvatica*, *Anemone nemorosa*, *Crataegus spec.*, *Eurhynchium striatum*, *Lonicera xylosteum*, *Ligustrum vulgare*, *Asarum europaeum*, *Bromus ramosus*, *Convallaria majalis*, *Hieracium silvaticum* und gleichen Arten, die als Zeiger frischerer Standorte gelten können, wie *Brachypodium silvaticum*, *Geum urbanum*, *Lamium Galeobdolon*, *Primula elatior*, *Acer platanoides* *Fraxinus excelsior* u. ä.; ferner als einzige Art der europ. Nieder- und Hügellandslaubmischwälder (Carpinion) *Poa chaixii*; sowie im Gegensatz dazu Nadelwaldarten wie hauptsächlich *Melampyrum silvaticum* (no(kont)) und die Pyrolaceen *P. secunda* (no-kont), *P. uniflora* (no-kont), weniger *P. chlorantha* (kont (no)), *P. minor* (no(kont)), *P. rotundifolia* (no (kont)) sowie eine Decke von mittleren Astmoosen.

## 2. Klimatische Verhältnisse

Es wurde zu beweisen versucht, daß die eigentliche Baarhochfläche (i. M. 700/800 m) durch das natürliche Fehlen von Buche (und Ulme) in der klassischen Mittelgebirgskombination Tanne-Fichte-Buche eine Sonderstellung einnimmt, die schon aus der pollenanalytisch erschlossenen frühen Waldgeschichte klar hervorgeht. Wenn auch die forstlichen Archivquellen, die für die Waldungen der Fürstenbergischen Landgrafschaft für das 18. Jahrhundert so zahlreich vorliegen, für frühere Zeiten leider nur sparsam fließen, so können wir doch das engere Gebiet als mehr oder minder buchenfrei — außer Unterhölzerwald und Wartenberg — seit der Klimaverschlechterung der historischen Neuzeit betrachten. Diese Tatsache ist groß- und bodenklimatisch zu begründen.

Die Kontinentalität der höchsten Gäulandschaft im Lee des

Schwarzwald zeigt sich schon im mittleren Temperaturgang (22) (in °C., Zeitraum 1871—1950; beziehungsweise auf diesen reduziert):

(Siehe nebenstehende Tabelle)

#### Winterklima:

Übereinstimmend ist im Januar in allen Orten der inneren Baar (Villingen, Dürnheim, Donaueschingen, Ziegelhof) die mittlere Temperatur unterhalb  $-3,0^{\circ}$  — wie sonst erst wieder am Feldberger Hof (1292 m), wo noch Buchenhochschlagenwald auftritt, und an der Hornisgrinde (1166 m) mit einzelner Buche und am kältesten Punkt der Alb (Böttingen, 908 m) in reiner Buchenlage (ähnlich sind bei allen angegebenen Stationen die Dezemberwerte unter  $2^{\circ}$ ); allerdings haben letztere Stationen in diesem Zeitraum eine höhere schützende Schneedecke, während die innere Baar relativ geringe Schneehöhen besitzt. Dagegen hat der Baar-nordrand (Königsfeld, wo erstmals wieder Ilex auftritt), die Westbaar (Löffingen), die Ostbaar (Pföhren — besonders repräsentativ für den Unterhölzerwald mit Eichen-Buchen-wald) und der Basaltkegel des Wartenberg in der Südostbaar wesentlich wärmere Werte, die aber immer noch unter denen des anschließenden Schwarzwalds (Neustadt, Furtwangen und das mildere Triberg) wie auch aller sonstigen Schwarzwaldorte sowie der „Rauhen“ Alb (Heuberg, Dreifaltigkeitsberg) liegen.

Durch hohe Winterkälte ist also die Baar schon stark beeinträchtigt, was durch geringe Schneelage mit tieferer Bodengefrorenis bes. der schwereren Keuper-, Lias- und Doggerböden noch verschärft wird. Dabei hält die Schneedecke (23) — außer im südlichen Ried — genau so lang an wie im gesamten Ostschwarzwald und auf dem größten Teil der Albhochfläche (80—100 Tage), allerdings bei geringem Schneeniederschlag (innere Baar 120—160 mm, Westbaar, Geisinger Alb und Länge 160—200 mm; Südostschwarzwald 200—250 mm dagegen), so daß Ausstrahlungskälte bei kontinentaler Wetterlage sich verschärfend auf die Wintertemperatur auswirkt. Die mittleren Schwankungen während des Tages- (als Durchschnitt der Monatsmittel) weisen deshalb größere Extreme auf als irgendwo im Schwarzwald (z. B. im Zeitraum 1886—1905 von morgens 7.00 bis mittags 14.00 Uhr im Januar in Villingen  $4,7^{\circ}$ ; in Höchenschwand (Tannen-Buchen-Fichtengebiet des oberen Südschwarzwald)  $2,1^{\circ}$ ; auf dem Kniebis (Fichten-Tannen-Buchengebiet des oberen Nordschwarzwalds) auch  $2,1^{\circ}$ ; auf diese Weise wird es verständlich, daß die Zahl der Eistage, an denen  $0^{\circ}$  überhaupt nicht erreicht werden, geringer ist (30—40 Tage) als im oberen Süd-, Mittel- und Nordschwarzwald sowie

	Monate												Jahr
	I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	IX	X	XI	XII	
Königsfeld (763 m)	-2,7	-1,7	1,7	5,5	9,6	13,2	15,3	14,5	11,6	6,4	2,1	-1,7	6,2
Villingen (710 m)	-3,0	-1,9	1,4	5,6	10,1	13,7	15,5	14,5	11,2	6,2	1,7	-2,1	6,1
Dürrheim (714 m)	-3,3	-2,1	1,6	5,7	9,9	13,3	15,2	14,5	11,4	6,1	1,5	-2,4	6,0
Donaueschingen (692 m)	-3,0	-1,7	1,7	5,9	10,6	14,2	15,9	14,8	11,5	6,5	1,8	-2,1	6,3
Donaueschingen (Ziegelhof) (689 m)	-3,2	-2,1	1,6	5,6	9,9	13,6	15,4	14,5	11,2	6,2	1,6	-2,3	6,0
Pföhren (685 m)	-2,6	-1,3	2,1	6,3	10,9	14,6	16,4	15,4	12,2	7,1	2,3	-1,6	6,8
Wartenberg (821 m)	-2,7	-1,5	1,6	5,8	10,4	14,0	15,8	15,0	11,8	6,8	2,1	-1,8	6,5
Löffingen (805 m)	-2,4	-1,4	1,8	6,0	10,3	13,7	15,7	14,6	11,6	6,5	1,9	-1,5	6,4
(Höschenschwand (1005 m)	-2,4	-1,6	1,1	4,8	9,2	12,5	14,5	14,0	11,1	6,2	2,0	-1,6	5,8
Neustadt (807 m)	-2,1	-1,2	1,5	5,3	9,5	13,2	15,1	14,1	11,2	6,4	2,0	-1,3	6,1
Triberg (683 m)	-1,3	-0,3	2,2	6,0	10,4	13,8	15,5	14,7	11,8	7,2	2,7	-0,6	6,8
Furtwangen (850 m)	-2,3	-1,9	0,9	4,4	8,8	12,3	14,0	13,2	10,3	5,6	1,3	-1,8	5,4
Heuberg (850 m)	-2,4	-1,4	1,6	5,6	10,1	13,4	15,2	14,5	11,5	6,9	2,0	-1,6	6,3
Dreifaltigkeitsberg (987 m)	-1,9	-1,2	2,0	5,0	9,3	12,7	14,9	14,5	11,5	6,6	1,9	-1,1	6,2)

auf der Alb (40—50 Tage); die SW-Alb schließt sich hier der Baar an. Dagegen ist umgekehrt die mittlere Zahl der Frosttage (Tiefstwert der Temperatur in 2 m Höhe unter 0° C.) mit über 140 Tage gleich hoch wie im oberen Schwarzwald und der oberen Alb, während Südoschwarzwald und SW-Alb nur 120—140 Tage aufweisen.

Alle diese Daten mögen noch keine Begründung für das Fehlen der Buche auf der Baar geben, machen es aber verständlich, daß die hohe Winterkälte — entsprechend den höchsten Schwarzwaldlagen — die Buche stark gefährdet — wie etwa auch in dem häufig zum Vergleich mit der Baar angeführten Tilsit mit gleichen Wintertemperaturen Buche nicht mehr vorkommt. Allerdings gibt es auf der Baar fast kein Jahr, wo  $-20^{\circ}$  nicht erreicht werden; auch  $-30^{\circ}$  werden ab und zu überschritten, was z. B. auf dem Feldberg — infolge Temperaturumkehr — nicht geschieht (Dies hat z. B. verheerenden Einfluß auf die Obstbaumzucht).

#### Frühlingsklima:

Im April und Mai beginnen die Mitteltemperaturen die des benachbarten Schwarzwaldes zu überholen (Pföhren liegt an der Spitze, wie es auch nicht so niedere Winterwerte aufwies) und — auch weniger ausgesprochen — die der Alb.

Der Vorfrühling (Schneeglöckchenblüte der phänologischen Karten) beginnt eine Woche früher als im Schwarzwald, auf der Südwestalb und der eigentlichen Alb; des gleichen der Vollfrühling (Apfelblüte sogar bis 14 Tage vor Südoschwarzwald und Alb und bis 8 Tage vor SW-Alb). Und gerade diese Tatsache ist die Hauptgefährdung wegen der besonderen Spätfrostgefährdung der Baar. Denn das mittlere Datum des letzten Frosts (in 2 m über dem Boden) liegt zwischen dem 20. und 24. Mai — einzigartig in SW-Deutschland; nur der Feldberg — 4. Juni — und die Kesselstation Trochtelefingen als einzige der Alb — 2. Juni — weisen spätere Daten auf. Dort ist aber der Vollfrühling noch nicht soweit fortgeschritten.

Vergleicht man nun das Datum des Beginns eines Tagesmittels der Lufttemperatur von 10° C als für forstliche Zwecke wesentlichen Schwellenwert mit dem Datum des letzten Frosts, so ergibt sich die besondere Spätfrostgefährdung der Baar eindeutig: 10./20. 5: 20./23. 5. Lediglich in Böttingen (und Trochtelefingen) als einzigen Stationen der Alb und auf dem Feldberg als einziger Schwarzwaldstation liegen gleiche Verhältnisse vor, wobei der Unterschied von Alb und Baar der ist, daß dort „warme Kalkböden“, hier mehr „kalte, schwere Böden“ vorliegen.

Die phänologischen Daten zeigen aber die Gefährdung der Baar

noch klarer: Vollfrühlingsbeginn: Baar 10./20. 5., Böttingen dagegen erst 25. 5. Ergänzend muß hinzugefügt werden, daß die innere Riedbaar praktisch in keinem Monat frei von Bodenfrost ist (z. B. 1949 12 frostfreie Tage). (Die mittlere Dauer der frostfreien Zeit (in 2 m Höhe) weist gleichfalls die niedersten Werte mit 118 bis 128 Tagen auf (nur Feldberg 108, Trochtelfingen 109 Tage); es folgen in Tallagen St. Blasien mit 130 und Böttingen mit 132 Tagen). Wenn all diese klimatischen Daten auch nur Anhaltswerte sind, so geben sie doch gut den allgemeinen Klima-Charakter wieder. Die grundsätzliche Spätfrostgefährdung der Buche ist aber aus diesen Rahmenwerten gut erkennbar.

Noch größer muß die Gefährdung erscheinen, wenn man die Keimtemperaturschwellenwerte (1) (24) der einzelnen Holzarten betrachtet: Buche 5° (Minimum), 11° Keimblätterentfaltung; Fichte und Tanne 7° (Minimum), 17,5°—20° (Optimum); Kiefer 5—6° (Minimum, 25—29° Optimum). Vergleicht man diese Zahlen mit den oben genannten, so wird die Gefährdung der Buche im natürlichen Wald mit Naturverjüngung besonders deutlich. Da obige Werte Temperaturwerte der Bodenoberfläche sind, spielt das Bodenklima eine zusätzlich entscheidende Rolle: auf kalten Böden (schwere Böden z. B. von Keuper, Lias und Dogger; aber auch grundwassernahe Böden z. B. auf dem Buntsandsteinplateau des Baar-schwarzwalds) ist die frühkeimende Buche durch Spätfrostrückfälle stärker gefährdet als auf warmen (z. B. Kalkverwitterungsböden wie auch lockere grusige Urgesteinsböden, bes. in hängiger Lage). Dies dürfte der Grund sein, daß selbst bei ähnlicher Spätfrostgefährdung die Alb für das Fortkommen der Buche günstiger wäre als die Baar. Dazu kommt, daß im natürlichen reinen Buchenwald der Alb die Buche im „wärmeren“ lockeren Laub besser keimen kann als in der Baar selbst auf Muschelkalk im „kälteren“, moosbedeckten Fichten-Tannenum und dort auch nicht eine so schnelle Abkühlung bei Spätfrösten erfolgt wie hier.

Als Beispiel sei auch angeführt, daß schon nach den ältesten Waldbeschreibungen von 1618—1700 bei Höhenlage zwischen 800 und 900 m die „bodenwärmeren“ Weißjuraberger bei Riedböhringen und Blumberg reinen Buchenwald, die „bodenkälteren“ Braunjurahöhen dagegen Tannen-Fichtenwald (ohne Buche) trugen; dabei liegen beide Höhenzüge oberhalb des eigentlichen Kaltluftstausees der Baarhochfläche!

Gleichzeitig dürfen diese Angaben die Erklärung dafür sein, daß in der mittleren und höheren Stufe auf dem gesamten Ostteil des Schwarzwalds — mit überwiegend Buntsandsteinböden — die Buche,

selbst im atlantisch getönten Nordteil, nur beigemischt auftritt — im Gegensatz zum West- und Südteil des Schwarzwaldes. Vergleicht man für dieses Gebiet das Datum des Beginns eines Tagesmittels von  $5^{\circ}$  als angenäherten Wert für die Buchenkeimung mit dem Datum des letzten Frosts, so findet man, daß dieser östliche Streifen (ostwärts einer Linie Feldberg — Triberg — Kniebis — Hornisgrinde — Bühlerhöhe — Herrenalb) auf Bundsandstein stärker gefährdet ist als westlich dieser Linie.

#### Sommer- und Herbstklima:

In diesen Zeitabschnitten schließt sich das phänologische Klima der Baar (auch mittlere Julitemperatur; mittlere Zahl der Tage über  $25^{\circ}$  = Böblingen bei Stuttgart!) — als höchstgelegene Gäulandschaft — mehr dem Klimabezirk des „Oberen Neckarlands“ und dem des Donautals (auch des oberen Hegaus) an und unterscheidet sich durch größere Wärme vom Schwarzwald und der eigentlichen Alb. Dabei schließt sich die Länge und der Rand der Baar, die Geisinger und Immdinger Alb der eigentlichen Alb an.

Erst durch das mittlere Datum des ersten Frosts (in 2 m Höhe) kommt wieder eine strengere Note in das Baar-Klima; denn mit dem Datum 20. 9. in Donaueschingen und Dürrheim beginnen die Fröste früher als sogar auf dem Feldberg (21. 9.); auf der Alb ist nur Trochtelfingen gleichgefährdet (20. 9.), Böttingen folgt erst am 1. 10., der Dreifaltigkeitsberg gar erst am 23. 10. (z. Vergl.: Hornisgrinde 13. 10.; die benachbarten Rottweil 6. 10. und Triberg 15. 10.!). Die Frühfröste auf der Baar sind also in SW-Deutschland (einschl. der Bodenseeealpen) die frühesten überhaupt, während die mittlere  $10^{\circ}$  — Temperatur erst 10 Tage später endet — also auch von dieser Seite her eine Gefährdung der Vegetation besteht.

Trotzdem ist die Baar mit i. M. 130—140 Tagen über  $10^{\circ}$  — Mitteltemperatur als der annähernden forstlichen Vegetationszeit — wieder im Anschluß an die oberen Gäuflächen und den nördlichen Ostschwarzwald — günstiger ausgestattet als der Südostschwarzwald, die Länge und die Geisinger Juraberge sowie die hohe Alb (ähnlich wie mit einer mittleren Dauer über  $5^{\circ}$  von 190—200 Tagen).

Die 140-Tage-Linie entspricht im oberen Neckarland auch der natürlichen Tannenverbreitungslinie, aber nur dort, denn bei Pforzheim geht sie bis zur 150-Tage-Linie, desgl. im südlichsten Schwarzwald, bei Schaffhausen im Bodenseegebiet und in den Welzheimer Bergen, im Westschwarzwald sogar bis zur 160-Tage-Linie.

Bei absolut frostfreier Zeit dürfte hinwiederum — außer



gegenüber den extremsten Hochlagen — die kürzeste in SW-Deutschland sein (1891—1905: nur 67 Tage (gegenüber 1881—1940 mittlerer frostfreier Zeit von i. M. 117 Tagen) im Vergl. zu Höchenschwand mit 109 Tagen (153 Tagen)).

Eine weitere Sonderheit, die sich aus den vorherstehenden Ableitungen aber zwangsläufig ergibt, ist, daß die mittlere Jahreschwankung der Temperatur mit  $18^{\circ}$ — $19^{\circ}$  besonders hoch (kontinental) ist und im Lee des Schwarzwalds nur auf die eigentliche Baar beschränkt ist — ohne SW-Alb ( $17,5$ — $18^{\circ}$ ) und den Südoschwarzwald ( $17,5^{\circ}$ — $16,5^{\circ}$ ), sogar ohne das doch wintermildere, wenn auch gleich heiße Donautal mit  $17,5^{\circ}$ . (Erst im Lee der Alb im Moränegebiet findet sie sich wieder — dort allerdings mit geringerer Winterkälte als dem einen Temperaturextrem — und ist somit nicht mit unserem Gebiet vergleichbar!) Gleichlaufend ist die mittlere Tagestemperaturschwankung im Jahresdurchschnitt mit etwa  $6^{\circ}$  doppelt so hoch wie z. B. an den Bergstationen des Schwarzwalds (25). Am stärksten ist die Zunahme im Frühling mit  $6$ — $7^{\circ}$ , was gerade infolge Kälterückfalls eine besondere Gefahr für empfindliche Frühlreifer und -Keimer wie die Buche ist, und am geringsten im Winter mit  $4$ — $5^{\circ}$ , so daß zur Zeit der extremen Kälte keine wesentlichen Minderungen zu erwarten sind.

Das Temperaturklima mußte so eingehend geschildert werden, da es nach Prüfung aller einzelnen Klimakomponenten am meisten die Sonderstellung der Baar mit ihrer an sich für süddeutsche Mittelgebirgs-Verhältnisse relativ niederen Höhe von 700—800 m der entscheidende Faktor für die Entstehung einer besonderen Holzartengesellschaft zu sein scheint: sehr kalte mittlere Wintertemperatur mit höchsten Kälte-extremen (höher z. B. als die der Zugspitze!), relativ zeitig beginnender Frühling trotz extremer Spätfrostgefährdung lange in die Vegetationszeit hinein, relativ heiße Sommer mit starker Tagesschwankung, sehr früh beginnende Frühfröste bei im ganzen für die Höhenlage günstig langer Vegetationszeit; hohe Jahresschwankungen bei tiefem Kälteextrem. Dieses extreme Temperaturklima weist sowohl „kontinentalen“ wie „nordischen“ oder „montanen“ Charakter auf, sodaß man es wohl am besten als „kontinental-montan“ bezeichnet. (Dem von Oberdorfer (8) geprägten Begriff „präalpin-baltisch-kontinental“ vermag ich also nicht zu folgen, da „präalpin“ und „baltisch“ noch gewisse subozeanische Milderungskomponenten enthalten würden, die wirklich nicht vorliegen). Bedingt ist dieses extreme Temperaturklima einmal durch die Lee-lage hinter dem Schwarzwald, sodann durch die nach Norden offene, aber nach Westen, Süden und Osten abgeschlossene Hochmulden-

lage, die als Kaltluftstausee wirkt (nach örtlicher Erfahrung liegt die Kaltnebelgrenze (Nebeltage 60—75 Tage, also relativ hoch) 50—60 m über der Bodenoberfläche und hat keine Abflußmöglichkeit) und schließlich durch den besonders kühlen, strahlungsbegünstigenden Riedkern der Baar, wo Musel, Breg und Donau nur minimales Gefäll aufweisen (Breg  $2,1 \text{ ‰}$  —; Donau nur  $0,67 \text{ ‰}$  — Gefäll; Musel wie Donau). Dazu kommt ein Kaltluftabfluß vom Südostschwarzwald, der Südwestalb und den höheren Baarteilen aus einem berechneten Gebiet von rd. 200 qkm in ein Kaltluft-Kerngebiet von etwa 75 qkm (26). Es wirken also zusammen: die durch Lee-einfluß bedingte „beschränkte Kontinentalität“, die durch Offenlage gegen Norden bedingte Häufigkeit von Advektivfrösten (im Volksmund „Goassetöter“ genannt) und vor allem die Disposition zu Strahlungsabkühlung (-frost).

Dabei kommen in der „Inneren Ried- und Keuperbaar“ alle drei Elemente extrem zusammen. Auf der „Westbaar“ (Station Löffingen) wirkt nur Lee-kontinentalität und verringerte Strahlung, ähnlich auf dem Muschelkalkplateau- und hangzug Hüfingen — Villingen. Der Komplex „Unterhölzer — Wartenberg“ (Station Pfohren und Wartenberg) liegt im sub-montanen Leeklima; die  $\pm$  waldfreie „Lias-baar“ hat zwar ähnliche Verhältnisse wie die Keuper-Baar, jedoch fließt die Kaltluft ab. Die „untere Dogger-Baar“ steht unter dem Einfluß der Leekontinentalität und eines „kalten“ Bodenklimas. Die Länge und die Geisinger Alb (beide zusammen „Baar-alb“) weisen nur abgeschwächte Leekontinentalität ohne zu starke Strahlungsgefährdung auf (mehr subatlantisch getönt und der Alb angenähert). Das „badische Randengebiet“ schließt sich dem Schweizer Hohen Randen an, indem es zum präalpin-jurassischen Buchen-Tannenwald gehört, aber infolge der Annäherung an die eigentliche Baar extremere Züge aufweist und seine Fortsetzung nicht in der anschließenden Länge, sondern in den Nordlagen des Geisinger-Immendinger-Albabschnittes findet (Ausklingen von *Dentaria pentaphyllos*; auf dem Randen schon erreicht *Dentaria heptaphyllos* ihre nordöstliche Grenze in unserem Gebiet), bei einem Zwischenklima zwischen Alb- und Randen-ausbildung, jedoch infolge Nordexposition zum — durch Temperaturextreme sehr gefährdeten (es befindet sich hier das einzige Moor der SW-Alb!) — Aitrachtal dem Baarklima sehr angenähert. Der „Baarschwarzwald“ gehört zwar weniger in das Gebiet der ausgesprochenen Lee-Kontinentalität (man schaut von dort auf die Kaltluftmulde der Baar hinab), aber er leidet als Randgebiet — etwas abgeschwächt —

unter den allgemeinen Temperaturextremen und besitzt auf den im Kern  $\pm$  vernähten Buntsandsteinplateaus bei wesentlich höheren Niederschlägen als in der Baar Spätfrostlagen, die denen der inneren Baar entsprechen, allerdings ohne so große Gefährdung durch Advektivfröste; (deshalb ist er auf den „kalten“, stauwasserführenden Böden buchenfrei, kann dagegen auf lockeren „wärmeren“ Böden (Granit, auch Buntsandstein) Buche aufweisen). Das „Wutachgebiet“ (mit Ausläufer ins Gauchach-, vielleicht auch Mauchachtal) gehört in seiner ganzen Artung (27) eigentlich nicht mehr zur Baar, da es sowohl atlantische Einflüsse (Vorkommen von Tamus bis fast an die Kalk-Trias-grenze) wie auch Hochschwarzwaldausstrahlungen (Aufreten des Weisserlenwaldes) zeigt und ferner Ausläufer des präalpin-jurassischen Buchen-Tannenwaldes sowie des Kiefern- und Eichen-trockenwaldes, der auch in der Baar im Muschelkalkplateau- und -hangzug auftritt, besitzt; jedoch wirkt es auf die unmittelbar angrenzenden Gebiete stark ein.

(Für das innere Riedgebiet und die anschließende Ostbaar ist ein detailliertes Projekt, durch Anbau von Schutzstreifen außerhalb des Waldes — unter weitgehender Beteiligung von Pappel — die Klimaextreme zu verbessern, in Zusammenarbeit von Kreis- und Forstverwaltung entwickelt worden (26)).

Die am schärfsten spät-frostgefährdeten Gebiete der Baar sind neuerdings (28) für landwirtschaftliche Zwecke agrameteorologisch festgestellt worden: sie liegen im Riedgelände südöstl. Donaueschingen und bis südwestl. Hüfingen, in den Weiherwiesen nördl. Donaueschingen (wo etwa um 1500 durch die Landesherrschaft ein künstlicher See angestaut wurde, der bis ins 18. Jahrhundert Bestand hatte und zweifellos ein besonderer Kältespeicher war) und im Kötachtal zwischen Baldingen und Geisingen, so daß der Unterhölzerwald, der morphologisch aus diesem Kältesee herausprofilert sich erhebt, nicht so gefährdet ist. Weitere extreme Kälteinseln finden sich im Bregtal bis Wolterdingen und abgesetzt auf dem Blumberger Torfgebiete zwischen Länge und Randen.

Das Niederschlagsklima: Die Baar ist insgesamt für vergleichbare Verhältnisse als durch Leeklima bedingt relativ trocken zu bezeichnen.

Mittlerer monatl. Niederschlag in mm  
(reduziert auf 1871—1950)

	Monate												Jahr
	I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	IX	X	XI	XII	
Königsfeld	83	69	83	76	85	106	103	99	82	93	92	91	1062
Villingen	70	54	66	59	75	89	82	80	71	73	74	74	867
Dürrheim	57	45	56	54	72	97	92	79	68	68	65	66	819
Donaueschingen	52	40	54	50	76	85	82	84	69	66	60	60	778
Wartenberg	46	38	64	62	93	103	100	92	70	67	59	57	851
Löffingen	65	48	61	56	73	87	83	76	74	72	73	68	826
Riedöschingen	60	48	62	66	88	105	105	90	76	74	68	64	906
(Neustadt)	102	93	84	83	89	116	112	110	94	90	104	112	1189
Triberg	147	132	130	125	128	134	136	135	134	150	169	151	1671
Furtwangen	164	156	148	143	138	158	159	146	139	150	166	182	1854)

Das Regime des westl. anschließenden Südoschwarzwalds wird durch die Stationen „mit idealer gleichmäßiger Niederschlagsverteilung“ charakterisiert: Neustadt mit Gipfel im Sommer (und Winter); Furtwangen und Triberg umgekehrt mit Gipfel im Winter (und Sommer) — ein Mittelgebirgs-Typ, der im Schwarzwald offenbar östlich der Kammlinie ein ausgesprochenes Wintermaximum aufzeigt.

Den Übergang von Triberg zur Nordbaar bildet Königsfeld mit hoher Gesamtsumme, aber schon als Sommerregentyp (Binnlandtyp), während Villingen schon geringe Niederschläge, aber noch ein sekundäres Wintermaximum aufweist. Erst in Donaueschingen ist der Binnlandtyp ohne sekundäres Wintermaximum klar bei absolut geringsten Gesamtwerten ausgeprägt. Nach der Ostbaar (Wartenberg) und Westbaar (Löffingen) steigen die Gesamtniederschläge, aber bei gleich klarem Sommerregentyp (Löffingen ist nur 15 km von dem niederschlagsreicheren Mittelgebirgstyp von Neustadt entfernt, das wärme-klimatisch näher an Löffingen liegt). Riedöschingen in der Baaralb entspricht im Jahresgang dem Alb-typ, der einen Binnenlandtyp darstellt, (keinen ausgeglichenen Mittelgebirgstyp.)

Die Jahressumme ist am geringsten (unter 750 mm) in der innersten Riedbaar, während bis 800 mm in der anderen inneren und Keuper-Baar und dem Muschelkalk-hügelzug bis nach Rottweil und randweis in der Baaralb und der Westalb bis 850 mm und darüber

fallen; im Baarschwarzwald steigen die Niederschläge schnell bis auf 1000 mm, während sie auf der Alb i. a. 900 mm nicht überschreiten.

In der Vegetationsperiode Mai—Juli, die aber für die Baar nur einen durch Spätfröste gehemmten Zeitraum darstellt, ist etwa ein gleiches Verhältnis festzustellen, in dem innere, Keuper- und Muschelkalkhügelbaar die niedersten Werte aufweisen, die auf Baaralb und Westbaar etwas ansteigen, aber insgesamt unter den Werten von Schwarzwaldstrand — einschließlich Schwarzwaldbaar — und Alb liegen! Die Wutachschlucht weist — abweichend von den Verhältnissen des Gesamtjahresniederschlags — fast ähnlich niedere Werte wie die innere Baar auf; ein weiterer Grund, weshalb die xerotherme Kiefernsteppenwaldvegetation bis hierher vordringen konnte.

Betrachten wir nun noch die wirklichen Dürreverhältnisse (29) während 10 Jahren (1920er Jahre), so ergibt es sich, daß in Donaueschingen und Villingen i. M. 38 % Dürremonate, 35 % mittlere und 27 % nasse Monate auftraten (auf der Alb ist das Verhältnis i. M. 10 : 50 : 40 %!), wodurch die extremen Verhältnisse der Baar weiter unterstrichen werden. Im wirklichen Jahresgang während 10 Jahren ist typisch, daß im Zeitraum von April—Mai die Dürremonate absolut in der Häufigkeit überwogen haben (in der Alb dagegen nasse Monate), im August die Dürre wieder vorherrschte und erst im Herbst die nassen Monate häufiger waren (wie auch eindeutig sowohl für August wie Herbst in der Alb). Eine Karte der Trockenmonate während der Sommerzeit von 10 Jahren zeigt, daß die Baar — wie nur wenige Inseln auf der Alb — über 20 und die Baaralb zwischen 15 und 20 Trockenmonate aufweist, daß die eigentliche Alb und der Südostschwarzwald nur 15 derartige Monate besitzt und daß im eigentlichen Ostschwarzwald wie im oberschwäbischen Altmoränengebiet nur 10 Trockenmonate, im inneren Schwarzwald und im Jungmoränengebiet sogar nur 5 Trockenmonate auftreten.

Sowohl bei den Tagen mit mindestens 1 mm wie bei den mit mindestens 0,1 mm Niederschlag schließt sich die Baar dem Neckarland, nicht der Alb oder gar dem Schwarzwald an.

Der mittlere Trockenheitsindex (erweiterter Lang-(de Martonne-)Index — unter Berücksichtigung der Tage von mindestens 1 mm Niederschlag-), in dem also mittlerer Jahresniederschlag, mittlere Jahrestemperatur und mittlere relative Zahl der Tage mit mindestens 1 mm Niederschlag zum Ausdruck kommen, ergibt für das Jahr, daß die innerste Baar in die gleiche Stufenordnung wie das Donautal und das Neckartalbecken nö. Rottweil (und der östliche

Teil der Rheinebene) fällt, der Hauptteil der Baar dem oberen Neckartal anzuschließen ist und erst Westbaar, Baarschwarzwald, Baaralb und Randen ähnlich einem schmalen Rand am Ostschwarzwald und der Albhochfläche zu bewerten sind. Der gleiche Index für die Vegetationsperiode Mai—Juli zeigt etwa die gleichen, aber doch klarere Verhältnisse, die insbes. den pflanzengeographischen Tatsachen gut entsprechen: innere Ried- und Keuper- sowie Muschelkalkhügelzugbaar schließen sich an das Donautal an (ähnlich dem mittleren Neckartalgebiet); West- und Schwarzwald-baar sowie Baaralb ähneln z. Tl. dem Wutachtal, dem oberen Neckartal, dem südwestlichen Albvorland und dem Südabfall der Alb und dem Altmoränengebiet; Hauptteil von West- und Schwarzwald-baar, sowie Randengebiet und Geisinger Bergen gleichen aber dem Übergang zum Schwarzwaldostrand, der Albhochfläche und dem Jungmoränengebiet.

**Zusammenfassung:** Die Temperaturkontinentalität wird allgemein verschärft durch eine Niederschlagskontinentalität (Binnenlandtyp); es kommt hinzu, daß die Frühjahrsfeuchtigkeitsverhältnisse dadurch ungünstig gestaltet werden, daß geringe Winterniederschlagsvorräte vorliegen und im Frühjahr eine höhere Dürredrohung eintritt. All dies erlaubt uns, die Gesamtklimaverhältnisse der inneren Baar und der anschließenden Baarteile als extrem kontinental-montan zu bezeichnen; gegen Ostschwarzwald und Alb liegen dagegen Übergangsverhältnisse vor, die einen gewissen subatlantischen Einschlag aufweisen.

### 3. Standortsbezirke und Bestockung.

Die eingehende Schilderung der klimatischen Verhältnisse mußte einen größeren Raum beanspruchen, da das Großklima in seinen verschiedenen Komponenten der entscheidende Faktor für die natürliche Vegetation der Baar ist, u. zw. obgleich i. D. kalk-haltige Standorte vorliegen. Wohl nirgends in Deutschland treten alle Glieder der Trias auf derart engem Raum zusammen wie im „geologischen Fächer“ bei Donau- eschingen (Entfernung zwischen Weißjura und mittlerem Buntsandstein nur 18 km).

Die Westbaar mit gering abgeschwächten Temperatur- und Niederschlagsextremen stellt im Nordteil ein Plateau des oberen Muschelkalks (800—900 m Meereshöhe) dar, das im wesentlichen noch eine tertiäre (pliozäne) Rest-Landschaft darstellt, in der terra rossa -Flächen wenigstens noch im Untergrund erhalten sind (sogar auch eisenarme terra blanca, wie das Dolinen-Einsturzprofil bei Gösch-




Bestockung der Fürstlich Fürstenberg-Waldungen  
in der ehem. Landgrafschaft Baar  
im 18. Jahrhundert

Zeichenerklärungen :

Holzart:      vorherrschend:      beigemischt:

Fichte            ▲


Tanne            ♣

Föhre            ♠


Buche            ♡


Eiche            ♢


Mäüser            ○


Waldungen, für die keine archivalische  
Quellen vorhanden sind      

Geologische Formation:

Urgestein (Granit, Gneis)      

Muschelkalk und Keuper      

Lias und Dogger      

Bundsandsteingebiet      





weiler gut zeigt), die — mindestens seit der alemannischen Landnahme — überwiegend unter dem Pflug stehen. In den Randgebieten zum Schwarzwald sind die flachgründigeren, trockneren Rendzinateile stärker bewaldet und trugen ursprünglich Tannen-Fichtenwald mit einzelnen Kiefern; die Rendzina wie auch die tiefgründigere verbräunte Rendzina kann infolge der Nadelholzbestockung besonders humusreich werden und bei überwiegender Fichtenbestockung Rohhumusanhäufungen aufweisen. (Diese Mischung von Kalkuntergrund und stärkerer Humusaufflage ist der Optimalstandort für viele Orchideen, wie z. B. auch in der Alb bei künstlicher Fichtenbestockung ein gehäuftes Auftreten von Frauenschuh festzustellen ist.) Auf flachgründigen Kuppen kann Kiefer mit beigemischter Tanne vorherrschen (z. B. Höheberg — früher „Heuberg“; Riederhalden Tanne mit Kiefer).

Es treten jedoch auch — bes. unter alter Waldbestockung wie im Weißwald — flächenweise umgelagerte Staublehmüberlagerungen (periglaziale Lößlehme) auf (30), die als basenreiche Para-Braunreden ausgebildet sind.

Abweichend davon stellt der Südteil der Westbaar (760 bis 800 m Meereshöhe) vorwiegend eine würmeiszeitliche, feuchtigkeitshaltende Flußschotterebene dar, die im Hauptteil bis etwa zum Tränkebach (Wutachsotter der „Feldberg-Donau“) aus dem lockereren Material der Feldbergumgebung (arme Granite, bessere Gneise, wechselnd fruchtbare Gesteine des Lenzkircher Karbongebietes) mit wenig Buntsandstein- und Muschelkalkbestandteilen, westlich der Gauchach (Gauchachsotter) dagegen aus Buntsandstein und Muschelkalkteilen — bei häufigerer Dichtlagerung und mit abgeschwemmtem Lößlehm vermischt — besteht. Nach den alten Beschreibungen bestand die Bestockung dieser mehr oder minder podsoligen und podsolierten Böden überwiegend aus Fichte mit weniger Tanne, ferner Kiefer und Eiche, auch von der milden Wutachschlucht her mit etwas Buche. Die natürliche Pflanzengesellschaft vermittelt von dem Kalk-Tannen-Fichtenwald der Baar zum Fichten-Tannen-Buchenwald auf Urgestein und an Buntsandsteinhängen im weiteren Feldberggebiet (nach Oberdorfer: Subassoziation nach *Melampyrum pratense* des *Piceeto-Abietetum*). Das Eichwäldle (Gem. Unadingen) war tatsächlich reiner Eichenwald.

Die eingeschnittene Gauchachschlucht schließt sich mit ihrer Bestockung an die Wutachschlucht an. Der letzte Ausläufer des praealpin-jurassischen Buchenwalds sowie des Schluchtwalds ist der ursprünglich reine Buchenhang (SO-hang) bei der Eulenmühle auf mittlerem Keuper von großer Wasserhaltefähigkeit (mit seinem bekannten Reichtum an *Leucium vernum*).

Die anschließenden Waldungen der Muschelkalkhöhen gehören dem Tannen-Fichten-wald, in dem von hier an — mit einer ausgesprochenen Häufung westl. Hüfingen auf Dolomit-rendzina (Deggenreuschen — und Schosenwald) — die Kiefernsteppen- und Trockenwaldpflanzen — wie oben geschildert — aufzutreten beginnen.

Im Bregtal (bei etwa 700 m Meereshöhe) treten noch einmal Schwarzwaldevinflüsse (wie auch abgeschwächt auf dem Schellenberg und seltner im Brigachtal) auf (*Adenostyles Alliariae*, *Petasites hybridus*, *P. albus* (sonst nur typisch für die Keuperstufe), *Carduus personata* +, *Ranunculus platanifolius*, *Aconitum Napellus* +, *Aruncus silvester*, *Cicerbita alpina*, *Crepis mollis*, *Alnus incana* + (auch seltner *A. viridis*) — also überwiegend Pflanzen der hochmontanen Hochstaudenfluren, die in den kälteren Tälern bis in tiefere Stufen hinabsteigen, bzw. des nordisch-kontinental-montanen Weißerlenwaldes (mit + bezeichnet), der im Schwarzwald seine westliche Verbreitungsgrenze findet.

Auf dem Ostteil des trockenem — verkarsteten, überwiegend flachgründigen, gegen die Brigach mit Lichthängen einfallenden Muschelkalkzugs (710—760 m Meereshöhe) herrschen bei Lage im extremst kontinentalen Baarklima die Tannen-Fichten-(Kiefern-)waldungen vor — heute weitgehend ungünstig verlichtet —, die bei der Grundartung des Kalk-Tannen-Fichten-waldes der Baar mit der typischen Mischung aus Buchenmischwaldarten (von mehr oder minder gemäßigt subatlantisch — (mediterran) — montanem Grundcharakter) und nordisch-kontinentalen Nadelwaldarten zusätzlich die oben aufgeführten Trockenwaldarten aufweisen. Die Nordgrenze dieses Waldtyps liegt nordöstl. von Marbach.

Eine Sonderausbildung stellt die krautreiche Ausbildung (31) auf etwas frischeren Nordhängen ostw. Marbach dar, die mehr den frischeren Keuper-nordhängen ähnelt:

Als einzige Nadelwaldpflanze tritt auf 10 % d. Fl. *Melampyrum silvaticum* in Flecken auf; das typische *Galium rotundifolium* und die Pyrolaceen fehlen; der Häufigkeit nach geordnet sind vorhanden: *Mercurialis perennis* 3,3; *Rubus fruticosus*, *Viola silvatica*, *Oxalis*, *Asperula odorata*, *Ajuga reptans* — alle 1,2; *Angelica silvestris*, *Urtica dioeca*, *Epilobium montanum*, *Geranium Robertianum*, *Actaea spicata*, *Milium effusum*, *Bromus ramosus*, *Melica nutans*, *Poa chaixii*, *Asarum europaeum*, *Lamium Galeobdolon*, *Lonicera alpigena*, *L. Xylosteum*, *Ribes grossularia*, *Corylus avellana*, *A. Filix mas*, *Galium Mollugo elatior*, *Lathyrus vernus*, *Carex silvatica*, *Senecio nemorensis*, *Sambucus racemosa*, *Stachys silvatica*, *Aconitum Lycocotnum*,

*Paris quadrifolius*, *Galium silvaticum*, *Anthriscus silvestris* *Majanthemum bifolium*, *Melandryum rubrum* — alle +, 2; *Rubus saxatilis* *Phyteuma spicatum*, *Hieracium silvaticum* — alle +, 1; ferner nur wenig Moose: *Hylocomium Schreberi*, *Mnium punctatum*, *M. hornum* alle 1,2. Dieser Gesamtaspekt weicht ab vom typischen Baar-Tannen-Fichtenwald und ähnelt mehr dem präalpin-jurassischen Buchen-Tannenwald. Tatsächlich sind auch in der Nähe einzelne Buchen — allerdings keine Altstämme — vorhanden.

Der Westteil des Muschelkalkzugs weist in seiner ganzen Ausdehnung quarzitreiche Überlagerungen von oberem und Röt-, auch mittlerem Buntsandstein aus der Denudationsperiode des tertiären Mittelpliozän (Brigach- und Bregschotter z. B. auf dem Schellenberg (32)) und diluviale kalkfreie Decklehmschichten (33) von mittlerer Mächtigkeit aus gleichem Grundmaterial sowie wohl auch Staublehmüberwehungen auf, durch die aber der obere Muschelkalk überall durchstößt. Nach den ältesten Beschreibungen hat Fichte über Tannen bei einzelnen Kiefernorkommen geherrscht.

Die Gesellschaften zeigen eine eigenartige Verzahnung von *Melampyrum* — (mit *Pyrolaceen*) und *Elymus*-flecken mit wenig Laubwaldarten der höheren Ordnungen, die den Wert einer eignen Subassoziation verdienen (34). Interessant ist, daß der Schellenberg schwarzwaldtypische Arten (s. Aufzählung bei „Bregtal“) enthält und daß bei der floristischen Durchforschung des letzten Jahrhunderts am Westhang (1840—1860) noch *Arctostaphylos Uva ursi* (nordisch-kontinentale Nadelwaldcharakterart) verschiedentlich gefunden wurde (wie auch am Dögginger Wald und an der Ruine bei Waldhausen).

Eine Sonderstellung nimmt der Ochsenberg auf mittlerem Muschelkalk (kalkig-dolomitische und mergelige Schichten im Wechsel) ein, wo früher auf Weißerde geschürft wurde. Hier herrschen flächenweis tiefgründige, verlehnte frische Verwitterungsschichten vor, sicher auch Staublehmüberlagerungen bzw. Abschwemmungen vom benachbarten Ober-Muschelkalk-Rücken des Weißwalds. In der früheren Bestockung herrschten Tanne und Fichte gleichmäßig (Kiefer fehlte), heute herrscht im Altholz Tanne eindeutig bei den höchsten Wuchsleistungen (d. G. Z. 14—16) in der Baar (nur auf Opalinuston bei Suntuhausen werden die gleichen Spitzenwerte erreicht).

Diese Gesellschaft ist durch Vorherrschen von *Bromus ramosus*, *Milium effusum* (auch *Carex brizoides*) bei Beteiligung der üblichen Laubwaldarten der frischeren Ausbildung, das sehr geringe Vorkommen von *Melampyrum silvaticum* und das Fehlen der *Pyrolaceen* sowie auch das Fehlen von mehr Kalkgehalt fordernden Arten als grasreiche Subassoziation zu kennzeichnen.

Randweise zwischen unterem Wellenkalk und oberem Buntsandstein ist das Plattenmoos bei Tannheim entwickelt, das wegen seiner Lage zwischen Kalk-Baar und ebenfalls buchenfreiem Buntsandstein-baar-schwarzwald eine pollenanalytische Untersuchung besonders lohnen würde. (allerdings früher viel Torfstichnutzung). Es weist, bzw. wies im letzten Jahrhundert noch als typisch auf: *Spirke*, *Betula humilis*, *Listera cordata*, *Lycopodium annotinum*, *Pyrola rotundifolia*, *P. chlorantha*, *P. secunda*.

Die innere Riedbaar (660—700 m Meereshöhe) vom Schwenninger Moor ab durch die weite Mulde der Stillen Musel auf Lettenkohle (mittlere Flachmoore) zum Donauried auf verschiedenem Geröll (von der Brigach her Muschelkalkmaterial, von der Breg Buntsandsteinquarzite und Granitschotter, ferner Doggermaterial; entsprechend deshalb Bodensäure wechselnd) und zum Hüfinger Ried (teils Schwarzwaldschotter, teils Keuper- und Liasabschwemmung) mit Ausläufer bis Hausenvorwald (Keuperunterlage), ferner der Seitenarm vom Liasgehänge zum Opalinuston des Unterhölzerwaldes (mit dem Birkenried) ins Donauried ist die extremste Spätfrostzone der inneren Baar mit überwiegender, im überschwemmungsgefährdeten Donauried noch meliorationsfähiger Wiesennutzung.

Auf Grund der vorkommenden Weidearten läßt sich ihr Charakter gut erschließen: der Weiden-Pappellauwald mit *Salix alba*, *triandra*, *viminalis*, *daphnoides*, *fragilis*, *elaeagnos* und *Populus nigra* überwiegt in der feuchteren Form (Birkenried gehört nicht dazu); daneben kann der subkontinentale Erlenbruch mit *Salix cinerea*, *aurita*, *pentandra* mehr im Donauried — sehr häufig in der mittleren Form (nach *Ranunculus repens*), wenig in der sauren Form (mit *Betula pubescens*), häufig im Albdurchbruchgebiet bis Möhringen in der reichen Form (mit *Symphytum officinale*) — erschlossen werden; eine besondere das Klima charakterisierende Note bringt die subarktisch-kontinentale *Salix livida* (im Hüfinger, Donau- und Birkenried), die erst in Nordostdeutschland (am häufigsten bei Memel und in Masuren) neben einem Vorkommen bei München (vielleicht auch auf der Alb) wieder auftritt, in das Riedgebiet. Typisch für das gleiche Gebiet sind auch das subarktisch (-alpine) *Eriophorum vaginatum* und *alpinum* (= *Scirpus Hudsonianus*). Daneben treten die Weiser des Weisserlenwaldes (durch *Salix nigricans* gekennzeichnet) zurück. Die kalkarmen Flachmoore weisen besonders die nordischen Carices, die kalkreicheren mitteleuropäisch-alpine Carices auf (*Caricetum Davallianae*).

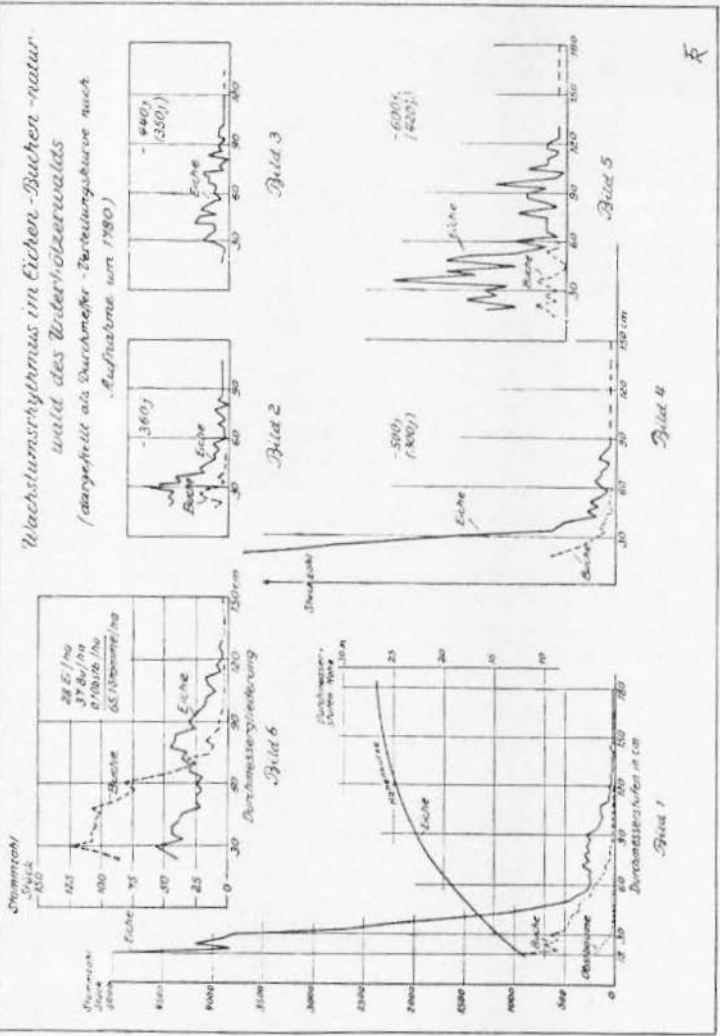
Das Birkenried trägt mehr Zwischenmoorcharakter (35) und besitzt an kennzeichnenden nordischen Pflanzen u. a. *Viola palustris*, *Trifolium spadiceum*, *Epilobium palustre*, *Dryopteris cristata* neben dem üblichen *Carices* und besaß bis 1887 die subarktische *Sweertia perennis* (früher noch im Pfohremer und Zollhausried, heute nur noch im Kummensried am Randen, auch bei Hausenvorwald). — Die Eiszeitrelikte *Vaccinium uliginosum*, *V. Oxycoccus* und *Andromeda polifolia* kommen nur noch im Schwenninger Moor und (s. o.) Plattenmoos, z. Tl. auch im Hüfinger-Wuhrgebiet vor wie auch *Drosera rotundifolia* (einzeln auch im Birkenried).

Es ist deshalb so besonders interessant, weil es unmittelbar an die sonderbarste Erscheinung der Baar, den Eichen-Buchenwald des Unterhölzerwaldes (670—730 m) und Wartenbergs (830 m) grenzt. Die klimatischen Daten von Pfohren und dem Wartenberg zeigen, daß dieser Komplex sich wesentlich vom Extremklima der inneren Baar abhebt, da er auf einer tektonisch gehobenen (Wartenberg ist nördlichster Hegauvulkan) Opalinuston-Scholle liegt, die nur randweis (Birkenried) noch unter dem Einfluß des Kältestausees der Riedbaar liegt und die Kaltluft bei Strahlungsfrost abfließen läßt. Trotzdem sind die Winterwerte noch recht niedrig, und vor allem Advektivfröste schädigen die Buchen fast jedes Jahr, während die spätreibende autochthone Stieleichenrasse kaum betroffen wird, so daß sie sich trotz der hohen Lage und des kalkhaltigen Bodens, der aber wegen seiner Schwere ihr besser zusagt als der Buche, vorherrschend hat erhalten können.

Dieser Reliktwald (auf 390 ha) aus der durch die Buchenzeit überlagerten ausgehenden Eichenmischwaldzeit (etwa Bronzezeit,  $\pm 1000$  v. Chr.) blieb bis ins 18. Jahrhundert im wesentlichen ungenutzt, — mit Ausnahme der Beweidung, die öfters strittig war, zeitweise eingestellt, aber dann wieder zugelassen wurde, — so daß er damals Stämme aller Alter (bei Eiche bis 600, bei Buche bis 250 Jahre) aufwies, die 1787 einzelstammweise aufgenommen wurden; so können wir genaue Durchmesserverteilungskurven für den Gesamtkomplex wie auch für Teilgebiete aufstellen und den Wuchsrhythmus in einem derartigen Naturwaldrest studieren.

Für die Gesamtfläche ergibt sich eine typische Plenterwaldkurve (36) bei beiden Hauptholzarten mit typischen Zwischenkulminationen je nach einem etwa alle 80—100 Jahre anzusetzenden Hauptverjüngungsrhythmus (Bild 1).

Bei Einzelbetrachtung ergibt sich jedoch eine Auflösung in Phasen: Die erste Phase (Bild 2) ist etwa die, daß bei Vorherrschen von 80—100jährigen Stämmen sich eine annähernde Glocken-Kurve eines



gleichaltrigen Hochwaldes mit allerdings zahlreichen bis 360 Jahre alten zwischenständigen Überhältern ausbildet; diese verflacht sich dann mit dem Alterwerden (Bild 3), der Eichenbestand (Schwerpunkt 180 Jahre) löst sich auf, die Buchen fallen aus; jetzt kann der Jungwuchs hochwachsen, so daß sich eine Plenterwaldkurve an die abgeflachte Alterskurve anschließt (Bild 4); bei weiterem Altern schiebt sich die erste (Bild 5), abgeflachte Kulminationskurve mit dem Schwerpunkt auf das Alter  $\pm 290$  Jahre, während die Nachwuchskurve mit dem Alter  $\pm 80$  Jahre aufs neue kulminiert und so zwei Höhepunkte nebeneinander stehen und die ältesten überlebenden Eichen bis 600 Jahre einzeln verteilt auftreten. Es wechseln also stoßartig Rhythmen mit angenährter Gleichaltrigkeit (neben einzelnen älteren Überhältern) mit solchen schirmartiger Auflösung, plenterartig nachwachsendem Jungholz, wiederum zusammenwachsenden etwa 100-jährigem Holz ohne Verjüngung bei Erhaltung der Reste der vorigen Generation, dann wiederum Auflösung und Nachwachsen der Verjüngung fast gesetzmäßig ab. Der Rhythmus bei dem Buchen-anteil ist im Prinzip dem der Eiche angepaßt, nur daß die Buche bei der Verschiebung ins zunehmende Alter langsam ausfällt und der Verjüngungskulminationsgipfel so verschwindet. Sie fällt etwa mit 250 Jahren absolut aus. Dies ist auch ein Grund dafür, daß sie letztlich der Eiche nicht gefährlich werden kann; denn in einem Beispiel (Bild 6), wo der Buchenanteil im Alter von etwa 80 Jahren den der Eiche an Stammzahl übertrifft, zeigt sich doch, daß Eiche, die einen älteren Kultiminationsgipfel (Alter  $\pm 240$  J.) über der ausfallenden Buche besitzt, einen weiteren, jüngeren Gipfel mit dem Alterwerden besitzen wird, während Buche dann verschwindet.

Also ist die höhere Alterserwartung der Eiche neben der besonderen Anpassung an das rauhe Klima infolge Spätaustreibens und an die sehr schweren Tonböden der Grund, daß Eiche in einer Verbreitungs-Insel sich der Buche gegenüber hat erhalten können. Der urwaldartige Zustand wie auch die geringe Vertretung von Tanne und Fichte ist sicher auch mit auf das Beweidungsinteresse der umliegenden Gemeinden zurückzuführen, denen für Holznutzung andere Waldungen zur Verfügung standen. Die Holzartenverteilung nach der Stammzahl war: 74,5 % Eiche, 14 % Buche, 5 % Tanne, 3 % Fichte, 1,5 % Kiefer, 1,5 % Wildobst (in der Reihenfolge, Wildapfel, -birne, -kirsche, Eberesche), 0,5 % anderes Laubholz (in der Reihenfolge Massholder (= Feldahorn), Aspe, Salweide, Ahorn, Linde). Esche fehlt also. Hainbuche wird nicht angeführt, ist aber später erwähnt (alter Waldortsname „Hagenbüchle“ schon damals angeführt!), so daß sie wohl bei Buche miterfaßt sein dürfte.

Im benachbarten „Ritterstieg“ am halben Hang zum Wartenberg — ebenfalls Opalinuston mit beigemengtem Basaltabtragungslehm, aber in frischer Ausbildung — dagegen tritt Esche auf (leider nicht einzeln ausgezählt): hier ist das Stammzahlverhältnis (für Eiche und Buche einzeln aufgezählt, für das sonstige Laubholz nur über die Klafterangaben annähernd geschätzt) schon anders: Buche 49 %, Eiche 31 %, sonstiges Laubholz (Aspe, Esche, Salweide, Feldahorn, Kirschbaum), das jedoch nicht in Bauholzstärke angegeben ist und deshalb flächenmäßig mehr zurückgetreten sein wird, 20 %. Es fehlt also insbesondere der hohe Wildobstanteil und das Nadelholz.

Der Wartenberg (Basalt-schutt auf oberem Ton — Dogger — 800—840 m) hat auf seinem Gipfel wohl Buchenwald mit Esche und Eiche getragen, der dem benachbarten Albwald — in einer feuchten Ausbildung — entspricht.

Der Eichen-Buchen-wald des Unterhölzer-waldes (überwiegend Opalinuston teils in Mergelschiefer-, teils in Schiefertonausbildung mit Verwitterung zu i. A. schweren, bei Vernässung kalten, öfters austrocknenden Böden, die an den Hängen Fließlehmüberlagerung von den wenigen nivellierten Kuppen der anschließenden Doggerhorizonte aufweisen) unterscheidet sich in seiner — heute noch parkartig im Kern erhaltenen — ursprünglichen Bestockung vollkommen von den in der Osibaar nordwärts und südwestlich bis zur Wutach anschließenden Opalinustonflächen, die alle bei gleicher Höhenlage reine Tannen-Fichtenwälder (mit optimaler Wuchsleistung) aufweisen. Die nächsten ähnlichen Wälder finden sich erst bei Rottweil, bzw. jenseits der Alb im Hegau!

Deshalb treten hier und am Wartenberg — als einzigem Häufungspunkt in der Baar — Elemente des Eichen-Hainbuchenwaldes auf (Carpinion im Sinne Oberdorfers (37)): Hainbuche, Winterlinde, Vogelkirsche, *Carex umbrosa*, *Stellaria holostea*, *Potentilla sterilis*, *Ranunculus auricomus*, *Galium silvaticum*, ferner beherrschend in Rasenflecken im offenerem Park *Poa Chaixii* (die auch die typische Dominante in lichten Tannen-Fichten-wäldern auf Opalinuston all gemein ist, so daß nach ihr eine entsprechende Subassoziation zu benennen wäre) und *Poa nemoralis*. Bezeichnend ist ferner aus dem bodensauren Eichen-Birkenwald *Hieracium laevigatum* (sonst auf der Baar nicht mehr). Ferner sind typisch die Auenwaldarten (Alneto-Ulmion i. S. Oberdorfer (37)) wie *Stachys silvatica*, *Festuca gigantea*, *Viburnum opulus*, *Gagea silvatica*, *Veronica montana*, *Angelica silvestris*, *Listera ovata* — die alle auch im Tannen-Fichten-wald auf dem feuchtigkeitshaltenden Keuperzug und z. Tl. auch auf frischen



Muschelkalkstandorten auftreten (Das gilt auch für die feuchtigkeitsliebenden Auenwald-begleiter und Laubmischwald-Klassen-Charakterarten). Mit dem Keuper und Lias-Dogger sind typisch gemeinsam: *Centaurea montana*, *Pulmonaria montana*, *Leucoium vernum*, *Allium ursinum* wie auch *Arum maculatum* (u. zw. in Massenverbreitung ortsweise) — als gemeinsames Element mit den wenigen feuchten Standorten der benachbarten Alb — treten nur hier auf der Baar auf. Für den Ritterstieg und Wartenberg ist die große Verbreitung von *Orchis pallens* — in der Baar nicht mehr, erst wieder selten im Jura — eine Eigenheit. *Staphylaea pinnata* wurde auf dem Wartenberg im letzten Jahrhundert, wie auch benachbart im „Biberniss“-tälchen auf der Länge, noch festgestellt. *Galium roundifolium* sowie *Melampyrum silvaticum* als Kennarten des Baar-Nadelwaldes finden sich nur im künstlichen Fichtenwald; dagegen treten *Pyrola uniflora* und *secunda* vereinzelt im alten Parkgebiet auf. Die Überlagerung durch montanen Buchenwald (Fagion) drücken aus: *Elymus europaeus*, *Euphorbia dulcis*, *Lonicera alpigena*, *Prenanthes purpurea*, *Polygonatum verticillatum*, *Senecio Fuchsii*, *Actaea spicata* (im letzten Jahrhundert wurde auch *Helleborus foetidus* beobachtet). Die Laubmischwaldordnungsarten (Fagetalia) treten fast vollzählig auf.

Diese allgemeine Charakteristik mag zeigen, daß es hier sich um eine montane, buchenwald-überlagerte Sonderform des Eichen-Buchen-Hainbuchen-walds handelt, die in einer feuchten Subassoziation nach *Allium* und *Arum*, einer grasreichen trockeneren (ortsweise etwas versauert) nach *Poa Chaixii* (mit Wildobstarten) und einer hangfrischen nach *Orchis pallens* sowie vielleicht einer kleinflächigen, — seltenen — warm-trocknen nach *Brackypodium pinnatum* entwickelt ist.

Erwähnenswert ist ein Lärchenanbau in 2. Generation von besonders hervorragendem Wachstum und guter Qualität (wohl Alpenlärche) auf schwerem Boden, als einziger auf der eigentlichen Baar geglückter.

Der Keuperzug von Döggingen bis gegen Trossingen im Extreminnenklima der Baar — unterbrochen vom Donautal — trug sowohl in dem als steile Hangstufe (zwischen 700 und 800 m) bei überwiegender W-exposition ausgebildetem mittlerem  $\pm$  bewaldeten Keuperteil (Rät fehlt hier im SW), in dem auf engster Erstreckung Gipskeuper, Schilfsandstein, Bunte Mergel, Stubensandstein und Knollen-Mergel in kaum trennbarem Übergang — mit der Einschaltung eines für die Wutachschlucht besonders typischen, auf der Baar nach Norden ausklingenden dolomitischen Hauptsteinmergelhorizonts („Dürröhrlenstein“; typisch für den elsass-loth-

ringischen Keuper) — durch Bodenfließen vielfach überlagert aufeinanderfolgen, als auch in dem  $\pm$  ebenen wenig bewaldeten unteren Keuperteil (Lettenkohle) vorherrschende Tanne mit Fichte, denen auf den Sandsteinhorizonten ein noch heute bei Dürnheim gut verfolgbarer geringerer Kiefernanteil beigemischt war.

Infolge der engen Verzahnung tritt auf dem mittleren Keuper eine klein-mosaikartige Verzahnung der verschiedensten Ausformungen der von Oberdorfer als typisch bezeichneten Subassoziation in Erscheinung, die wohl aber standörtlich aufzugliedern wäre in eine frische krautreiche, in eine feuchte strauchreiche, in eine etwas trockenere (auf Rippen, Buckeln und sehr steilen Hängen) Pyrolareiche sowie eine Terrassenbildung mit *Centaurea montana* als Leitart. Ferner tritt auf leicht podsoliertem Stubensandstein, auch Schilfsandstein nur in der Gegend von Dürnheim (da nicht vom Keupermergel überflossen) eine heidelbeerreiche Subassoziation (mit *Melampyrum silvaticum*, *Hieracium murorum*, *Pyrola secunda*, *Hylacomium proliferum* und *Schreberi*, *Dicranum scoparium* — ohne *Galium rotundifolium* —) in geschwächter Vitalität auf, dem einzigen Vorkommen von Heidelbeere in der eigentlichen Baar.

Der flache Lettenkohle-Keuper wie auch die wenigen Lias-Alpha- („Buchstein“ alter Benennung) waldorte sowie die flachen Teile des Gipskeupers tragen je eine feuchte *Festuca gigantea*-reiche und eine vernässende, bodenärmere *Equisetum silvaticum*-reiche weitere Subassoziation (von Oberdorfer) (8) zu einer Subassoziation zusammengefaßt, aber standörtlich und floristisch trennbar) mit Arten des montan ausklingenden Auenwalds.

Die — außer den Sandsteinen — hauptsächlich kalkhaltigen als Tonlehme (Pelosole) ausgebildeten Böden halten im Frühjahr bei kaltem Bodenklima die geringe Winterfeuchtigkeit gut, können aber im Spätfrühling stark austrocknen, bes. bei SW-exposition, weshalb auch punktiert an der Hirschhalde bei Dürnheim viele Kiefernsteppen- und Trockenwaldelemente auftraten.

Man kann sich besonders in diesem Gebiet nicht des Eindrucks erwehren, als ob der Bodenvegetationscharakter eine Überlagerung des Kalk-Buchenwalds der Alb durch die — bes. auf Tonboden — schwerer abbaubaren Humus produzierenden Nadelhölzer darstellt (ausgedrückt durch *Melampyrum silvaticum*, die Pyrolaceen und *Galium rotundifolium*, das ja auch für den Urgebirgs-Buchen-Nadelholzmischwald des westlichen Schwarzwalds ab Neustadt sowie für Sekundärwälder von Fichte im Eichen-Buchen-gebiet der Altmoräne und für Fichtenaufforstungen auf Jurakalk typisch ist; auch in der Baar hat es seine Massenverbreitung wie auch *Melampyrum* in Fichten-

aufforstungen; bezeichnenderweise wurde letzteres im letzten Jahrhundert bei der sehr genauen Durchforschung der Dürzheimer Umgebung nicht aufgeführt).

Als Beispiel sei ein ähnlicher Typ in der Baaralb auf Weißjura Delta (Quaderkalk; F. F. FA Bachzimmern, Abtlg. Heiligenhau, 870 m, Kuppe, mittel/tiefgründig) aufgeführt: Fichte — 100-jährig — erste Generation auf Buche 90 % Tanne 10 % (Reste noch vorhanden); 1947 durch F-Hieb gefallen — mit: *Elymus* 4,3, *Melampyrum silvaticum* 3,2, *Fragaria vesca* 1,2, *Rubus fruticosus* 1,2, *Oxalis* 3,2—3, *Pyrola secunda* 1,2—3, *Aspidium dilatatum* +, 2, *Ajuga reptans* +, 2, *Carex flacca* +, 2, *Asperula odorata* 1,2, *Poa Chaixii* 1,2, *Euphorbia dulcis* +, 2, *Hieracium murorum* 1,2, *Lactuca muralis* +, 2, *Milium effusum* 1,3, *Galium rotundifolium* +, 2, *Hylocomium Schreberi* 4,4, *Dicranum scoparium* +, 2, *Polytrichum formosum* +, 2.

Dieser Typ ist als natürlich für Tannen-Fichten-Buchenwald in der SW-Alb anzusehen, wie einige Restvorkommen beweisen, auch für den badischen Rand, (N-exposition), wo Ta-Fi-Bu-wald natürlich immer vorgeherrscht hat; er entspricht vollkommen dem mittleren Baar-Typ auf Keuper, auch frischerem Muschelkalk, so daß eine unmittelbare Verbindung zwischen dem Baar-Nadelwald ohne Buche zu dem der SW-Alb mit Buche besteht. Auch die Aufnahmen aus letzterer Form von Gradmann (3) entsprechen ihm, indem also dort durch den Nadelhumus entsprechende Standortverhältnisse wie auf der Baar geschaffen wurden.

Der Liasstreifen durch die ganze Baar ist insgesamt — bis auf einige Schluchten zur Wutach hinab (z. B. „Wildbad“ bei Mundelfingen), die den gemäßigten Einfluß der Wutachschlucht durch Beteiligung von Buche und Eiche am Tannenwald nach den alten Beschreibungen widerspiegeln, und auf einige Randstreifen am Knollen-Mergel-rand sowie Fichtenaufforstungen — wegen seiner ackerbaulichen Güte waldfrei.

Ebenfalls in der Nähe der Wutachschlucht ist der Südteil des Scheffheu (730—770m, mäßige S-exposition) auf mittlerem und oberem Dogger (mit größerem Anteil von Blaukalk) Buchenwald mit Tanne, auch Eiche. Auf dem nördlich anschließenden Opalinuston (Breitloh, Bärenholz, Kohlwald; 710—800 m) dagegen herrscht Tannen- und Tannen-Fichtenwald ohne Laubholz. Westlich Behla herrscht Fichte vor, wie auch im vorgelagerten Wolfbühl und Berchenwald auf mittlerem Keuper (690—750 m), wo noch zusätzlich Eiche von der Baar her auftritt.

Die Waldgesellschaften entsprechen denen der inneren Keuperbaar sowie auf Opalinuston denen der Ostbaar von Oberbaldingen

bis Schura (720—820, W- und NW-exposition) in der Subassoziation nach *Poa Chaixii* des Baar-Tannen-Fichtenwald. Dieser Randstreifen (außer bei Mundelfingen) insgesamt liegt noch im Einflußgebiet des inneren Baar-extremklimas.

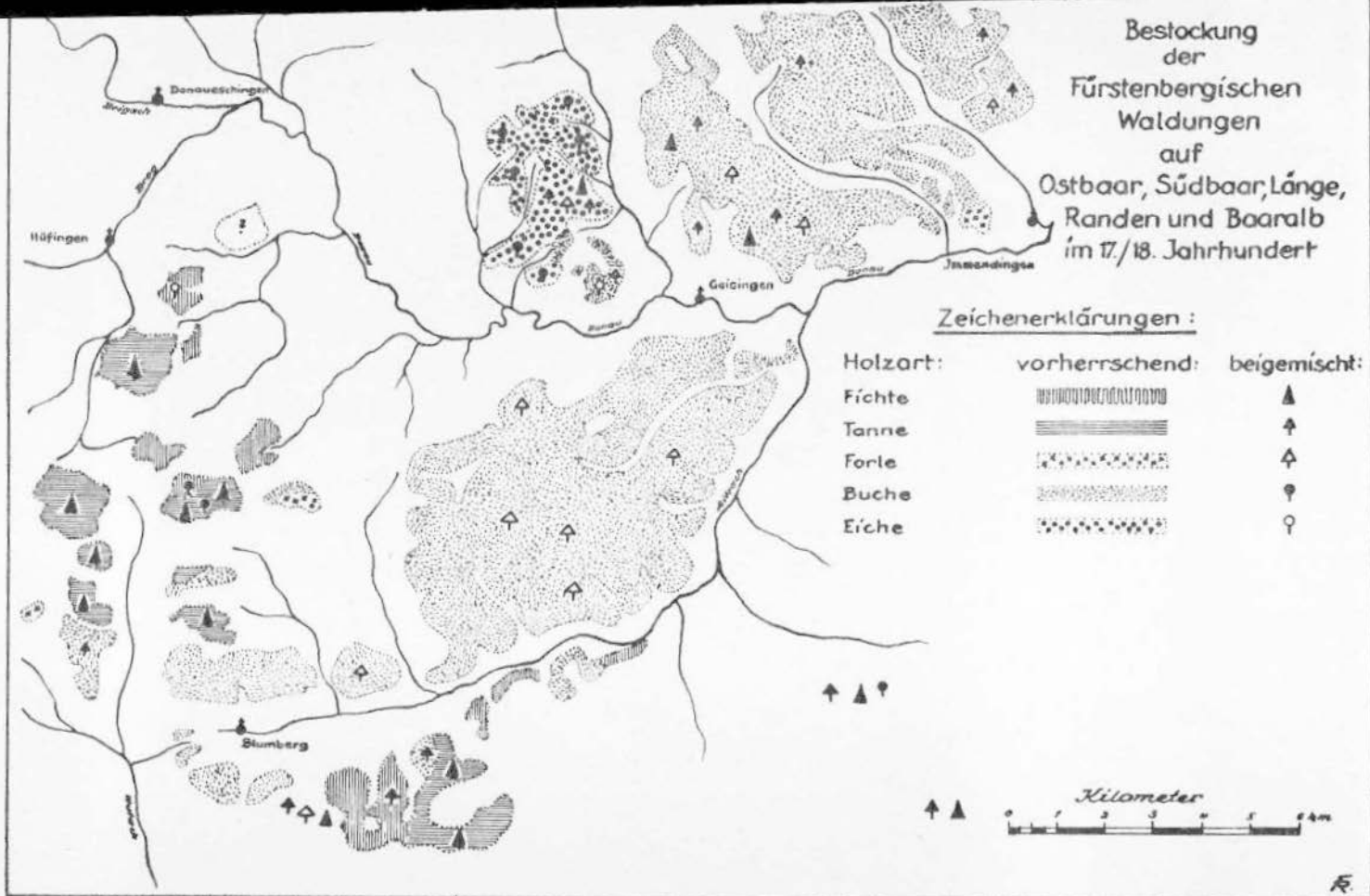
Nunmehr beginnt in der Südbaar auf einer Geländestufe, die über 800 m und schon außerhalb des extremen Baarklimas liegt, ein Übergang zum Buchenwald der Länge. Die Waldbeschreibung der Gemarkungen Blumberg und Riedböhringen von 1650 zeigen, daß im Aspenwald (und im anschließenden Benzenberg) in relativ ebener Lagerung auf schwerem Knorri-ton und Varians-Kalkmergel nochmals Tanne mit Fichte über Buche herrscht, und im Berchen oberhalb Eschach auf dem nördlichsten vorgeschobenen miocänen Juranagelfluh in ebenfalls  $\pm$  ebener Plateaulage sogar nochmals Tannen-Fichtenwald auftritt. Hier ist die Juranagelfluh relativ reich an Buntsandstein (aus der Schwarzwaldabtragung herrührend) neben der üblichen Mischung aus 1/3 Muschelkalk-, 1/3 Malm-, 1/4 Dogger- und Liasmaterial (vorwiegend aus Schweizer Jura herrührend), die allgemein für Juranagelfluh durch Wechsel von lockeren Geröllagen und leutig-mergeligem Bindemittel und Zwischenlagen die Bodenfeuchtigkeitshaltung — im Gegensatz zum unterlagernden Weißjura — günstig gestaltet. Der bodentrocknere südlich angrenzende Eichberg und der nördlich angrenzende Billibuck (38) auf Weißjura-betha (wohlgeschichtete Kalke) besitzen reinen Buchenwald, der Billibuck am Nordhang auf überrolltem Mergel nochmals Tanne. Das Huchnegg wird infolge seiner steileren, deshalb bodentrockneren Hangausbildung — wenn auch aus Dogger-Kalkmergel aufgebaut — trotz N-exposition von Buche mit etwas Tanne und Fichte beherrscht, während auf dem trocknen kleinen Weißjura-plateau Kiefer noch in Erscheinung trat.

Die Länge als typisches Weißjura-plateau (zwischen 800—900 m) mit  $\pm$  überlagertem Mergelsockel trägt als markante südliche Randkante der Baar und gesonderter Teil der Baaralb reinen Buchenwald mit ortweise beigemischter Kiefer (offenbar vor allem auf mergeligem Schwammkalk), die besonders auf dem abgesetzten Stobergkegel häufiger auftrat, dagegen nicht auf den ebenfalls abgetrennten Buchberg und Eichberg beiderseits Blumberg, den beiden südwestlichen Eckpfeilern der Alb. Klimatisch schließt sie sich in Sommerwärme und geringerem Niederschlag an die Baar an — im Gegensatz zu den Albbergen von Geisingen und Immendingen mit etwas ermäßigter Sommerwärme und etwas gesteigertem Niederschlag —, so daß sicher die zu erwartende Tannen-Fichten-beimengung bei den sehr trocknen durchlässigen Renzinaböden so gering

Bestockung der  
Fürstenbergischen  
Waldungen  
auf  
Ostbaar, Südbaar, Länge,  
Randen und Boaralb  
im 17./18. Jahrhundert

Zeichenerklärungen :

Holzart:	vorherrschend:	beigemischt:
Fichte		▲
Tanne		↑
Forle		♁
Buche		♀
Eiche		♀



war, daß sie sich bei der stärkeren Nutzung dieser Waldungen im 17. und 18. Jahrhundert für die alten Hüttenwerke in Blumberg (39) und im Kirchtal (40) nicht hat erhalten können (außer an einigen Talungen; typisch ist der Waldname „Tannenhalden“ (40a) nö. Riedöschingen). Diese Nutzung richtete sich zwar vorwiegend auf Kohlholzgewinnung; aber dadurch, daß im Buchenwald eine Art Ausschlagsbetrieb mit etwas Überhalt (mittelwaldartig) mit Umtrieben von 25—40 Jahren platz griff, wurde dem Nadelholz die Verjüngungsmöglichkeit genommen — wie Beschreibung im Gebiet des Bachzimmer Hüttenwerk zeigen. Wenn Tanne und Fichte jedoch konkurrenzfähiger gewesen wären, so hätten sie sich — wie im südl. anschließenden Randenwald auf Juranagelfluh, der unter gleicher Nutzung stand — halten müssen.

Die Länge nimmt in der SW-alb auch floristisch eine Sonderstellung ein, indem — neben der schon erwähnten, früher vorhandenen *Staphylaea pinnata* (gemäßigt kontinental (41) — mediterranean, an der W-Grenze der Verbreitung stehend) — noch relativ häufig die für den präalpin-jurassischen Buchen- (Tannen)-wald kennzeichnende *Dentaria pentaphyllos* (im Immendinger Jura, auf steile  $\pm$  N-hänge beschränkt, als lokale N-Grenze ausklingend) und in der SW-alb als einziger Häufungsstelle in der Alb die Charakterart des Carpinion *Carex pilosa* (gemäß kont.), die auch gegen Immendingen und Engen vom Molassegebiet des Bodensees (dort typisch für frischen Vorland-Buchenwald) und Schaffhausen her ausklingt. Häufig ist ferner die Carpinion-art *Vicia minor*. Als Kiefernstuppenwaldarten alpiger wie kontinentaler Ausbildung sind vertreten: *Carex alba*, *C. sempervirens*, *Thlaspi montanum*, *Vicia silvatica*, *Cotoneaster tomentosa*, *Laserpitium latifolium*, *Cephalanthera rubra* (häufiger), *Polygonatum officinale*; dazu als Trockenwaldpflanzen *Hypericum montanum*, *Silene nutans*, *Rosa gallica* (einziger Ort in der SW-Alb), *Peucedanum Cervaria*. *Cephalanthera alba* (= *Damasonium*) als Kennart des Carico-Fagetum — im bad. Jura bis Thiergarten die untere Stufe des Alb-Kalk-Buchenwalds kennzeichnend — ist häufig. *Allium ursinum* tritt als Weiser feucht/frischer Buchenwälder, die in der Baaralb nur beschränkt auftreten, in Erscheinung. Eine besondere Eigenart stellt — im letzten Jahrhundert festgestellt — *Pleurospernum austriacum* (alpin-(nord.kontinent)-subalpine Hochstaudenfluren) im gemeinsamen Auftreten mit *Anemone narcissiflora* (subarkt. alp.; in der SW-alb ferner noch beim Talhof, im Kriegertal, bei Bachzimmern und Ippingen) dar. So erfährt der durchschnittliche Haupttyp des Alb-Kalk-Buchenwalds mancherlei Abwandlungen, die in der übrigen Baaralb nicht mehr auftreten, bzw. zurücktreten. Am Südrand gegen

das Aitrachtal (= altdiluviales Feldberg-Donautal) treten die Steppeidepflanzen als Verbindung zur Wutachschlucht auf, von wo dann ab Döggingen die nördliche Ausstrahlung auf Muschelkalk festzustellen ist.

Das badische Randen- und östlich anschließende Gebiet (700—800 m) bis in die Gegend nordwestl. von Engen (auf dem günstig Bodenfeuchtigkeit haltenden, bereits geschilderten Juranagelfluh) bei vorwiegend nördlichen Expositionen stellt einen vollkommenen Gegensatz zur Länge dar, indem Tanne, bezw. Fichte jeweils gegenüber Buche vorherrschen und erst gegen Mauenheim und Engen zu unter dem Einfluß des ausklingenden gemäßigten Bodenseeklimas Buche zur Vorherrschaft kommt.

Es schließt sich an den präalpin-jurassischen Buchen-(Tannen)-wald des Schweizer Hohen Randen bei — der Baar gegenüber — etwas milderem und niederschlagsreicherem Klima und an den Buchen-Tannenwald der Höhen beiderseits der mittleren Wutach (oberer Klettgau, Landgrafschaft Stühlingen) an und weist als Ausdruck der Baar-klima-beeinflussung Fichte in größerem Umfang auf, während Kiefer zurücktritt (nur im 17. Jahrhundert in der „Wanne“ zwischen Eichberg (42) und Randen erwähnt); auch die pollenanalytische Untersuchung des Zollhausrieds bei Blumberg, das nochmals örtlich das Extremaklima der inneren Riedbaar besitzt, ergab gleiche Holzartenzusammensetzung (5).

Obgleich urkundlich feststeht, daß der Randenwald mindestens einmal kahlabgetrieben wurde, hat Tanne einen beherrschenden Anteil wieder erringen können. (Am Ostrand hat sich die subarktische Zwischenmoorpflanze (über kalkreichem Untergrund) *Sweetia perennis* halten können (im Kummried; im letzten Jahrhundert auch in dem seit längerer Zeit dem Abbau unterworfenen Zollhausried noch gefunden)).

Die Waldgesellschaft ist überwiegend ein frischer Tannen-Fichten-Buchenwald, der dem Baartyp sehr nahesteht, aber — mindestens im letzten Jahrhundert noch — *Dentaria heptaphyllos* neben *D. pentaphyllos* als Weiser des präalpin-jurassischen Buchenwaldes besaß.

Die Verbreitung der Tanne scheint hier an die 900 mm-Niederschlagslinie gebunden zu sein, die — das westliche, niederschlagsärmere tannenfreie, Bodenseebecken aussparend — über den Hegauwestrand (einschl. Hohenhöwen) in allgemeiner Linie zum Rhein und südlichen Rand des Schienerbergs und Bodanrücks verläuft und — historisch aus F. F. Akten bewiesen — Anschluß findet an die Aus-

läufer des Allgäuer Klimas ostwärts einer Linie westl. Friedrichshafen-Markdorf-Höchsten.

Der Baaralenteil der Geisinger — Immendinger Berge mit mehr subatlantischem Klima-Charakter als die Länge ist Gebiet des typischen Alb-Buchenwals mit letzten Ausstrahlungen des präalpin-jurassischen Buchen-(Tannen)-wals (durch *Dentaria pentaphyllos* — streng an  $\pm$  Nordhänge gebunden — gekennzeichnet). Tanne ist historisch an die letzteren Schatthang-vorkommen gebunden; sie hat einerseits Anschluß an das Randengebiet sowie an die Baar und umzieht nördlich die Alb (42a), bis sie Verbindung mit dem Vorkommen im Schwäbischen Wald findet, andererseits findet sie über oberes Donautal (schon im 15. Jahrhundert im Tuttlinger Stadtbuch (43) erwähnt, das Lohrmann offenbar noch nicht bekannt war) und über das südliche Albgebiet südlich der Donau Verbindung mit den westlichen Ausläufern des Vorkommens auf Altmoräne im Altmoränen-Gebiet von Messkirch — Zoznegg und dann weiter über den Heiligenberg-zug zum Allgäuertyp — so, wie angeführt, das westliche Bodensee-Hegau-becken freilassend —.

Wie weit Fichte an der südlichen Albumfassung beteiligt war, muß einstweilen offen bleiben, da die Quellen nur von „Dannen“-wald sprechen. Ich glaube aber, daß Fichte — auf Grund der Beschreibungen aus dem 18. Jahrhundert — nur bis in die Geisinger-Immendinger Berge vorkam. An der nördlichen Albumfassung war sie ebenfalls kaum beteiligt. Erst ab dem Heiligenberg-zug sowie auf Moorrandgebieten im Raume Meßkirch ist sie wieder sicher nachzuweisen.

In unserem Gebiet kam Tanne wie Fichte auch auf den Hochplateau vor (typischerweise auf den Geisinger Bergen (Roßberg) auf Juranagelfluh, auf dem Möhringerberg auf oberem Weißjura-mergel).

Eine andre wichtige Erscheinung ist die, daß Kiefer in diesem Gebiet auf Steppen-heide-südhängen ihre westliche Verbreitungsgrenze innerhalb der Alb im Donautalgebiet im Zuge des Vorkommens der kontinentalen Pflanzen findet, daß andererseits auch auf der südlichen Abdachung der Alb gegen Engen zu der Anschluß an das Relikt-vorkommen von Kiefer im westlichen Bodenseeraum (44), das auf bestimmten Sandstandorten alle Überlagerungen durch Eichenmischwald- und Buchenzeit überstanden hat, gefunden wird. (Pflanzengeographisch wird letztere Tatsache dadurch unterstrichen, daß im F. Fürstenberg. Distrikt Schoren südostwärts Engen auch — lokal — ein nördliches Restvorkommen der — heute fast nur bastardiert vorkommenden — Flaumeiche auftritt mit einer äußerst reich-



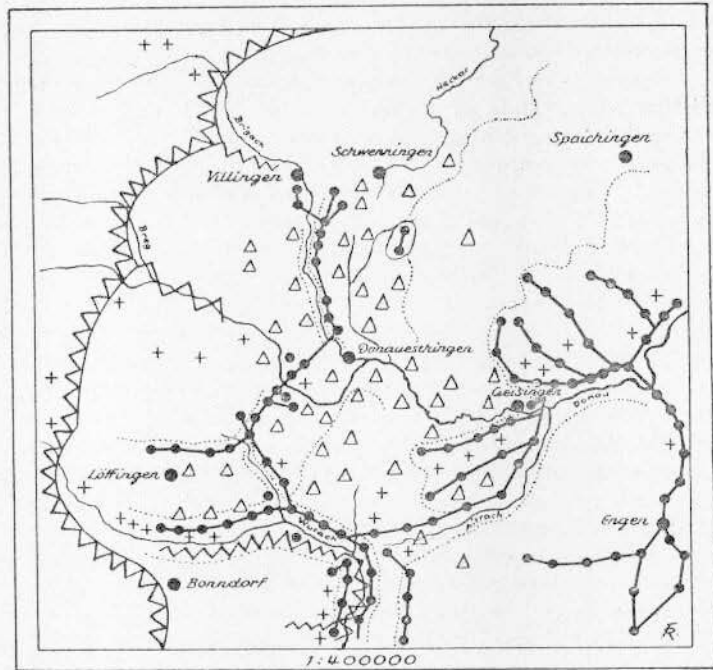
haltigen kontinental-mediterranen Trockenwaldflora (Aufzählung s. bei Gradmann<sup>3</sup>, 1. Bd., S. 425/428). Historisch (Quellen seit dem 16. Jahrhundert) ist Kiefer auf dieser Südabdachung immer vorhanden gewesen und hat sich sogar dem für sie besonders ungünstigen dichten Buchenwald gegenüber, der durch Kalkboden und Klima eindeutig begünstigt wurde, erhalten können.

Insgesamt herrschen die typischen Alb-Kalk-Buchenwaldgesellschaften vor, in unserem Gebiet bereichert durch eine — noch nicht beschriebene — frische Gras-subassoziation nach *Milium effusum* auf Mergelunterlage sowie die angeführte Tannen-Fichten-Buchenwaldgesellschaft, die sowohl dem Baarwaldtyp wie auch dem Randentyp fast gleich ist (Sie weist lediglich insgesamt mehr *Elymus europaea* wie ferner *Euphorbia amygdaloides* — als typischen Weiser des Alb-Buchenwalds — als Trennarten auf).

Es wurde in dieser Arbeit der Begriff „Baar-Schwarzwald“ geprägt, um zu zeigen, daß der — auch historisch zur Landgrafschaft Baar gehörende — Buntsandsteinanteil mit in das Baargebiet einbezogen gehöre. Die Berechtigung dazu wurde daraus abgeleitet, daß dieser Gebietsteil  $\pm$  buchenfrei sei und unter einem ähnlichen Klima wie die Baar stehe, wozu infolge der Plateaulage der häufig vermissenden Standorte des oberen Buntsandsteins (typische lokale Spätfrostlagen) ein extrem kaltes Boden- und Bodenoberflächenklima hinzukommt. Durch diese beiden Tatsachen wird das schon mehr subatlantisch getönte Großklima in Richtung auf das kontinental-montane eigentliche Baarklima abgewandelt und der Lebensraum der Buche  $\pm$  stark eingeschränkt, die — historisch nachgewiesen — nur auf den lockeren, bodenwärmeren Granithängen (z. B. bei Hammereisenbach) und anschließenden Buntsandsteinböden vom schwach podsoligen Braunerde-typ vorkam (44a). Der Haupt-Waldtyp ist auf oberem Buntsandstein ein beerkrautreicher Fichten-Tannen-Höhenkieferwald, auf trockeneren, ärmeren Lagen des mittleren Buntsandsteins auch ein Höhenkiefern-Tannen-Fichtenwald. In beiden Typen tritt Kiefer in ihrer spezifischen Form als feinästige, schmalkronige halbschatten-ertragende Wertholz-Höhenform auf, die weder auf der schneearmen Baar noch in der Alb oder im Bodenseegebiet so ausgebildet ist. (Auf den wenigen Röt-waldstandorten ist eine Mischung des beerkrautreichen Baar-Schwarzwaldtyps mit dem eigentlichen reicheren Baar-Nadelwaldtyp — die standörtlich bedingte Übergangsform gut kennzeichnend — ausgebildet).

Der kontinentale Charakter dieses Gebietes wird pflanzengeographisch dadurch unterstrichen, daß Stechpalme (*Ilex aquifolium*; atlantisch — gemäß. mediterran) eindeutig unser Gebiet ausläßt (45)

Pflanzengeographische Elemente  
als Ausdruck der entsprechenden Klimatönung  
(Boden- und Bestandesklima)  
auf der Baar.



- Kiefernsteppen- und Trockenwaldelemente („Steppenheidewaldpflanzen“) in zusammenhängendem Vorkommen.
- desgleichen, aber isoliertes Vorkommen
- △ Nadelwald- und (auf Moorböden) nordisch-kontinentale Pflanzen
- + + hochmontane und subalpine Pflanzen in verstreutem Vorkommen
- ⚡ Pflanzen von atlantisch gemäßigter Hauptverbreitung (Baar ≠ frei)
- ⚡ Ausstrahlung dieses Elements in die Baar (in kalten Tälern und in der milden Wutachsenschlucht)
- ..... ± steile Geländestufen

und erst zwischen Villingen und Königsfeld — das Baargebiet so nördlich begrenzend — wieder auftritt, sonst aber im mittleren und nördlichen Schwarzwald auf allen Buntsandstein-standorten optimal vorhanden ist. Auch *Teucrium Scorodonia* (subatl.; Art der bodensauren Eichen-Birken- und Fichten-Tannen-Buchenwälder des mittleren Schwarzwalds) fehlt bis Vöhrenbach und zum Wutachtal.

Man darf hier nur Pflanzen anführen, die anderwärts im Schwarzwald auch auf Buntsandstein auftreten und muß scharf zwischen Fehlen infolge des armen Bodens oder infolge Klimas unterscheiden. Denn selbst alle mäßig-bodensäureertragenden Pflanzen fehlen — edaphisch bedingt. *Digitalis purpurea* (45), *Galium saxatile* und *Sarothamnus scoparius* (Karte 12) als bodensäure-unempfindlichere westliche Arten sind weiter als fehlend — im Gegensatz zu anderen Schwarzwaldbuntsandsteingebieten — anzuführen. Selbst die Karte 14 (45) der angeführten, immer noch grundlegenden pflanzengeographischen Arbeit, die alle „atlantischen“ Pflanzen, selbst die von weiterer Verbreitung aufzeigt, weist unser Gebiet fast absolut frei von ihnen aus.

Dagegen zeigt die Karte der Verbreitung von Preiselbeere (nordisch) — außer in den höchsten Schwarzwaldteilen und auf den Hochmooren — eine Häufung in unserem Gebiet.

Damit hebt sich der „Baarschwarzwald“ von anderen Buntsandsteinschwarzwaldteilen klar ab und schließt sich in seinem Kontinental-Charakter mehr der Baar an, wie auch zum Unterschied die übrigen vergleichbaren Schwarzwaldstandorte natürlich Buche aufweisen.

Die Pflanzengesellschaften zeigen eine gewisse Verwandtschaft zu dem — ebenfalls  $\pm$  buchenfreien — Höhenkiefern-Tannenwald des sächsischen und bayrischen Vogtlandes.

Die standörtliche Kennzeichnung dieses Gebietes ist am Beispiel des Fürstl. Fürstenbergischen Forstamts Friedenweiler eingehend von K. Kwasnitschka (30) durchgeführt worden. Es ist ein forstlicher Arbeitsschwerpunkt für die Wiederherstellung einer ursprünglichen natürlichen Waldgesellschaft, die ertragsmäßig das Maximum an Masse und Wert bei den klimatischen Gegebenheiten zu produzieren vermag. Rückgrad ist die Erhaltung, bzw. Wiedereinbringung der Tanne mit allen, auch dungechemischen Mitteln, da sie allein als Tiefwurzlerin mit allen Podsolierungs- und Vergleyungstendenzen der Buntsandsteinstandorte fertig wird. Diesem Ziele haben waldbautechnische Maßnahmen wie frühzeitige Vorverjüngung der Tanne und dungechemische Sanierungsmaßnahmen (Kalkung, Stickstoff-, Basalzmehldüngung, wie sie dank der Freiheit im privaten Großwaldbesitz infolge der Waldliebe des Dienstherren möglich sind) zu dienen.

Der Anbau von Buche — wie im mittleren Buntsandstein-Schwarzwald von Bedeutung — ist zwar möglich, da gepflanzte Buche nicht unter denselben Gefährdungen wie naturverjüngte zu leiden hat, aber ist nicht nötig, da Tanne bessere standortserhaltende Funktionen erfüllt. Die natürliche Verjüngung von Fichte ist kein Problem ebensowenig wie die von Kiefer; jedoch bedarf letztere zur Erziehung zum Wertholz einer dichten Einengung oder künstlicher Astung.

Im Bräunlinger Stadtwald haben die Versuche von Hausrath (Badische Forstl. Versuchsanstalt) gezeigt, daß auf frischen, nicht vergleyten Standorten eine Mischung von Tanne- Douglasie- Weymouthskiefer optimale Wuchsleistungen ergibt, daß jap. Lärche — trotz der Kontinentalität des Gebietes im Gegensatz zur allgemeinen Meinung — Bestes leistet, daß *Abies grandis* für unsere Gebiete als Kahlflächen-Tannen-art geeignet ist und schließlich daß auch Omorika- und Sitka-fichte beachtenswerte Holzarten sind.

Bodenkundlich bedeutungsvoll erscheint es, daß die Müssen („Möser“) in unserm Gebiet nicht erst Ergebnisse der jüngsten einseitigen, die Fichte bevorzugenden Forstwirtschaft sind, sondern daß sie offenbar schon durch spätertertiäre klimatisch bedingte Tonzerstörung bedingt wurden. Denn im Peri-glazialklima der Eiszeiten kam es zwar zu Bodenfließerscheinungen, auch Staublehmüberlagerungen, aber nicht zur Zerstörung des Tonkomplexes, der heute in den weiten Mulden in unmittelbarer Nähe von podsoligen Braunerden vorliegt. Sicher hat aber auch zusätzlich der reine Fichtenanbau seit Anfang des letzten Jahrhunderts eine durch Humussäuren veranlaßte zusätzliche Degeneration der labilen (oberen) Buntsandsteinböden herbeigeführt.

#### 4. Zusammenfassung

a) Es wurde zu erklären versucht (durch großklimatische, bodenklimatische und pflanzengeographische Kennzeichnungen), warum die Baar als kontinental-montane Klimainsel eine Sonderstellung innerhalb der üblichen Mittelgebirgsstandorte Mitteleuropas einnimmt.

b) Diese Sonderstellung bedingt einen natürlichen — für die Klimaentwicklung seit etwa 1550 nachzuweisenden — Tannen-Fichten-(Kiefern)-wald.

c) Dieser Waldtyp jedoch überdeckt — groß- und lokalklimatisch bedingt — verschiedenste standörtliche und pflanzensoziologische Elemente, vom kontinentalalpinen Kiefernsteppenwald über den Kalk-Buchen-wald bis zum subkontinentalen Laubmischwald — wobei nur in der eigentlichen Baar der Unterhölzer- und Wartenbergwald einen

Laubmischwaldcharakter hat erhalten können (abgesehen von den ursprünglichen Ried-Auenwaldgesellschaften).

d) Es ist grundsätzlich also bedeutungsvoll, daß ein großklimatisch bedingter Wald (= Holzarten)-typ verschiedenste Bodenvegetations- und Bodentypeneinheiten zu überdecken vermag und daß die Waldgesellschaft deshalb nur historisch aus forst- und waldgeschichtlichen Quellen erschlossen werden kann (Besonders wurde dies dargelegt in den Grenzgebieten zwischen Baar und Baaralb).

e) Der für die eigentliche Baar entwickelte Tannen-Fichten-Wald (ohne Buche) hat seine Parallelen in Vorkommen im Frankensteinwald (Thüringer Seite) (47), im Erzgebirge (46), in den polnischen Pieninnen, in den Pyrenäen (48) und im süditalienischen Asperomonte (ohne Fichte) sowie im kaukasischen Gebiet (48). (Sicher finden sich auch in Deutschland weitere Entsprechungen). Besonders eingehend ist er aus den Schweizer Voralpen (obere Bergstufe) und vor allem den Zwischenalpen neuerdings (49) beschrieben.

f) Es wurden in die Besprechungen der Alb-Kalk-Buchenwald und der Fichten-Tannen-Höhenkiefernwald miteinbezogen. Letzterer wurde von den Pyrenäen (48) über die Cevennen (ohne Fichte) (48), Deutschland (46), die Karpaten (46) bis zum Kaukasus (48) früher schon festgestellt.

g) Der Baar- Tannen- Fichtenwald schließt sich in seinen Kennarten einerseits — unter Überspringung der Buntsandsteinplatte des Baarschwarzwalds — an den höheren Süd-Schwarzwald (50) an (durch die Kennart *Galium rotundifolium*) und setzt sich in die SW-Alb fort, ebenso weist er auch — mit dem Großteil der Arten — allgemeine Buchenwaldkennarten des Kalk-Buchenwalds der Alb auf und hat schließlich mit dem östlichen Buntsandstein-Schwarzwald gemeinsame Nadelwald-Arten — wie *Melampyrum silvaticum* und die Pyrolaceen — abgesehen von den Kiefernsteppenwaldarten auf Muschelkalk und dem Orchideenreichtum auf Muschelkalk.

## Anmerkungen

- (1) Oltmanns, Fr., Das Pflanzenleben des Schwarzwaldes, 3. Auflage 1927.
- (2) Albrecht Fr., Zu den natürlichen Waldverhältnissen an der Ostabdachung des Schwarzwaldes, A. F. u. J. Ztg. 1942, S. 137—157.
- (3) Gradmann, R., Das Pflanzenleben der schwäbischen Alb, 2. Bde.; mehrere Auflagen ab 1898.
- (4) Hauff, Rudolf, Eine Rottweiler Waldbeschreibung von 1579. Jbch. f. Stat. u. Landeskd. v. Baden-Württemberg, 1954, 1. Jahrg., H. 3. Der Vermutung, daß Buche damals mehr zurücktrat, weil sie gegen Waldweide und Mittelwaldbetrieb sehr empfindlich sei, muß entgegengehalten werden, daß sie mindestens auf allen Kalkstandorten — z. B. auf der Alb, wo eine derartige Waldbehandlung jahrtausendlang die Regel war — in diesen Fällen sehr unempfindlich war, soweit sie nur im Wuchsoptimum lebte. Sie stand eben auch noch in diesem Gebiet — klimatisch bedingt — nicht unter günstigen Umweltbedingungen.
- (5) Broche, W., Pollenanalytische Untersuchungen an Mooren des südl. Schwarzwalds und der Baar. Ber. Naturf. Ges. Freiburg, 1929, S. 1—243. Bertsch, K., Beitrag zur Waldgeschichte Württembergs (Schwenninger Moor). Jhrb. Ver. f. vaterl. Naturk. in Württemberg, 1930, S. 127—155. Eine moderne Erforschung der zahlreichen Moore wäre dringend erforderlich zur Klärung des gesamten Fragenkomplexes.
- (6) Fischer, Edgar, Beiträge zur Kulturgeographie der Baar, Bad. Geogr. Abhandlungen, H. 16, 1936, Freiburg.
- (7) Firbas, F., Waldgeschichte Mitteleuropas; 1. Bd. 1949, 2. Bd. 1952, Jena.
- (8) Oberdorfer, E., Zur Frage der natürlichen Waldgesellschaften auf der Ostabdachung des Südschwarzwalds, Allg. Forst- und Jagd-Zeitg. 1949, S. 16—19, 1950, S. 50—60.
- (9) Oberdorfer, E., Waldstandorte und Waldgeschichte der Ostabdachung des Südschwarzwalds, Allg. Forst- und Jagd-Zeitg. 1953, S. 169—172.
- (9a) Diese Durchforschung hat eine hohe Tradition: sie begann mit den Arbeiten des Reichs-Freiherrn Roth v. Schreckenstein 1789 (handschriftlich in F. F. Hof-Bibliothek), 1799/1800 veröffentlicht („Verzeichnis sichtbar blühender Gewächse . . . um den Ursprung der Donau und des Neckars . . .“) als Grundlagen der „Flora der Gegend um den Ursprung der Donau“ (4 Bd. 1804—14 gedruckt; in der Literatur als „Donauflora“ häufig zitiert) von v. Schreckenstein, v. Engelberg und Renn; es folgten Angaben in der „Flora Badensis, Alsatica etc.“ Gmelins (1806/26; 29) nach eigenen Beobachtungen aus der Baar. Auf beiden baute Dölls Rheinische Flora (1843) und Badische Flora (1855/62), zugleich auf Fundangaben örtl. Botaniker auf, von denen Engesser (Tierarzt in Hüfingen) 1852 eine eigene Flora des südöstl. Schwarzwalds und Brunner (Pfarrer in Mundelfingen) eine solche des Wutachgebiets wie des Quellbezirks der Donau 1851 herausgaben, während v. Stengel (Forstmeister zuletzt in Villingen) bei allen mitarbeitete, so daß 1869 Stehle in Gemeinschaft mit Hatz (beides Oberlehrer) auf Grund der Angaben aller Genannten einen Nachtrag herausgeben konnte. Nach kleineren Mitteilungen bes. von Winter (Arzt in Dürrheim) sowie Neuberger (Professor in Donaueschingen) erfolgte durch H. Zahn (Lehrer Donaueschingen) in seiner „Flora der Baar“ (VII. Heft der Schrft. Verein f. Gesch. u. Naturgesch. der Baar, 1889) eine Zusammenfassung und kritische Sichtung der Ergebnisse vieler eifriger Botaniker (wie der Lehrer, bzw. Professoren Abele 1840, Albicker 1850, Brugger 1870, Hall 1880, Laubis 1850, Sulger 1850, Steuerer 1880; der Apotheker Jack, Schalch 1850, Vulpius; der Pfarrer Nägele, Peter 1870; der Ärzte Schatz, Roßknecht und Kuenzer, 1850, der F. F. Hofgärtner Meister und Metzger 1870, des F. F. Straßenmeisters Mayer), so daß ein abgerundetes Bild entstand und außerdem unser Gebiet eine noch für unsre heutigen Betrachtungen wichtige intensive Bearbeitung erfuhr wie selten ein andres — gleichzeitig ein Musterbeispiel dafür, wie zahlreich die Liebhaber der scientia amabilis damals noch waren etwa im Gegensatz zu neueren Zeiten.
- (10) Alle pflanzengeographischen Angaben nach E. Oberdorfer (Pflanzensoziologische Exkursionsflora für SW-Deutschland, Stuttgart 1949); euro.-kont. = Verbreitungsschwerpunkt in den pannonisch-sarmatischen Trockengebieten SO-Europas.
- (11) = Verbreitungsschwerpunkt im südlichsten Laubmischwaldgürtel Rußlands und Sibiriens.

(12) = wie 11), aber auch im Nadel- und Nadellaubmischwaldgebiet Rußlands und Sibiriens.

(13) = Hauptverbreitung im submediterranen — montanen Flaumeichengebiet und in südl. alp. Gebirgsketten.

(14) Charakterart der Klasse der Laubmischwälder (Q-Fageten).

(15) Gem. kont.-Hauptverbreitung im osteurop. Laubwaldgürtel, mo = Hauptentfaltung im Gebirgsklima.

(16) = Hauptverbreitung im Steppenwald oder der Waldsteppe Rußlands und Sibiriens (Schwarzerdegebiet).

(17) = auch verbreitet im mitteleuropäisch-subatlantisch getönten Laubmischwaldgebiet.

(18) Die Pflanzengesellschaften der Wutachschlucht, Beitr. z. natkdl. Forsch. in SW-Deutschl., 1943/49. (Bd. VIII).

(19) subatl. getöntes Klima; Buchen-Tannen-Fichtenzeit; 800/400 v. Chr., die vielen Fundorte im heutigen Waldgebiet — z. B. bei Waldhausen 26 Einzelgrabhügel — lassen darauf schließen, daß die Waldausstockung damals größere Gebiete erfaßt hat als heute!

(19a) Aus Mangel an Druckraum muß ich mir versagen, wie auch bei allen weiteren Gesellschaften, Gesellschaftstabellen zusammenfassend beizufügen.

(20) Die geklammerten Arten nur selten, bzw. nur noch im letzten Jahrhundert vorhanden.

(21) Sie treten zum kleineren Teil nur im Waldverlichtungsstadium auf und haben heute ihre Hauptverbreitung im Gebiet zwischen Hüfingen und Dögginger Wald. Das Eldorado ist für sie der unstandortgemäße + reine Kunst-Fichtenwald auf oberem Dolomit und Muschelkalk.

(22) mitgeteilt vom Bioklimainstitut Freiburg.

(23) alle ausgewerteten Karten s. Klima-Atlas von Baden-Württemberg, Bad Kissingen 1953.

(24) Die Literaturzusammenstellung von F. Reinhold (in: K. Rubner, Pflanzengeograph. Grundlagen des Waldbaus, 4. Aufl. 1953) aus verschiedenen Teilen Europas ergibt ziemlich gleiche Mittelwerte.

(25) Peppler, W., Die Temperaturverhältnisse von Baden. Veröff. Bad. Landeswetterwarte Karlsruhe 1924.

(26) B. Schmidt (Wind- und Forstschutzpflanzungen in der Baar, H. 5 der Schriften des Landkreises Donaueschingen, 1955) gibt sogar noch etwas höhere Abflußflächen (225 qkm) an.

(27) s. E. Oberdorfer, Die Pflanzengesellschaften der Wutachschlucht, Beitr. z. naturkdl. Forsch. in SW-Deutschl., 1943/49 (Bd. VIII).

(28) Aichele, H., Frostgefährdete Gebiete in der Baar . . . , Erdkunde 1951.

(29) Kleinschmidt, E., Häufigkeit durrer und nasser Monate in Württemberg und Hohenzollern.

Württemberg, Jbch. f. Stat. 1928.

Dabei werden als dürre Monate solche angesehen, die im Zeitraum vom April—September im Monatsdurchschnitt unter 50 mm, von Mai—August unter 60 mm Niederschlag aufweisen. Es wäre dann noch weiter nach Bodenartenverhältnissen zu differenzieren. Das Verhältnis kann nach der allgemeinen Bodenkunde so definiert werden: bei gleichen schwankenden Niederschlagsverhältnissen innerhalb von 10 Jahren (nach Zunker) treten Dürreverhältnisse bei leichten Böden schon bei mehr als 20 Monaten, bei mittleren bei mehr als 25 Monaten, bei schweren, undurchlässigen bei mehr als 30 Monaten mit Niederschlag unter 50 mm auf.

(30) Kwasnitschka, K., Standortuntersuchungen im südlichen Ostschwarzwald, Freiburger Diss. 1954.

(31) Oberdorfer hat diese frische Subassoziation 1949 nicht mit in sein Tabellenwerk übernommen.

(32) Paul, H., Beiträge zur Tektonik und Morphologie des mittleren Schwarzwalds und seiner Ostabdachung, Mittlgs. bl. d. Bad. Geol. Landesanstalt, 1948, S. 45—48.

(33) Zeitfeststellung möglich durch Funde von Teilen von *Elephas primigenius* auf dem Stettenbuck (Erl. zu geol. Karte, Bl. Donaueschingen von F. Schalh 1904).

(34) Ein Beispiel davon ist die Aufnahme 4 R. in Oberdorfers Arbeit 1949, der sie seiner typischen Subass., die sonst nirgends *Elymus* besitzt, anschließt.

(35) Die Bergkiefern und Fichten rühren von einer mißglückten Auf- forstung des letzten Jahrhunderts her.

(36) Reinhold, F., Zusammensetzung und Aufbau eines natürl. Eichen- Buchen-waldes auf der Baar, Forstw. Centralbl. 1949, S. 691—698.

(37) Oberdorfer, E., Der europäische Auenwald, Beitr. naturkd. Forschg in SW-Deutschland, 1953, S. 23—70.

(38) Hier die südlichste spätneolithische Bandkeramikersiedlung.

(39) Bader, K. S., Zur Geschichte des Eisenerzabbaus und des Hütten- werkes zu Blumberg, Veröff. F. Fürstenberg. Archiv, H. 1, 1938.

(40) Bader, K. S., Das fürstenberg. Bergwerk im Kirchtal, Schrft. Ver f Gesch. u. Naturgesch. der Baar . . , 1940, S. 65—98.

(40a) allerdings bedeutet z. B. im benachbarten Engener Gebiet „Thann“ in den Urkunden aus dem 16. Jahrhundert: Kiefer. Die Lage am Südhang hier läßt also Kiefer auch hier wahrscheinlicher sein als Tanne oder Pichte.

(41) Verbreitungsschwerpunkt im osteuropäischen Eichen-laubmisch- waldgürtel.

(42) Eich- nicht von Elche, sondern von Aich- = Grenze kommend!

(43) Erstmals von Lohrmann, R. in verschiedenen Veröffentlichungen in der Silva 1929 und den Veröff. Staatl. Stelle f. Naturschutz 1932 geschildert.

(43) „Tuttlinger Stadtbuch von 1489“, herausgegeben in den Tuttlinger Heimatblättern 1947 von M. Elmer.

(44) v. Hornstein hat in seinem grundlegenden Werk (Wald und Mensch — Waldgeschichte des Alpenvorlandes, 1951) von einem „Kiefernvorstoß“ — im Bodenseeraum analog dem menschlich bedingten „Fichtenvorstoß“ im östl. anschließenden Gebiet — gesprochen. Briefl. konnte geklärt werden, daß er nunmehr meiner Hypothese der Überlagerung des ursprünglichen Kiefernorkommens, wie geschildert, durch Eichen-Buchenwald zustimmt

(44a) Als verarmter Ausläufer des Buchen-Tannen-Fichtenwalds des mitt- leren Urgesteins-schwarzwalds in der Subassoziation nach *Luzula nemorosa*

(45) vgl. die Verbreitungskarte 13 in Eichler-Gradmann-Meigen, Ergeb- nisse der pflanzengeograph. Durchforschung von Württemberg, Baden und Hohenzollern, Bd. V, 1912.

(46) Reinhold, F.; umrissen 1944 Thar. Forstl. Jbch./Forstw. Centralbl.: Tabellen zu bringen, muß ich mir aus Raumgründen versagen; sie werden sich in Oberdorfers und F. K. Hartmanns nächsten Werken finden; wur- den außerdem anl. der Tagung 1955 der Arbeitsgem. f. forstl. Vegetationskd. manuskriptisch ausgegeben.

(47) Reinhold, F., Die Bestockung der kursächsischen Wälder im 16. Jahrhundert, 1941; und 1944 (s. Anm. 46).

(48) Rubner, K. — Reinhold, F., das natürliche Waldbild Europas, 1953.

(49) Kuoch, R., Wälder der Schweizer Alpen im Verbreitungsgebiet der Weißtanne, Mittlg. d. Schweiz. Anst. f. d. forstl. Versuchswesen, 1954.

(50) „*Picea — Galium rotundifolium — Gesellschaft*“ nach J. u. M. Bartsch, Vegetationskunde des Schwarzwaldes, 1940.



## Die Donaueschinger Fasnacht in den letzten Jahrzehnten des Fürstentums

von Eduard Johne

Erst recht spät — 1746 — hören wir in den Akten des Fürstbergarchivs (1) etwas von der Donaueschinger Fasnacht. (2) Das bedeutet natürlich keineswegs, daß es vordem an der Donauquelle keine Fasnacht gegeben hätte. Die Volksfasnacht geht ja tief in das Mittelalter hinein und beruht im letzten Grunde auf heidnischen religiösen Gebräuchen. Die Zimmerische Chronik (3) bezeugt uns ausdrücklich und mehrfach das Bestehen von Fasnachtsbräuchen im 16. Jahrhundert auch in unserer Gegend, sie erzählt von Maskierungen, Mummenschanz, Umzügen, Fasnachtsspielen, ja sogar von einem Narengericht in Möhringen.

Die Obrigkeit hatte die Jahrhunderte hindurch keinen Grund, irgendwie in das Fasnachtstreiben einzugreifen, da es altgewohnt war und sich alljährlich in den üblichen Formen abspielte. Darum hat die Fasnacht in den Akten keinen Niederschlag gefunden. Erst als um die Mitte des 18. Jahrhunderts auf der Grundlage der „reinen Vernunft“ andere Anschauungen sich durchsetzten, als das Aufklärungszeitalter des Gelehrtentums und der aufgeklärte Absolutismus der Regenten das Volk, die Untertanen besser, vernünftiger und wohlhabender machen wollte, da mischte sich auch die Obrigkeit in die Fasnacht hinein. Da galt das Fasnachtsgetriebe als „Läpperei“ und Zeit- und Geldverschwendung. Das Volk aber hing an seinem treu gehüteten ertümlichen Vätererbe und wollte und konnte Eingriffe in sein altes Volksgut mit Recht nicht begreifen.

Der Fürst Josef Wilhelm Ernst zu Fürstenberg (1699—1762) organisierte das gesamte Staatswesen des Fürstentums neu. Er war ein besorgter und seine Standesgenossen geistig weit überragender Landesvater, dessen Staatsreformen von einer hohen politischen Klugheit zeugen; aber er konnte als ein Kind des beginnenden Aufklärungszeitalters und des aufgeklärten Absolutismus an den Fasnachtsbräuchen nicht stillschweigend vorübergehen. So erließ er 1746 eine Verordnung über die Sonntagsheiligung, über Tanzbelustigungen, über Hochzeiten und andere Festgelegenheiten, wobei er sich auch mit Fasnachtsbräuchen befaßte, und worin er das Fasnachtsbegreifen am Aschermittwoch untersagte. (4) Die Fasnacht selbst aber wurde keineswegs verboten.

Die Regierung unter seinem Sohne Josef Wenzel (1762—1783) ging schärfer gegen die Fasnacht vor. Sie untersagte 1783 bei strenger Strafe das „Hänsel- und Gretelspiel“ und sonstige Verkleidungen an Fasnacht, da sie „gegen die gute Polickey laufen“. Wir dürfen uns unter diesem „Hänsel- und Gretelspiel“ nicht etwa ein Theaterstück vorstellen, sondern das Herumspielen, Herumspringen von Hänseln und Greteln auf den Straßen. Dabei erfahren wir die interessante Tatsache, daß schon damals mit den Hänseln auch die Gretel auf den Straßen sprangen. Wenn demnach heute eine Gruppe von Verehrern der weiblichen Baaremer Volkstracht in deren Gebrauch an Fasnacht eine Herabwürdigung der Tracht sehen, so ist ihnen entgegenzuhalten, daß dieser Gebrauch der Tracht sehr viel weiter zurückgeht, als wir nachweisen können; denn es ist von einem alten Herkommen des Spieles die Rede.

Unter dem nächsten Fürsten Josef Maria Benedikt (1783—1796) war die Regierung gegen die Fasnachtsgebräuche nicht milder gestimmt. 1785 wurde in Hüfingen an Fasnacht der „bayrische Hiesel“ aufgeführt. Die Fürstliche Regierung hält dem Oberamte Hüfingen vor, daß sie nicht um Erlaubnis zur Aufführung gefragt worden sei. Das Oberamt in Hüfingen rechtfertigt sich damit, daß es sich bei den Fasnachtsspielen, ebenso wie bei dem 1781 in Hüfingen abgehaltenen „solennen“ Umzuge um alte Gebräuche handle, um die sich die Regierung bisher nicht gekümmert habe. Die Erlaubnis hierzu sei immer vom Oberamte gegeben worden. Das gelte auch von den Fasnachtsspielen in Geisingen. Im übrigen habe nicht nur das Oberamt, sondern auch der Hüfinger Pfarrer Merk das Stück vorher zensuriert. Ob nun die Fürstliche Regierung oder das Oberamt einschließlich des Pfarrers mehr Verständnis für Literatur und Volksbrauchtum besessen hat, muß heute mangels des corpus delicti dahin gestellt bleiben. Die Regierung behauptet in der Erwiderung, daß der „bayrische Hiesel“ ein sehr einfälliges Stück sei, nichts biete und nur „zu einig mäßiger Erlustigung deren Bauern aufgeführt“ worden sei. Jedenfalls verfügt die Regierung, daß künftighin immer sie selbst um Erlaubnis für Fasnachtsspiele und Umzüge zu fragen sei.

1787 gibt die Regierung bekannt, daß am Schmutzigen Donnerstag, Fasnachtsmontag und Fasnachtsdienstag, „männiglich“ erlaubt sei, in „Verkleidung und onerkannt auf denen Gassen“ zu erscheinen. Gern wurde die Erlaubnis anscheinend nicht gegeben; zum mindesten verbindet man das nicht zu Umgehende mit dem Nützlichen. Es wird nämlich gleichzeitig verfügt, daß jeder, der sich zu maskieren beabsichtige, sich vorher bei der Polizei melden und für

jeden Tag 12 Kreuzer in die Armenkasse zahlen muß, wofür er ein „Billiet“, also eine Bescheinigung erhält. Diese Bescheinigung gilt zugleich als Kennkarte; der Narr muß das „Billiet“ deshalb bei sich führen, widrigenfalls eine Strafe von 30 Kreuzern fällig wird. Das Ausleihen der „Billiets“ an andere kostet 1 Gulden Strafe. „Onanständige“ und „alzu schreckbare“ Masken sind bei Leibes- oder Geldstrafe verboten. Schließlich dürfen die Masken nur von 9 Uhr morgens bis 6 Uhr abends in den Gassen herumlaufen. Der Vogt wird gehalten, diese Verfügung der Gemeinde auf dem Rathause öffentlich zu verkünden. Gleichzeitig wird die Polizei angewiesen, alle, die sich maskieren wollen, mit der Nummer des „Billiets“ in eine namentliche Liste einzutragen, die Masken während des Fasnachtslaufens von Zeit zu Zeit zu visitieren, darauf zu sehen, daß „keine onanständigen und ärgerlichen Zotten und Bossen oder sonsten Gewühl und Schlägereien“ vorkommen. „Denen allhiesigen Studenten“ aber wird das Fasnachtslaufen „aufs schärfste“ verboten.

1788 wird das Fasnachtslaufen (Hansellaufen) unter ähnlichen Bedingungen wieder gestattet, jedoch nur bis 5 Uhr abends. Es werden aber keine „Billietts“ mehr ausgegeben, und die Masken müssen den „Batzen“ nicht mehr in die Armenkasse, sondern den kontrollierenden Polizeidienern zahlen. Aus der Verordnung geht hervor, daß die Masken sich nicht nur in den Gassen bewegten, sondern sich auch in die Häuser begaben. Im letzteren Falle müssen sie sich dabei den Polizeidienern zu erkennen geben, damit sich nicht „fremde Bettler oder gar Diebe in die Behausungen einschleichen“.

Am Aschermittwoch ist jeder Lärm und jede Vermummung, ebenso das Fasnachtsbegaben nachdrücklich untersagt.

Wer gegen die Anweisungen verstößt, wird sofort in das Fürstliche Schloß zur schärfsten Bestrafung abgeführt.

1789 wird das Maskenlaufen wieder bis 6 Uhr abends erlaubt. Ehrbares Betragen wird den Masken aufs neue eingeschärft. Von Erlaubnisgebühren ist diesmal nicht die Rede, wohl aber davon, daß keine Maske es wagen soll, in das Fürstliche Schloß zu dringen oder gar vor den Herrschaften zu erscheinen, während diese bei der Tafel sitzen. Derartiges war also früher der Fall gewesen, was uns im Jahre 1791 ausdrücklich bezeugt wird.

Das Jahr 1791 brachte ein Sturmlaufen gegen und für das Hansel- oder Narrenlaufen. Der Fürst scheint — wie alle Jahre — geneigt gewesen zu sein, auch 1791 das Narrenlaufen zu gestatten. Der erste Angriff dagegen kommt vom Polizeikommissar Merk, der einen geharnischten Bericht an die Fürstliche Regierung (Hofkammer) losläßt. Er weist darauf hin, daß sich vor Jahren an dem

Narrenlaufen nur 12—20 Bürgersöhne und der niedrigste Pöbel beteiligt hätten, daß aber in der letzten Zeit auch Personen höheren Standes am Narrenlaufen Geschmack gefunden hätten, sodaß die Zahl der Narren jetzt 100 und mehr betrage. Das Narrenlaufen sei einmal gesundheitsschädlich, zum andernmale bedeute es eine große Verschwendung, da viele 100 Gulden alljährlich für „Roilen (5) und Kleider“ ins Ausland gingen. Den Gewinn hätten nur einige Donaueschinger Bürger, die um einen „Judenzins“ von 6—9 Batzen die Stunde Fasnachtskleider (in der Hauptsach wohl Hanselekkostüme) ausleihen. Handwerker, Tagelöhner, Dienstboten wären früher mit 1 oder 2 Gulden die ganze Fasnacht über ausgekommen, jetzt aber brauchen sie 8 und 10 Gulden und noch mehr, so daß sie entweder das Jahr über hungern müßten, oder sie wären veranlaßt, „ihren geschwächten Beuttel durch verbottene Griffe zu unterstützen“.

Die Durchlauchtigsten Herrschaften hätten seit einigen Jahren den Narren freien Zutritt zur Fürstlichen Tafel gestattet, seien aber dabei mit gröblichen Worten beleidigt worden.

Auf offener Straße habe man die nützliche Normallehre (also die Schulbücher) lächerlich gemacht; einem Kaufmann sei ein großer Zuckerhut von seinem besten Freunde gestohlen worden, und dem Hofbediensteten Günter sei eine „Medicin-Gutter“ (also eine Medizinflasche) an den Kopf geworfen worden, daß er geblutet habe. Er selbst (Merk) sei zwar bisher ungeschlagen davon gekommen, aber man wisse nicht, was ihm als pflichtbewußten Polizeikommissar heuer passieren könne.

Der Regierungspräsident Freiherr von Laßberg schlägt auf diesen Bericht hin sofort in die gleiche Kerbe. Laßberg (der Vater des späteren Landesoberforstmeisters und bekannten Germanisten Josef von Laßberg) verfaßt ein Prämemoria; er zählt noch weitere Untaten der Narren auf; sogar in Beamtenhäusern seien sie eingedrungen, und einer von ihnen habe auf offener Straße der Hofrätin Rehmann (Gattin des Fürstl. Leibarztes Dr. Josef Rehmann) mit der Pritsche auf den Kopf geschlagen; (wahrscheinlich ist das ihrer hohen Frisur à la mode nicht gut bekommen). Ja es haben vermumnte Narren, die in die Wohnungen gekommen seien, sogar die Damen von Beamten auf das Bett geworfen und ihnen das Halstuch zerrissen, worauf sie wieder unerkannt verschwunden wären. Er selbst (Laßberg) sei vor der alljährlichen „Dollwuth“ immer durch eine in diesen Tagen unternommene Reise geflüchtet. Er habe auch alljährlich beim Fürsten beantragt, das Narrenlaufen zu verbieten, aber der Fürst habe es schließlich doch immer wieder gestattet. Heuer aber wolle er darauf dringen, daß das „so unsinnige Narren-

laufen aus den oben angeführten bewäg Ursachen gänzlich und auff das schärfste verboten, somit die Faschings Ergötzlichkeiten lediglich in die wirts- und schenk Häusern" verwiesen werden.

Die Hofkammer „referiert umständlich“ nun dem Fürsten mit dem Erfolge, daß das Narrenlaufen 1791 tatsächlich verboten wird. Die ausführlich begründete Verbotsanzeige wird verfaßt und in die Druckerei des „Donaueschinger Wochenblattes“ gegeben. Die Polizei sollte verstärkt und die Schloßwache verdoppelt werden; es sollte von der Polizei fleißig in den Straßen „patrolliert“, und etwaige Narren sollten sofort arretiert werden.

Der Regierungspräsident triumphierte, aber er hatte die Rechnung ohne die regierende Fürstin Maria Antonia, eine Prinzessin von Hohenzollern-Hechingen, gemacht. Wenige Tage nach dem erlassenen Verbote wurde der Kammerherr Hofrat Clavel von ihr zum Regierungspräsidenten von Laßberg geschickt mit dem Bedeuten, daß dieser die Veröffentlichung des Narrenlaufenverbotes in der Zeitung vorerst zurückhalten solle. Es war die höchste Zeit; denn der Drucker hatte die Anzeige schon gesetzt.

Am Nachmittag des gleichen Tages wurde Laßberg zum Fürsten gerufen; der Fürst zeigte ihm eine Bittschrift einer „Gesellschaft junger Leuthen oder junger Narren“ und genehmigte das Narrenlaufen. Dem entsetzten Laßberg blieb nichts anderes übrig, als Vorschläge zu erstatten, um Auswüchse beim Narrenlaufen zu verhindern.

Was war geschehen? Die Donaueschinger hatten sich zweifellos hinter die Fürstin gesteckt, die allem Anschein nach am Narrentreiben ihre Freude hatte. Vermutlich hat die Fürstin den jungen Leuten selbst den Rat gegeben, sich mit einem Bittgesuch an ihren Gemahl den Fürsten Josef Maria Benedikt zu wenden, der daraufhin — wahrscheinlich gar nicht so ungern — das ihm schon abgerungene Verbot wieder aufhob.

Es kann kein Zweifel sein: Der Widerstand gegen das öffentliche Fasnachtstreiben ging nicht vom Fürsten oder dem Fürstlichen Hofe aus, sondern seine Seele war der Regierungspräsident Freiherr von Laßberg, der schon aus Standesrücksichten kein Freund fasnächtlicher Dinge war. Zudem waren die Laßbergs kein heimisches Geschlecht, sondern stammten aus dem im allgemeinen Fasnacht-ungewohnten Oberösterreich, wenn sie auch schon eine Reihe von Jahrzehnten nach Donaueschingen verpflanzt waren. Die übrigen Regierungsmitglieder und Hofräte scheinen die Aufhebung des Fasnachtsverbotes begrüßt zu haben. Als Laßberg ihnen in einem Rundschreiben den Entschluß des Fürsten mitteilt und seine Anträge zur Verhinderung von Auswüchsen beim Narrenlaufen unterbreitet, unterschreiben

sie mit dem Zusatz: „Mit vorstehendem Präsidial-Antrag vollkommen einverstanden“ von Huppmann, Clavel, Fischer, Hepp, von Anthony etc.

Ebenso aber kann es auch keinem Zweifel unterliegen, daß es beim Hansel- und Narrenlaufen nicht immer fein zuging, daß sich viele Unzuträglichkeiten, Derbheiten, ja Rohheiten eingeschlichen hatten, wenn man vielleicht auch die von Merk und Laßberg vorgebrachten Einzelheiten nicht verallgemeinern darf. Die Bittschrift der „Gesellschaft junger Leute“ gibt derartige Exzesse ohne weiteres zu. Aber sie hätten keinen Anteil daran, sondern sie liefen „zur allgemeinen Freude und zum Vergnügen Narren“. Schuldige sollte man „zur empfindlichen Strafe ziehen“. Sie selbst wollten für Anständigkeit und Ehrbarkeit Sorge tragen. Zu diesem Behufe unterbreiten sie dem Fürsten 6 Artikel, die einzuhalten sie sich verpflichten. Sie wollen eine Gesellschaft gründen, deren Mitglieder sich namentlich bei der Polizei „einregistrieren“ lassen müssen. Personen, die, ohne Mitglieder der Gesellschaft zu sein, Narren laufen, sollen von der Polizei arretiert werden. Jedes Mitglied soll von der Polizei einen Erlaubnisschein erhalten. Wer ohne Erlaubnisschein Narren läuft, soll von der Polizei der Gesellschaft selbst zur wirksamen Bestrafung übergeben werden. Für jeden Erlaubnisschein sollen 16 Kreuzer gezahlt werden, von denen 12 Kreuzer in die Armenkasse fließen und 4 Kreuzer die Polizeidiener erhalten sollen. Wer sein Narrenkleid einem Freunde ausleiht, haftet für dessen etwa verübten Unfug.

Am meisten interessiert uns bei diesen Artikeln, daß eine Narren-gesellschaft gebildet wird. Die Regierung genehmigt auch die Gründung dieser Gesellschaft.

Die Gesellschaft der Narrenläufer erhält ausdrücklich die Genehmigung, auf dem Schloßhof ihr Treiben auszuüben, nur das Schloß selbst bleibt ihr verschlossen. Man kann sich unschwer vorstellen, wie die Fürstin Maria Antonia von einem Fenster des Schlosses aus belustigt den Fasnachtsnarren zugeschaut, vielleicht sogar zugewinkt hat.

9 Jahre lang von 1791—1801 schweigen die Akten über Fasnacht und Narrenlaufen, wohl ein Beweis dafür, daß die Narren-gesellschaft Vorbildlich ihre Aufgaben wahrgenommen hat, und daß keine Exzesse mehr vorgekommen sind. 1801 aber wird das Narrenlaufen verboten, aber nur aus dem Grunde, weil Donaueschingen von französischem Militär besetzt war, und man Zusammenstöße zwischen Hanseln und napoleonischen Soldaten befürchtete. In den folgenden Jahren wird jeweils das Hansele-Laufen gegen eine Gebühr von

12 Kreuzern ohne weiteres gestattet. 1806 hat die Regierung wegen der gerade in diesem Jahre auch für Donaueschingen besonders schweren Kriegereignisse Bedenken gegen den Hanselelauf, erlaubt ihn aber doch.

Die Zeiten und damit auch die Anschauungen hatten sich geändert. Hatten sich schon unsere Klassiker, vor allem Herder und Goethe, mit der deutschen Vorzeit liebevoll beschäftigt, so begeisterte sich die deutsche Romantik für alles „Altdeutsche“, für alte Literatur und Kunst und für alte Volksbräuche. Man sah in diesem Brauchtum nicht mehr „Läpperei“ und Unfug, sondern echtes Volkstum.

1806 verfiel das Fürstentum Fürstenberg der Mediatisierung, der Auflösung durch Napoleon. Die Polizeigewalt ging allmählich an das Land Baden über. 1809 wird die Fasnacht zum letztenmale durch eine Fürstenbergische Regierung genehmigt.

Das Fasnachtstreiben aber blühte weiter. 1834 wird in Donaueschingen ein „Narrenorden“, also eine Narrengesellschaft gegründet, die halb Donaueschingen zu Mitgliedern hatte. Alle Fürstlichen Beamten und alle Honorationen der Stadt gehörten ihr an, selbstverständlich auch die Prinzen. Alles lief Hansel, es wurden Umzüge großen Stiles veranstaltet, im Fürstlichen Hoftheater wurden Fasnachtsspiele aufgeführt, und unter den Schauspielern finden wir sogar die Fürstin Amalie, die Gattin des Fürsten Karl Egon II. Alljährlich waltete ein Narrenvater seines närrischen Amtes.

#### Anmerkungen

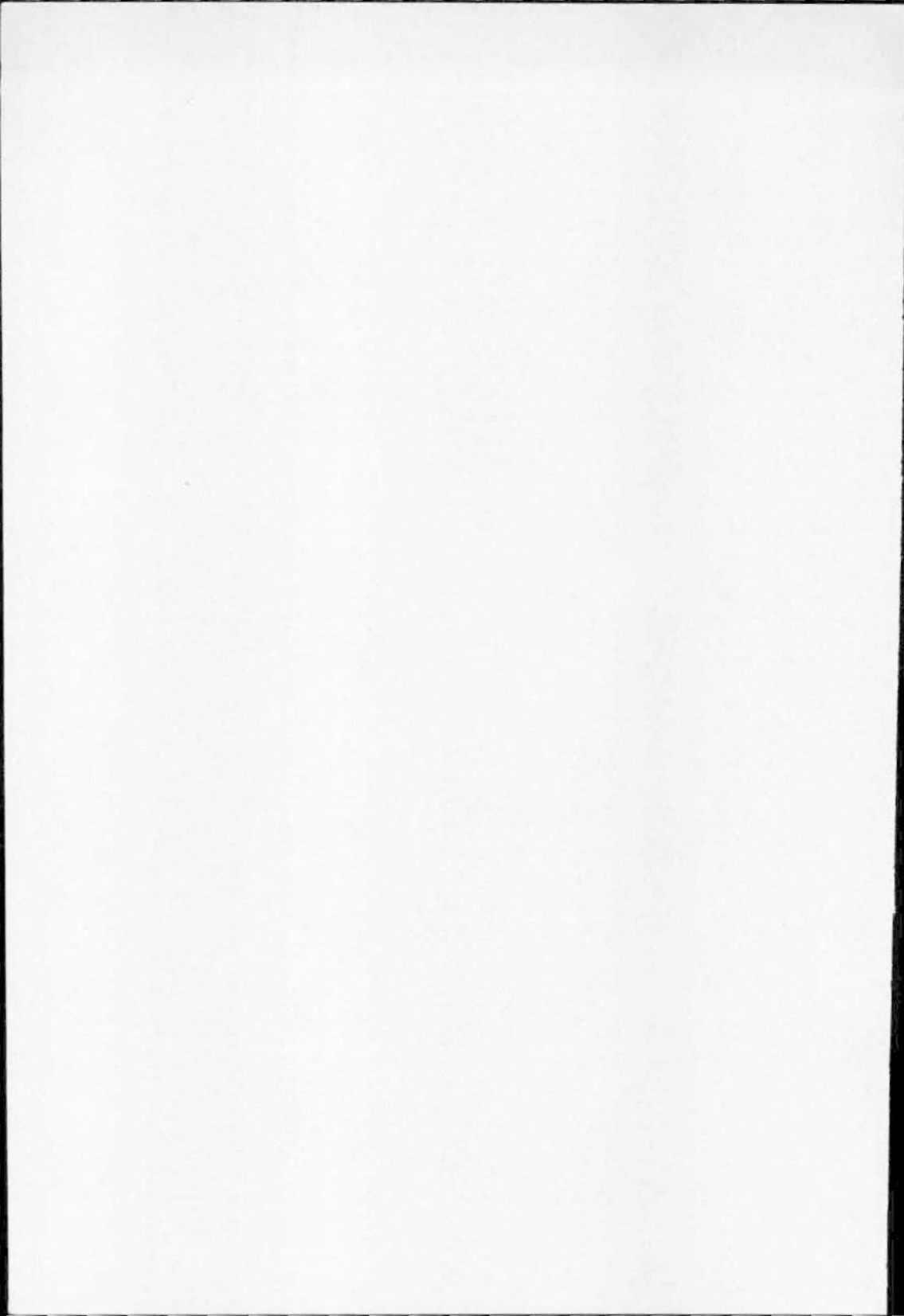
(1) Fasz. Politika XII, 5, worauf die Darstellung beruht.

(2) Der vorstehende Aufsatz wurde im Programmheft „Hundert Jahre Narrenzunft Donaueschingen“ 1953 gedruckt. Da es sich hierbei um eine schwer zugängliche und überdies leicht vergängliche Stelle handelt, wird er hier mit geringen Änderungen nochmals veröffentlicht.

(3) Zimmerische Chronik, Handschrift in der Fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek in Donaueschingen, herausgegeben von Karl August Barack, 2. Auflage, Freiburg i. B. und Tübingen, J. C. B. Mohr, 1882.

(4) Vgl. dazu: Eduard Johne, Fürst Joseph Wilhelm Ernst zu Fürstenberg. Bad. Heimat. Die Baar. Jahrgang 25, 1938. S. 291 ff.

(5) Das sind die Schellen (Glocken), die von den Hanseln an Riemen kreuzweise über Brust und Rücken getragen werden.





## Inhaltsverzeichnis

Seite

Von der Größe des Waldes. Essay von Josef Nikolaus Köstler. Mit 8 Abbildungen.	7
Der Hochaltar der Klosterkirche Amtenhausen. Ein Beitrag zur Geschichte der süddeutschen Barockplastik. Von Christian Altgraf zu Salm. Mit 6 Abbildungen und 1 Stammtafel	19
Greifvögel der Baar. Beobachtungen und Aufzeichnungen (1927- 1953) Von Karl Wacker.	41
Die Bergmünzen aus dem ehemaligen Fürstentum Fürstenberg. Von Franz Kirchheimer. Mit 2 Tafeln und 2 Textabbil- dungen.	72
Fürst Anton Egon zu Fürstenberg (1656-1716), Statthalter August des Starken in Sachsen, im Spiegel zweier Lobgedichte. Von Eduard John e. Mit 1 Abbildung.	107
Fürstin Elisabeth zu Fürstenberg im Kampf um die Erhaltung der Rechte ihres mediatisierten Hauses. Von Karl Siegfried Bader. Mit 1 Abbildung.	119
Johanns Acherts Werke in den Fürstlich Fürstenbergischen Samm- lungen. Von Ellen L. Noack-Heuck. Mit 10 Abbildungen.	154
Die Stadt Fürstenberg. Von Werner Noack. Mit 1 Abbildung und 4 Textabbildungen.	159
Die Donaueschinger Handschrift 335. Ein Beitrag zum Werk des Jean Colombe. Von Erna Huber. Mit 6 Abbildungen.	174
Schulprämienmedaillen des Fürsten Joseph Wenzislaus zu Fürsten- berg. Von Josef Holler. Mit 2 Abbildungen.	186
Geologische und biostratonomische Beobachtungen an der unter- pliozänen Fossilfundstätte Höwenegg/Hegau. Von Erwin J ö r g. Mit 4 Abbildungen, 1 Textabbildung und 1 Falttafel	198
Zur Ökologie der jungtertiären Säugetiere vom Höwenegg/Hegau und zur Biostratigraphie der europäischen Hipparion-Fauna. Von H. Tobien. Mit 3 Textabbildungen.	208
Das natürliche Waldbild der Baar und der angrenzenden Land- schaften. Von Fritz Reinhold. Mit 5 Textabbildungen.	224
Die Donaueschinger Fasnacht in den letzten Jahrzehnten des Fürstentums. Von Eduard John e.	269



